134

FLORIAN KÜHRER-WIELACH/
MARKUS WINKLER (HGG.)

Mutter: Land – Vater: Staat

Loyalitätskonflikte, politische Neuorientierung und der Erste Weltkrieg im österreichisch-russländischen Grenzraum

IKGS | Verlag Friedrich Pustet

Mutter: Land – Vater: Staat

Veröffentlichungen des Instituts
für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas
an der Ludwig-Maximilians-Universität München

Band 134

Herausgegeben von
Florian Kührer-Wielach und Konrad Gündisch

FLORIAN KÜHRER-WIELACH
UND
MARKUS WINKLER (HGG.)

Mutter: Land – Vater: Staat

Loyalitätskonflikte, politische Neuorientierung und der Erste Weltkrieg im österreichisch-russländischen Grenzraum

Verlag Friedrich Pustet
Regensburg

Gefördert von der Beauftragten
der Bundesregierung für Kultur und Medien
aufgrund eines Beschlusses des
Deutschen Bundestages

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über http://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-7917-2927-5
© 2017 by Verlag Friedrich Pustet, Regensburg
Reihen-/Umschlaggestaltung und Layout: Martin Veicht, Regensburg
Umschlagmotiv: Kaiser Karl I. an der Ostfront. Empfang in einer Ortschaft
in der Bukowina, vermutlich am 10. Dezember 1917 (Aufnahme: Heinrich Schuhmann;
Österreichische Nationalbibliothek)
Satz: Martin Vollnhals, Neustadt a. d. Donau
Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg
Printed in Germany 2017

Diese Publikation ist auch als eBook erhältlich:
eISBN 978-3-7917-7176-2 (pdf)

Weitere Publikationen aus unserem Programm
finden Sie auf www.verlag-pustet.de
Kontakt und Bestellungen unter verlag@pustet.de

Inhalt

FLORIAN KÜHRER-WIELACH UND MARKUS WINKLER — Einleitung 7

I. Wahrnehmung

ISABEL RÖSKAU-RYDEL — Die Wahrnehmung des galizischen Kriegsschauplatzes in Kriegsberichten, Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen von Deutschen und Österreichern 19

ANDREI CORBEA-HOISIE — Czernowitzer „Geiseln" in Russland im Ersten Weltkrieg: Philipp Menczel und Mayer Ebner 41

PETER RYCHLO — Zur ukrainischen Literatur aus Galizien und der Bukowina im Ersten Weltkrieg Eine Bestandsaufnahme 57

KATI BRUNNER UND SVITLANA KYRYLYUK — *Zwischen*menschen im *Zwischen*raum Der Erste Weltkrieg und die Bukowina in ukrainischsprachigen Prosatexten von Ol'ha Kobyljans'ka, Osyp Makovej und Ivan Bažans'kyj 67

CRISTINA SPINEI — So fern und doch so nah Der Erste Weltkrieg in Texten Israel Joshua Singers und Scholem Alejchems 83

II. Neuorientierung

MARIANA HAUSLEITNER — Konfliktfelder zwischen Rumänen und Ukrainern in der Bukowina zwischen 1910 und 1920 97

MARC STEGHERR — Die Karpatho-Ruthenen und der Erste Weltkrieg
Zwischen vorsichtiger politischer Emanzipation und Verfolgung 119

SVETLANA SUVEICA — Negotiating Loyalty
The Bessarabian Germans from the Russian Empire to the Romanian Nation-State (1917–1919) 135

HANS-JOACHIM HAHN — Von der Front nach Zion
Jüdische Sichtweisen auf den Ersten Weltkrieg im Osten Europas 153

KURT SCHARR — „Eine überaus peinliche Lage“
Die deutschsprachigen Professoren der Czernowitzer Universität zwischen Exil und Neuanfang 1914–1920 167

Exkurs: Feldforschungen in der Bukowina

JEVGENIJ PAŠČENKO — Croatian Troops in Bukovina 1914–1918
The Reconstruction Problem 195

Personenverzeichnis 209

Autorinnen und Autoren 213

Einleitung

FLORIAN KÜHRER-WIELACH UND MARKUS WINKLER

Der vorliegende Band ist das Ergebnis einer internationalen Tagung in Czernowitz (ukr. Černivci), deren Inhalte und Ziele eine zum Zeitpunkt ihrer Konzeption kaum geahnte Aktualität erhalten haben.[1] Vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Ukraine seit dem Frühjahr 2014 und den damit zusammenhängenden Prozessen, deren Verlauf oder gar Ende heute noch nicht absehbar sind, erscheint die Notwendigkeit des Austauschs über die Kriegs- und Konfliktgeschichte und ihre Folgen im mittel- und osteuropäischen Grenzraum dringlicher denn je. Die akademische Sicht auf den Ersten Weltkrieg führt – gerade bei einer Tagung in der Ukraine – zwangsläufig zu der Frage nach den Langzeitwirkungen der Kriegs- und Nachkriegsereignisse, die die nationalgeschichtlichen Diskurse bis heute prägen. Die Veranstalter haben mit dieser Tagung ein Zeichen zu setzen versucht, dass Kooperationen und Dialogbereitschaft in den Geisteswissenschaften immer auch einen Mehrwert haben und zur Verständigung beitragen.

Die Tagung setzte sich zum Ziel, die als Folge des Ersten Weltkrieges entstandenen Dilemmata zwischen nationaler, staatlicher und kultureller Orientierung in den Bevölkerungsgruppen der Regionen Bukowina, Galizien und Bessarabien zu untersuchen. Ein interdisziplinäres Instrumentarium (Kulturwissenschaft, Geschichtsforschung, Literaturwissenschaft, Philologie, Geographie, Politikwissenschaft) sollte dabei der komplexen Situation im von Multiethnizität sowie konfessioneller und sprachlicher Vielfalt geprägten österreichisch-russländischen Grenzraum Rechnung tragen. Die Begriffe „österreichisch" und „russländisch" stehen in diesem Zusammenhang für zwei antagonistische Einflusszonen, die sich ab 1917 in einem umfassenden Transformations- bzw. Zerfallsprozess befanden. Die pragmatische Beschränkung auf diese beiden Pole im Titel dieses

1 Zerrissene Loyalitäten: Politische und kulturelle Orientierungen im Ersten Weltkrieg – Bukowina, Galizien, Bessarabien (28. bis 30. Mai 2015, Czernowitz/Černivci, Ukraine). Internationale Konferenz des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und der Nationalen Jurij-Fed'kovyč-Universität Czernowitz/Černivci, Ukraine. Konferenzwebseite: https://loyalitaeten.wordpress.com>, 17.3.2017.

Bandes soll jedoch nicht über die komplexen Entwicklungen in dieser Periode hinwegtäuschen: Die kriegs- und revolutionsbedingten Front- und Grenzverschiebungen zwischen den beiden Imperien und die Gründung ephemerer eigenstaatlicher bzw. teilautonomer Entitäten wie der Ukrainischen Volksrepublik oder der Moldauischen Demokratischen Republik beförderten das Gefühl der Heimatlosigkeit, Zerrissenheit und des „Da-Zwischenseins" (Brunner, Kyrylyuk). Die titelgebende Familienmetapher – „Mutter: Land – Vater: Staat" – verweist nicht nur auf Loyalitätsverschiebungen zwischen (imperialer) *patria* und (ethnisch demarkierter) *natio*, sondern versucht neben *kollektiven* Prozessen der Neuorientierung auch die *individuellen* Aspekte der Kriegs- und Nachkriegserfahrung anzudeuten. Der interdisziplinäre Fokus auf die Bevölkerung der in diesem Raum historisch eng verbundenen Regionen ermöglichte somit eine vertiefende Darstellung der Auswirkungen des Krieges und ihrer Repräsentationen in Publizistik und Historiographie. Im Rahmen des Tagungsprogramms wurden deutsche, jüdische, moldauische, österreichisch-ungarische, polnische, rumänische, russische und ukrainische Perspektiven auf die Situation und Entwicklung der Bevölkerung im Ersten Weltkrieg vergleichend nebeneinandergestellt und unter verflechtungsgeschichtlichen Aspekten betrachtet.

Die Forschung zum Ersten Weltkrieg hat durch den 100. Jahrestag des Kriegsbeginns enormen Auftrieb erhalten: In den Quellensammlungen[2] und den gesamteuropäischen und globalhistorischen, verflechtungsgeschichtlich oder erinnerungskulturell geprägten Analysen sowie vor allem in den einschlägigen Synthesen zeichnet sich ab, dass die Situation an der „Ostfront" bzw. im ostmittel- und südosteuropäischen „Hinterland" nach wie vor unterrepräsentiert ist.[3] Der vom Krieg und den Kriegsfolgen massiv betroffene „Zwischenraum" der historischen Regionen Bukowina, Galizien und Bessarabien – gleichsam die südliche Flanke der „Bloodlands"[4], die sich schon vor Hitler und Stalin

2 Einen Überblick zu einschlägigen Online-Publikationen bietet der Beitrag von Isabel Röskau-Rydel in diesem Band.

3 Christopher Clark: Die Schlafwandler. Wie Europa in den Ersten Weltkrieg zog. München 2013; Herfried Münkler: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918. Berlin 2013; Ernst Piper: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Berlin 2013; Jörn Leonhard: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges, München 2014; Sean McMeekin: Juli 1914. Der Countdown in den Krieg. Berlin 2014; vgl. auch die Sammelrezension Hans Rudolf Wahls zu: Winter, Jay (Hg.): The Cambridge History of the First World War. Cambridge 2014 / Hastings, Max: Catastrophe. Europe Goes to War 1914. London 2013 / Münkler, Herfried: Der Große Krieg. Die Welt 1914 bis 1918. Berlin 2013 / Janz, Oliver: 14. Der große Krieg. Frankfurt/M. 2013 / Leonhard, Jörn: Die Büchse der Pandora. Geschichte des Ersten Weltkrieges. München 2014. In: H-Soz-Kult, 5.9.2014, <www.hsozkult.de/publicationreview/id/rezbuecher-22260>, 10.4.2017.

4 Timothy Snyder: Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin. New York 2010.

„von der Front zum Gewaltraum“[5] gewandelt hatten – wird zumeist nur am Rande thematisiert.[6]

Die unmittelbare bzw. mittelbare Lage im Grenzraum von Imperien ließ diesen Raum, im Gegensatz zur im „Westen“ dominanten, allgemeinen Wahrnehmung, zu einem Epizentrum des Krieges und seiner langfristigen Auswirkungen werden: Die behandelten Regionen zeitigten im und nach dem Ersten Weltkrieg eine radikale politisch-administrative Umstrukturierung und, damit zusammenhängend, eine kollektive und individuelle Neuorientierung. Die mangelnde Berücksichtigung der komplexen Bevölkerungssituation im Zuge der Neuordnung Ostmittel- und Südosteuropas während und nach dem Ersten Weltkrieg führte zu jener unglücklichen Lage in den neuerrichteten staatlichen Entitäten, die auf lange Sicht in einer Reihe von *frozen conflicts* und weiteren Kriegen mündete.

Zum Band

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges und den in seinem Verlauf getätigten Kriegserklärungen bzw. Friedensschlüssen fanden sich Bevölkerungsgruppen in der Bukowina, Galizien und Bessarabien auf der „falschen“ Seite der Front wieder, sahen die Auflösung ihres „Vaterlandes“ (Staatnation) und die Staatwerdung der „Mutternation“[7], wie dies insbesondere die Ukrainer bzw. Ruthenen sowie die Rumänen bzw. Moldauer des russländischen und des österreichisch-ungarischen Kaiserreiches erlebten. Wie vor allem auch Juden und Polen standen sie ihren „Konationalen“ oft auf der jeweils anderen Seite der Front – direkt oder indirekt – gegenüber. Nationale Affinitäten mussten sich staatlichen Loyalitäten unterordnen, die ihnen die historische Prägung bzw. der Krieg abverlangten. Obwohl Gruppenzugehörigkeit in aller Regel eine Mehrfachaffiliation

5 Leonhard: Pandora, S. 811–826.

6 Wolfgang Höpken, Wim van Meurs (Hgg.): Der Erste Weltkrieg auf dem Balkan: Ereignis, Erfahrung und Erinnerung. Leipzig 2017 (Südosteuropa-Jahrbuch, 42); Wolfram Dornik, Julia Walleczek-Fritz, Stefan Wedrac (Hgg.), unter Mitarbeit von Markus Wurzer: Frontwechsel. Österreich-Ungarns „Großer Krieg“ im Vergleich. Wien, Köln, Weimar 2014; Alfred Eisfeld, Konrad Maier (Hgg.): Loyalität, Legitimität, Legalität. Zerfall-, Separations- und Souveränisierungsprozesse in Ostmittel- und Osteuropa 1914–1921. Wiesbaden 2014 (Veröffentlichungen des Nordost-Instituts, 17); Totentanz. Der Erste Weltkrieg im Osten Europas. Osteuropa 2–4 (2014). Rezent für eine regionsbezogene Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg: Harald Heppner (Hg.): Umbruch mit Schlachtenlärm: Siebenbürgen und der Erste Weltkrieg. Köln, Weimar, Wien 2017 (Siebenbürgisches Archiv, 44).

7 Vgl. Miroslav Hroch: Minderheiten als Problem der vergleichenden Nationalismusforschung. In: Hans Henning Hahn, Peter Kunze (Hgg.): Nationale Minderheiten und staatliche Minderheitenpolitik in Deutschland im 19. Jahrhundert. Berlin 1999, S. 9–18.

auf verschiedenen Ebenen (Staatsbürgerschaft, Nation, Konfession, regionale Identität etc.) bedeutet, zwang die Dynamik des Krieges bzw. seines Endes viele Individuen, sich für eine einzige Zugehörigkeit zu entscheiden. Der auf ethnonationaler Eindeutigkeit basierende Nationalstaat schien in vielen Fällen der einzige Ausweg stabiler Vergemeinschaftung zu sein. In einer noch problematischeren Lage fanden sich die Juden, denen die Loyalität zu den Staaten, für die sie kämpften, oft abgesprochen wurde.[8] Das Gefühl, nicht Teil der kriegsbedingt solidarischen Gesellschaft sein zu dürfen, kann als ein bedeutender Katalysator der zionistischen Idee gedeutet werden.

Für die politischen Akteure und kulturellen Repräsentanten der verschiedenen Gruppen war ein Zerfall der den Raum dominierenden Imperien jedoch lange Zeit jenseits des Vorstell- und Sagbaren, sodass die tatsächlichen Kriegsfolgen – die Zerteilung Österreich-Ungarns, die erwähnten, rasch gescheiterten Staatsbildungsversuche in Bessarabien und in mehrheitlich von Ukrainern bewohnten Gebieten (Ukrainische Volksrepublik, Westukrainische Volksrepublik) sowie die Erweiterung Rumäniens (Transsilvanien, Bukowina, Bessarabien) bzw. die Gründung der Zweiten Polnischen Republik (Galizien) – vor 1917/1918 kaum eine realistische politische Option in den öffentlichen Diskursen dargestellt hatten. Die Gelegenheiten zur Etablierung bzw. Erweiterung von Nationalstaaten wurden dementsprechend spontan und unvorbereitet ergriffen. Zusätzlich zu diesen divergierenden, parallel existierenden, teils konkurrierenden, teils kompatiblen Orientierungsmustern zwischen Nation und Staat spielten zudem Fragen der konfessionellen und regionalen Zugehörigkeit eine bedeutende Rolle. Der Krieg, das damit verbundene Leiden und Sterben, erzwungene Migration und Verteilungskämpfe, aber auch Loyalitätsdiskurse und -konflikte wirkten sich auch auf Denkweisen und Verhaltensmuster der Bevölkerung sowie den vom Krieg dominierten Alltag aus. Der österreichisch-russländische Grenzraum mit seinen historischen Regionen Bukowina, Galizien und Bessarabien stellt daher ein hervorragendes Fallbeispiel für eine eingehende Analyse dieser komplexen, in den Jahren ab 1914 sich in beschleunigtem Wandel befindlichen Zustände dar.

Schwerpunkt einer solchen wissenschaftlichen Analyse ist die Auswertung von Kriegsliteratur im weitesten Sinne. Sie unterliegt spezifischen Kriterien, aus denen sich Wahrnehmungs- und Deutungsmuster ermitteln lassen. Quellenkritik sollte gerade bei Themen und Inhalten, die propagandistisch nutzbar

8 Vgl. Sarah Panter: Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg. Göttingen 2014 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 235); Ulrike Heikaus, Julia B. Köhne (Hgg.): Krieg! 1914–1918. Juden zwischen den Fronten. München 2014 (Ausstellungskatalog zur gleichnamigen Ausstellung des Jüdischen Museums München).

gemacht wurden, die Verfasser, Empfänger und Intentionen, den Ort und Zeitraum der Kriegserfahrung sowie die Form und den Zeitpunkt der Veröffentlichung in den Blick nehmen. Zeitzeugenberichte und Kriegstagebücher von Soldaten, Deportierten oder Autoren sowie Kriegsdarstellungen und Militärparadigmen in Prosawerken deutschsprachiger, jiddischer, polnischer, rumänischer und ukrainischer Autoren zeigen eines auf: dass die Region auch ein Diskursraum war und ist, der Narrative generierte, die bis heute durch ihre Rezeption – auch im europäischen Kontext – nachwirken. Darum setzt sich der erste Teil des Bandes mit repräsentativen Aspekten der *Wahrnehmung* auseinander, während der zweite Teil exemplarischen Prozessen der *Neuorientierung* gewidmet ist.

Die ersten beiden Beiträge dieses Bandes wenden sich nichtfiktionalen und dokumentarischen Texten zu, die sowohl im Krieg als auch Jahrzehnte später publiziert wurden und in denen die Wahrnehmung des Krieges durch eine habsburgische, preußische oder auch jüdische Sozialisation der Verfasser geprägt ist. Wie sich Kriegserfahrungen auf die Lebenswelten von Gruppen und Individuen unterschiedlich auswirken, thematisiert Isabel Röskau-Rydel (Krakau/Kraków) in ihrem Beitrag *Die Wahrnehmung des galizischen Kriegsschauplatzes in Kriegsberichten, Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen von Deutschen und Österreichern*. Preußische und österreichische Truppen standen im Ersten Weltkrieg in Galizien in gemeinsamen Verbänden der russländischen Armee gegenüber. Deutlich wird in vielen zeitgenössischen Texten und Dokumenten eine Kriegsbegeisterung und eine loyale Haltung gegenüber dem Staat und seiner Führung. Die Unvermeidlichkeit dieses Krieges wird ebenso akzeptiert wie die Kriegsopfer, selbst wenn es die eigene Familie betrifft. Es sind dies jedoch oftmals Diskurse der Eliten (Militär, Kirche und Künstler), deren Sendungsbewusstsein das Kriegserlebnis vor allem in den ersten Monaten nach Kriegsbeginn überhöhen. Ein ungeschöntes Bild der Kriegswirklichkeit zeichnen hingegen Personen, die nicht dem Militär angehörten oder lediglich niedrigere Dienstgrade bekleideten. Sie beschreiben vor allem das menschliche Leid, die Grausamkeit der Kriegsereignisse in einer Region, die durch permanente Frontverschiebungen geprägt war. Für viele Zivilisten und Militärs war Galizien auch Ausgangspunkt einer mehrjährigen Inhaftierung in österreichischen und russischen Kriegsgefangenenlagern.

Dieses Thema greift auch Andrei Corbea-Hoisie (Jassy/Iaşi) in seinem Beitrag *Czernowitzer „Geiseln" in Russland im Ersten Weltkrieg: Philipp Menczel und Mayer Ebner* auf. Philipp Menczel und Mayer Ebner waren in Czernowitz zionistisch und journalistisch aktiv und gerieten kurz nach Kriegsbeginn in mehrjährige russische Gefangenschaft. Über ihre Erlebnisse berichteten beide – Menczel in einer Monographie nach seiner Rückkehr aus Sibirien 1915, Ebner

indirekt in einer Biographie, die fast vierzig Jahre nach Kriegsende erschien. Dass die Entstehungszeit ein wichtiges Kriterium der Kriegswahrnehmung ist, offenbart sich in diesen Texten: Während sich Menczel in Russland seiner österreichischen Heimat verpflichtet fühlte und die mitteleuropäische Wertegemeinschaft, der er entstammte, einer aus seiner Sicht kulturell rückständigen zaristisch-russischen Gesellschaft gegenüberstellte, agierte Ebner für die Stärkung der jüdischen Identität und die Emanzipation der europäischen Juden. Dieser erweiterte Erfahrungskontext steht auch im Zusammenhang mit der Staatsgründung Israels, die Ebner in führender Position noch vor Ort miterlebte. Unabhängig von ihren unterschiedlichen Positionen und Wahrnehmungen bieten die Berichte einen erhellenden Blick auf die Mentalitäten einer sozialen Schicht, die ökonomisch, ideologisch und politisch eine der wichtigsten Stützen der Habsburgermonarchie war.

Kriegswahrnehmung in fiktionalen Texten fokussieren drei Beiträge, die sich mit ukrainischer und jiddischer Literatur befassen. Literatur, die im Krieg oder kurz danach erschienen ist und deren Urheber Minderheitengruppen angehörten, vermittelt in einem hohen Maß an Unmittelbarkeit nationale und religiöse Einstellungen und Modifizierungen im Spannungsfeld dramatischer und existenzbedrohender Ereignisse. Dass gerade der in diesem Band behandelte regionale Großraum zum literarischen Sujet mutierte, hing nicht nur mit dem stetig wechselnden Kriegsverlauf zusammen. Hier kam es zur Konfrontation dreier Imperien (Österreich-Ungarn, Russland, Preußen) und es entstanden Frontlinien, die nicht nur militärisch ausgerichtet waren. Wie bereits ausgeführt lagen in diesem österreichisch-russländischen Grenzraum ethnische, sprachliche, kulturelle und religiöse Bruchlinien, die bei Ukrainern, Juden und Rumänen auch zu einer „intraethnischen" Konfrontation führten. Der Umstand, dass Angehörige dieser Gruppen dies- und jenseits der jeweiligen Grenzen und Fronten lebten und kämpften und sich mit Beginn des Ersten Weltkrieges einer Gegnerschaft ausgesetzt sahen, entwickelte sich vor allem in der ukrainischen Literatur zu einem Leitthema. In diesem Zusammenhang erörtert Peter Rychlo (Czernowitz) in seinem Beitrag *Zur ukrainischen Literatur aus Galizien und der Bukowina im Ersten Weltkrieg: Eine Bestandsaufnahme* anhand ausgewählter ukrainischer Erzählungen aus Galizien und der Bukowina die Wahrnehmung des Krieges als ein Spiel der Mächte auf Kosten der ukrainischen Landbevölkerung. In dieser Literatur, die in den 1920er- und 1930er-Jahren entstand und sich durch literarische Innovationen in Form und Inhalt auszeichnet (archetypische Bilder, Symbolik, Phantasmagorie, surrealistische Elemente), sind die Hauptfiguren dem Staat nicht (mehr) in bedingungsloser Loyalität verbunden. Vielmehr werden sie als Opfer gezeichnet, die zwischen die Fronten geraten sind und für die Ambitionen sowohl der Habsburgermonarchie als auch des Zarenreiches miss-

braucht werden. Aus dieser schicksalhaften Position heraus ergeben sich für sie aber auch neue Perspektiven eines literarisch beförderten Nationalisierungsprozesses, der im wiederkehrenden Leitmotiv der Frontverbrüderung und in der Erkenntnis, dass die gemeinsame Sprache Ukrainer auf beiden Seiten miteinander verbindet, zum Ausdruck kommt. Kati Brunner und Svitlana Kyrylyuk (Czernowitz) wenden in ihrer literaturwissenschaftlichen Untersuchung *Zwischenmenschen im Zwischenraum: Der Erste Weltkrieg und die Bukowina in ukrainischsprachigen Prosatexten von Ol'ha Kobyljans'ka, Osyp Makovej und Ivan Bažans'kyj* erzähltheoretische Ansätze an, die sich auf die hier vorgestellten Texte mitsamt ihren narrativen und diskursiven Strategien sowie differenten Erzählperspektiven und -instanzen übertragen lassen. In allen Texten spiegeln sich die Verortung der Zivilbevölkerung in einem Grenzraum mit durchlässigen Frontlinien und die Auseinandersetzung mit dem Krieg als Symbol und Indikator für die Zerbrechlichkeit tradierter Weltvorstellungen und Werte wider. Besondere Aufmerksamkeit gilt der Inszenierung des erzählten Raumes als Schauplatz des Krieges sowie den als Zwischenwelten beschreibbaren Modifikationen des Raum-Zeit-Gefüges. Charakteristisch ist das Bestreben der Figuren, den raum-zeitlichen Zustand des Da-zwischen zu überwinden, was auch dazu führt, sich zwischen Loyalität und Selbstbehauptung entscheiden zu müssen.

Cristina Spinei (Jassy) vergleicht in *So fern und doch so nah: Der Erste Weltkrieg bei Israel Joshua Singer und Scholem Alejchem* Texte zweier Jiddisch schreibender Autoren, in denen für Juden existenzgefährdende Kriegsereignisse in Galizien literarisch verarbeitet werden. Die jüdische Bevölkerung war in Galizien in mehrfacher Hinsicht bedroht: Antisemitismus, Kollaborationsvorwürfe, die Bedrohung durch deutsche, polnische und russische Einheiten, die im kollektiven Gedächtnis verankerte Pogromerfahrung sowie die innerjüdische Auseinandersetzung zwischen Orthodoxie und Haskala führten dazu, dass dieser Raum bereits vor dem Holocaust als Gedächtnisort einer untergegangenen ostjüdischen Welt fungierte. Die Analyse fördert trennende und verbindende Aspekte zu Tage: In der literarischen Spiegelung der Kriegswahrnehmung und -erfahrung unterscheiden sie sich voneinander. Während Singer noch durch seine eher beschönigende Kriegsdeutung einen Abgesang auf die oftmals idealisierte Landschaft einer friedlichen Multilingualität und -kulturalität liefert, ist die bei Scholem Alejchem verwendete Erzähloption von apokalyptischen Ängsten durchdrungen. Gemeinsam ist den Texten aber stets die enge Verknüpfung der Kriegswahrnehmung mit zentralen Aspekten des jüdischen Lebens in Galizien.

Im Zuge der ab 1918 erfolgten Neuordnung standen Themen wie Minderheitenrechte, neue Amtssprachen, nationale Emanzipation und berufliche Neuanfänge im Mittelpunkt, mit denen sich viele vor dem Krieg nicht beschäftigt hatten und die während und nach dem Krieg sowohl auf höchster politischer als

auch auf einer persönlichen Ebene verhandelt werden mussten. Diese Vorgänge – verbunden mit der Sondierung für Autonomie oder gar staatliche Eingliederung multiethnischer und vielsprachiger Regionen, wie sie die Bukowina, Galizien und Bessarabien repräsentieren, in ein „Mutterland" – führten direkt zu einer Konfrontation zwischen nationalen Gruppen und ihren politischen Vertretern. Die Beziehungen zwischen Rumänen und Ukrainern, die in der Bukowina vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges noch relativ gut gewesen waren, verschlechterten sich in den Kriegsjahren zunehmend, wie Mariana Hausleitner (Berlin) in ihrem Beitrag *Konfliktfelder zwischen Rumänen und Ukrainern in der Bukowina zwischen 1910 und 1920* konstatiert. Die Gründe dafür waren vielschichtig: Mit der Aussicht auf Eingliederung der Bukowina in das Königreich Rumänien oder auch in die Westukrainische Volksrepublik, die kurzzeitig bestand, sowie eine mögliche Schaffung eines autonomen ukrainischen Kronlandes, nutzten politische Akteure den Kriegsverlauf, um ihre nationalen Ideen zu verbreiten, wodurch Feindbilder produziert wurden. Dabei verliefen diese Diskurse selbst innerhalb beider Ethnien keineswegs homogen, sodass auch in den einzelnen Gruppen unterschiedliche Strömungen entstanden. Mehrere Akteure setzten sich in Czernowitz, Wien und Bukarest für verschiedene Zukunftsmodelle der Bukowina ein. Nachdem sich die irredentistische Bewegung der Bukarester Gruppe durchgesetzt hatte und die Bukowina auf der Pariser Friedenskonferenz dem rumänischen Königreich zugesprochen worden war, verloren die Ukrainer wie auch die anderen nicht-rumänischen Ethnien der Region durch die schnell einsetzende Rumänisierungspolitik massiv an politischem Einfluss.

Die Komplexität politischer Neuorientierungsprozesse belegt auch Marc Stegherr (München) in seinem Beitrag *Die Karpatho-Ruthenen und der Erste Weltkrieg: Zwischen vorsichtiger politischer Emanzipation und Verfolgung*. Die Ruthenen bzw. die Russinen – Begriffe, die in der Habsburgermonarchie für die Ukrainer verwendet wurden – teilten sich in der Karpatenregion in ukrainophile, russophile oder russinophile Interessegruppen auf, was ein kollektives Vorgehen erschwerte. Da die Optionen, die in einer Zeit der großen Umbrüche debattiert wurden, in ihren Zielrichtungen sehr verschieden waren, ließen sich gemeinsame Strategien für politische Fortschritte und Autonomierechte kaum realisieren. Darüber hinaus gerieten die Ruthenen im Krieg selbst zwischen die Imperien und wurden zu einem doppelten Opfer: Ihre angebliche russlandfreundliche Einstellung wie auch der Spionagevorwurf führten dazu, dass sie zu Zehntausenden in Lagern interniert wurden. Die russische Seite hingegen verfolgte die unierten Ruthenen als Agenten Wiens und der römischen Kirche.

Svetlana Suveica (Regensburg, Kischinew/Chișinău) richtet in ihrem Beitrag *Negotiating Loyalty: The Bessarabian Germans from the Russian Empire to the Roma-*

nian Nation-State (1917–1919) den Fokus auf die deutsche Bevölkerung in Bessarabien. Für die Bessarabiendeutschen war das Kriegsende und der Untergang des russischen Zarenreiches mit einer ebenso zwangsläufigen wie radikalen Neuorientierung verbunden. In dieser Phase der Verunsicherung – durch Kriegserfahrungen und Regimewechsel bedingt – waren die Akteure dieser konfessionellen und sprachlichen Minderheit an Langzeitlösungen interessiert und verlangten nach Garantien, die ihren sozialen und kulturellen Status in Rumänien, zu dem Bessarabien ab 1918 gehörte, sichern sollten. Aus Sicht der Bessarabiendeutschen musste die Frage der Loyalität im Wortsinne neu verhandelt werden – einen Loyalitätstransfer sollte es nur im Austausch mit politischen und bürgerlichen Rechten geben. Dass die Unterhandlungen auf allen politischen Ebenen verliefen, hing auch mit militärischen bzw. geopolitischen Interessen und der Sicherung von Einflusssphären zusammen. Die deutsche Regierung unterstützte letztlich den Wunsch nach Sicherheiten der Bessarabiendeutschen und die Eingliederung in den rumänischen Staat, da damit zur Schaffung einer Pufferzone gegenüber Russland beigetragen werden konnte.

Hans-Joachim Hahn (Aachen) analysiert in seinem Beitrag *Von der Front nach Zion: Jüdische Sichtweisen auf den Ersten Weltkrieg im Osten Europas* Kriegsreflexionen unter den Gesichtspunkten jüdischer Vergemeinschaftung, kultureller Zugehörigkeit und Nationswerdung und führt dabei über den galizischen und bukowinischen Kontext hinaus. Kriegsteilnahme und -erfahrung waren für viele jüdische Autoren ein prägendes biographisches Ereignis. Die kulturelle und nationale Renaissance des Judentums, die auch die Schaffung einer neuen jüdischen Gemeinschaft einschloss, war bereits als zionistisches Vorkriegsprojekt entstanden und erhielt nun vor allem durch das Kriegserlebnis im Osten Europas einen starken Impuls. Aus der Untersuchung von Texten jüdischer Autoren wie Hugo Bergmann, Nathan Birnbaum, Stefan Zweig, Binjamin Segel oder Eduard Bernstein lässt sich schlussfolgern: Kriegserfahrungen, die in Briefen, Tagebüchern, Gedichten, Erzählungen und publizistischen Texten schriftlich fixiert wurden, haben den zionistischen Diskurs entscheidend beeinflusst, gleichzeitig wirkte sich aber auch die eigene Subjektposition hinsichtlich der zionistischen Frage auf die Wahrnehmung des Krieges aus.

Der Beitrag *„Eine überaus peinliche Lage": Die deutschsprachigen Professoren der Czernowitzer Universität zwischen Exil und Neuanfang 1914–1920* von Kurt Scharr (Innsbruck) führt wieder zurück in die Bukowina und untersucht die unmittelbaren Auswirkungen des Krieges auf berufliche Karrieren im akademischen Bereich. Die 1875 gegründete Franz-Josephs-Universität Czernowitz spielte eine wesentliche Rolle als „Sprungbrett" für eine Universitätslaufbahn. Nach kriegsbedingten Jahren des Exils endete mit dem Zerfall der Habsburgermonarchie jedoch die Geschichte dieser überwiegend deutschsprachigen Ein-

richtung, die in der Vorkriegsära noch die aufkommenden nationalen Konflikte durch die Einrichtung neuer Lehrstühle etwa für rumänische und ruthenische Philologie zu entschärfen versucht hatte. Nun sah sich im neuen rumänischen Nationalstaat die deutschsprachige Professorenschaft sprachlichen und politischen Anforderungen ausgesetzt, die in den meisten Fällen zur Ausreise führten. Der Beitrag erörtert den Neustart ausgewählter Wissenschaftler an österreichischen Universitäten und die damit einhergehenden Schwierigkeiten, die mit den bereits vor 1918 vorhandenen Ressentiments gegenüber dieser östlichsten deutschsprachigen Universität der Monarchie bestanden.

In einem Exkurs beleuchtet Jevgenij Paščenko (Zagreb) in seiner Studie *Croatian Troops in Bukovina 1914–1918: The Reconstruction Problem* die Leitthemen dieses Bandes mit dokumentarischen Mitteln und einer Sur-place-Feldforschung. Die österreichisch-ungarische Armee war ein Spiegelbild der Nationalitäten des Habsburgerreiches, die im Ersten Weltkrieg gemeinsam an unterschiedlichen Frontlinien kämpften. Da dabei häufig nicht die „eigenen" Kronländer verteidigt werden sollten, sondern vielmehr in den Grenzregionen die k. u. k. Monarchie insgesamt, stand die Frage der Loyalität gegenüber dem Kaiserhaus stets auf dem Prüfstand. Für die kroatischen Truppen, die fern ihrer Heimat in Galizien und in der Bukowina gegen russische Verbände eingesetzt wurden – eine durchaus gängige Praxis, um die in diesem Band thematisierten Loyalitätskonflikte möglichst zu verhindern –, zeichnete die Kriegspropaganda ein Bild des Heldentums, was auch im Eigennamen der kroatischen Division („Teufelsdivision") zum Ausdruck kam. Verschwiegen wurden hingegen die hohen Opferzahlen unter den kroatischen Soldaten. Heutzutage können anhand von Dokumenten aus Militärarchiven, zeitgenössischen Texten und Fotografien sowie durch Feldforschungen, die Soldatenfriedhöfe und Kriegsdenkmäler in der Region erfassen, zahlreiche Details dieser Ereignisse rekonstruiert werden. Diese Arbeit sollte nicht nur eine einzelne Nation in den Blick nehmen, sondern – so der Autor – ganz im europäischen Sinne ein Forschungsprojekt der internationalen Wissenschaftsgemeinde sein.

Die Herausgeber bedanken sich bei allen Autorinnen und Autoren für die professionelle und fruchtbare Zusammenarbeit sowie bei folgenden Institutionen und Fördereinrichtungen für die finanzielle und ideelle Unterstützung: Nationale Jurij-Fed'kovyč-Universität Czernowitz, Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, Bayerisches Staatsministerium für Arbeit und Soziales, Familie und Integration/HDO München, Österreichischer Austauschdienst (ÖAD), Kulturreferentin für Südosteuropa an der Stiftung Donauschwäbisches Zentralmuseum Ulm, Zentrum Gedankendach Czernowitz.[9]

9 Die Transliteration aus dem Ukrainischen und Russischen erfolgt in diesem Band nach ISO 9.

I. Wahrnehmung

Die Wahrnehmung des galizischen Kriegsschauplatzes in Kriegsberichten, Tagebuchaufzeichnungen und Erinnerungen von Deutschen und Österreichern

ISABEL RÖSKAU-RYDEL

Der Beginn des Ersten Weltkrieges vor einhundert Jahren hatte 2014 dazu geführt, dass in zahlreichen Ausstellungen, Publikationen sowie auf Konferenzen und digitalen Plattformen an dieses durch den Zweiten Weltkrieg verdrängte Ereignis wieder in ganz Europa erinnert wurde und bis 2018 wohl auch noch weitere Initiativen zu diesem die Grundfesten Europas erschütternden Weltkrieg folgen werden. Diese Projekte setzen – auch abhängig vom Ausführungsort und den zur Verfügung stehenden Archivmaterialien – unterschiedliche thematische und geografische Schwerpunkte. Gemeinsam vermitteln sie jedoch durch eine Vielzahl an Perspektiven auf dieses Großereignis den Gesamtkontext und stellen darüber hinaus anhand von Berichten, Dokumenten und Fotografien auch die Kriegswahrnehmung von Einzelnen oder nationalen Gruppen dar. In diesen Darstellungen zeigen sich oftmals direkt und indirekt die (loyalen) Einstellungen gegenüber der Obrigkeit in Kriegszeiten, aber auch gegenüber der Gruppe, der man sich zugehörig fühlt. In diesem Beitrag werden zu Anfang abgeschlossene oder gerade noch laufende Projekte und deren Konzepte kurz vorgestellt. Anschließend richtet sich der Fokus dann auf die Wahrnehmung des Krieges in zeitgenössischen Berichten und Erinnerungen aus militärischer Sicht und aus Sicht deutscher und österreichischer Zivilisten. Mit Bezug auf den Kriegsschauplatz Galizien stellen sich hier die Fragen nach der Loyalität gegenüber dem habsburgischen Kaiserhaus, dem Deutschen Kaiserreich und dann ab 1918 auch gegenüber Polen.

Erster Weltkrieg und mediale Vermittlungsformate seit 2014

Dem Ersten Weltkrieg widmeten die Österreichische Nationalbibliothek (ÖNB) in Wien und das Deutsche Historische Museum in Berlin große Aus-

stellungen, zu denen auch begleitend Kataloge erschienen.[1] Umfangreiche Informationen zum Ersten Weltkrieg hält auch das Lebendige Museum Online (LEMO) bereit.[2] Schon zum 90. Jahrestag des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges hatte das Deutsche Historische Museum 2004 eine Ausstellung gezeigt und einen umfangreichen Katalog herausgegeben.[3]

Der Ausstellungskatalog der ÖNB wurde mit einem Bild von Kaiser Franz Joseph I. geschmückt und erhielt den etwas emotionaleren Titel „*An meine Völker!*" *Der Erste Weltkrieg 1914–1918*. Der Kurator schenkte bei dieser Ausstellung naturgemäß den Ereignissen in den ehemaligen Kronländern der Habsburgermonarchie eine größere Aufmerksamkeit als dem westlichen Kriegsschauplatz. Die ÖNB, die sich als „zentrale Gedächtnisinstitution des Landes"[4] versteht, bietet ihrerseits über 840.000 Zeitungsseiten aus den Jahren 1914–1918 im Digitalen Lesesaal (Austrian Newspapers Online, ANNO) sowie rund 38.000 Fotos des k. u. k. Kriegspressequartiers online an, darunter auch zahlreiche Fotos vom Kriegsschauplatz Galizien. Darüber hinaus hat sie ca. 75.000 digitalisierte Objekte aus der Zeit des Ersten Weltkrieges, die sich in den ÖNB-Sammlungen befinden, im Rahmen des Projekts Europeana Collections 1914–1918 zusammengestellt.[5] Auch das Österreichische Staatsarchiv bietet auf seiner Internetseite eine virtuelle Ausstellung *1914–2014. 100 Jahre Erster Weltkrieg* mit zahlreichen amtlichen Dokumenten und Fotos an.[6] Im November 2015 veranstaltete das Heeresgeschichtliche Museum in Wien ein dem Kriegsschauplatz Galizien gewidmetes Symposium, dessen Beiträge 2016 im 8. Band der Reihe Acta Austro-Polonica erschienen sind.[7]

Erwähnenswert ist auch eine private Initiative der Geschichtswerkstatt Europa, die ein Projekt ausgearbeitet hat, in dem nach Orten und Stätten im ehemaligen Galizien und in Wolhynien gesucht wurde, die heute noch Spuren der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg tragen. Die Projektergebnisse

1 Manfried Rauchensteiner (Hg.): An meine Völker! Der Erste Weltkrieg 1914–1918. Wien 2014; Der Erste Weltkrieg in 100 Objekten. Hg. von der Stiftung Deutsches Historisches Museum. Berlin 2014.
2 Deutsches Historisches Museum, <www.dhm.de/lemo/kapitel/erster-weltkrieg>, 20.9.2016.
3 Der Weltkrieg 1914–1918. Ereignis und Erinnerung. Im Auftrag des Deutschen Historischen Museums hg. v. Rainer Rother. Berlin 2004.
4 Österreichische Nationalbibliothek, <http://onb.ac.at/about/geschichte.htm>, 20.9.2016.
5 Österreichische Nationalbibliothek, <http://onb.ac.at/bibliothek/digitaler_lesesaal.htm>; <http://www.bildarchivaustria.at>; <www.europeana-collections-1914-1918.eu>, 20.9.2016.
6 Österreichisches Staatsarchiv, <http://wk1.staatsarchiv.at>, 20.9.2016.
7 Schlachtfeld Galizien. Symposium 6. November 2015. Hg. vom Heeresgeschichtlichen Museum Wien. Wien 2016 (Acta Austro-Polonica, 8).

wurden in mehreren Sprachen unter dem Titel *E40 – ein Erinnerungspfad in Europa* im Internet veröffentlicht.[8]

In Polen befassen sich Historiker, Militärhistoriker und Regionalforscher schon seit mehreren Jahrzehnten mit dem galizischen Kriegsschauplatz, die meist aber nur einen kleinen Leserkreis erreichen. 2014 erschien ein von der Polska Akademia Umiejętności [Polnische Akademie der Gelehrsamkeit] herausgegebener, umfangreich illustrierter Band mit Erinnerungen polnischer und ruthenischer Persönlichkeiten an das Alltagsleben im Krieg.[9]

Großes Interesse finden Führungen durch die Anlagen der Festung Przemyśl, von denen nur noch wenige Teile erhalten geblieben sind. Eine von der Wojewodschaft Kleinpolen und der Europäischen Union mitfinanzierte Karte mit den Wegen der Ostfront im Ersten Weltkrieg erschien 2013.[10] Sie gibt einen kurzen Überblick über das militärische Geschehen in diesem Gebiet und verweist auf 46 Objekte (Friedhöfe, Museen, Denkmäler) und deren historischen Bezug zum Ersten Weltkrieg. Noch viel umfangreichere Informationen bietet die entsprechende Internetseite.[11] Auch die Wojewodschaft Vorkarpatenland bietet eine 2012 in Rzeszów erschienene und ebenfalls durch die Europäische Union unterstützte Broschüre an, die den Frontverlauf in diesem Teil Polens bis zur heutigen polnisch-ukrainischen Grenze thematisiert. Auch hierzu gibt es eine Internetseite, die in vier Sprachen über die mit dem Ersten Weltkrieg verbundenen Orte informiert.[12]

Zeitgenössische Berichte und Erinnerungen aus militärischer Sicht

Im November 1916 charakterisierte der österreichische Soziologe Franz Zach im „Geleitwort" seines Buches über Galizien und die Bukowina die Sonderstellung der beiden Kronländer wie folgt:

---

8 Europäisches Kultur- und Informationszentrum in Thüringen, <http://erinnerungspfad-viaregia.eu/Projekt.php>, 20.9.2016.

9 Andrzej A. Zięba, Adam Świątek (Hgg.): Monarchia – wojna – człowiek. Codzienne i niecodzienne życie mieszkańców Galicji w czasie pierwszej wojny światowej [Monarchie – Krieg – Mensch. Das alltägliche und nicht alltägliche Leben der Bevölkerung Galiziens im Ersten Weltkrieg]. Kraków 2014.

10 Małopolska. Szlak Frontu Wschodniego I Wojny Światowej. Mapa [Kleinpolen. Erinnerungsweg der Ostfront im Ersten Weltkrieg. Karte]. Kraków 2013. Dazu gibt es auch einen gleichnamigen 84 Seiten umfassenden Führer.

11 Małopolski System Informacji Turystycznej [Kleinpolnisches Touristeninformationssystem], <http://visitmalopolska.pl/szlakpierwszejwojny/Strony/main/main.aspx>, 20.9.2016. Auf der Internetseite können die Karte und die Broschüre als pdf-Datei heruntergeladen werden.

12 Szlak Frontu Wschodniego I Wojny Światowej [Erinnerungsweg der Ostfront im Ersten Weltkrieg]. Rzeszów 2012, <http://www.pierwszawojna.podkarpackie.pl>, 20.9.2016.

> Galizien und die Bukowina nehmen unter den Ländern Österreichs eine ausgeprägte Sonderstellung ein. Sie weisen eine Fülle höchst eigenartiger Probleme auf, die dem übrigen Europa fremd sind. Durch den Karpathenwall von Westeuropa abgetrennt, bilden sie doch die Brücke zwischen Ost und West – sie liegen an der einzigen, wirklich großen und bequemen Völkerstraße, die Ost- und Westeuropa verbindet. Diese eigenartige Lage hat ihre bedeutsamen Folgen gehabt für die Entwicklung dieser Länder und deren Bewohner. Galizien und die Bukowina bieten daher viel des Interessanten und Fremdartigen, aber auch vieles, das uns Deutsche leicht abstößt und zu voreiligen Urteilen verleitet. Und darum soll in diesem Buch erzählt werden von diesen seltsamen Ländern im Osten – von ihren Schönheiten und Schätzen, von ihren Bewohnern und deren Geschicken in Vergangenheit und Gegenwart. Erzählt soll werden auch von der russischen Wühlarbeit und ihren traurigen Folgen, von den Greueln der Moskowiter und der Verwüstung des Krieges, von der Kulturarbeit unserer deutschen Brüder im Osten und ihrer Not in diesen schreckensvollen Tagen.[13]

Er selbst war nicht Zeuge des östlichen Kriegsschauplatzes geworden, denn er stützte sich beim Verfassen seines Buches auf Schilderungen von Offizieren, Aussagen von Augenzeugen und auf Berichte des Kriegspressequartiers. Schon mit Kriegsausbruch begann er sich intensiv mit den Ereignissen zu beschäftigen und veröffentlichte 1917 den ersten Band zur *Geschichte des Weltkrieges*.[14] Der Band über Galizien und die Bukowina sollte diesem als Ergänzung dienen und dem Leser die Geschichte der beiden unbekannten Länder näherbringen. Für das Schicksal Galiziens zeigte er sehr viel Mitgefühl:

> Galizien empfing den Stoß, der Österreich-Ungarn und Deutschland galt. Galizien hat für uns gelitten…
> Von allen Ländern, in denen die Schlachten des Weltkrieges geschlagen wurden, ist Galizien am schwersten heimgesucht worden. […].
> Ein „Land der Gräber und Kreuze“ hat man Galizien genannt – mit Recht. Wie viele Gräber tapferer Soldaten, deutscher, österreichischer, ungarischer füllen dieses Land! Welche Ströme Blutes sind in den Karpathenbächen heruntergerollt von den Höhen, auf denen in Schnee und Eis monatelang die gewaltigsten Kämpfe stattgefunden haben, die die Welt gesehen hat! Und welche Bilder der Verwüstung stellen die galizischen Städte, die gebrandschatzten, vernichteten, ausgeplünderten Dörfer und Gutshöfe dar! […].

13 Galizien und Bukowina. Wanderungen über die Schlachtfelder und Schilderung von Land und Leuten. Nach zuverlässigen Quellen bearbeitet von Franz Zach. Klagenfurt 1917, S. III–IV.

14 Franz Zach: Geschichte des Weltkrieges: Heldenzeit der verbündeten Mittelmächte. 1. Band: Vorgeschichte des Weltkrieges und das Kriegsjahr 1914. Klagenfurt 1917.

> Wer kannte bis dahin Galizien? Was wußte man selbst in Österreich von Galizien? […]. Galizien war irgendwo da oben, ganz ferne von uns, in unheimlicher Nachbarschaft der russischen Welt, zwischen Europa und Asien. Das Ganze hieß man nicht anders als „Skandalizien". Und außerhalb der schwarz-gelben Grenzpfähle wußte man von Galizien überhaupt nicht viel mehr, als daß es ein österreichisches Kronland ist. Kurz, Galizien war ein verlassener Winkel, den man zum „Osten" rechnete und damit seinen kulturellen Zustand zur Genüge gekennzeichnet glaubte.
> Da kam der Weltkrieg und sein Kanonendonner kündete dröhnend aller Welt den Namen „Galizien". Mit einem Schlage war Galizien in den Mittelpunkt des allgemeinen Weltinteresses gerückt.[15]

Franz Zach wies darauf hin, dass man selbst in Österreich noch 1916 recht wenig über das bevölkerungsreichste und flächenmäßig größte österreichische Kronland Galizien wusste. Das betraf natürlich auch diejenigen Soldaten, die im Rahmen der Truppenverlegungen an die Ostfront geschickt wurden. Für die Offiziere galt dies natürlich nicht, denn sie verfügten über detailliertes Wissen und hatten sich mit Hilfe von Militärkarten schon vor Kriegsausbruch mit eventuellen zukünftigen Kriegsgebieten befasst.

Auf die allgemeine Kriegsbegeisterung, die in Deutschland und Österreich nach Bekanntgabe der Mobilisierung herrschte, wurde in zahlreichen neueren Publikationen hingewiesen. Die Begeisterung für eine Teilnahme am Krieg dürfte allerdings größer auf deutscher als auf österreichischer Seite gewesen sein, da die österreichisch-ungarische Armee in den Mannschaftsgraden zum großen Teil aus nichtdeutschen Mitgliedern bestand.

Heute kann man sich diese Kriegseuphorie kaum noch vorstellen, aber auch viele deutsche und österreichische Künstler und Schriftsteller wurden – wenn auch meist nur zu Kriegsbeginn – zu euphorischen Kriegsbefürwortern und meldeten sich freiwillig an die Front. Viele von ihnen fielen schon wenige Monate nach Kriegsbeginn. Diejenigen, die aufgrund ihres Alters nicht eingezogen worden waren, machten sich mit sogenannten Liebesgaben auf den Weg an die West- oder Ostfront, um die Soldaten mit verschiedenen Lebensmitteln zu versorgen, aber vor allem auch deswegen, um sich selbst ein Bild vom Kriegsschauplatz machen zu können und die Erlebnisse dann schriftlich oder künstlerisch auszudrücken.[16]

---

15 Ebenda, S. 15–17.

16 Vgl. hierzu das Kapitel „Mobilmachung" von Ernst Piper: Nacht über Europa. Kulturgeschichte des Ersten Weltkriegs. Bonn 2014 (Schriftenreihe der Bundeszentrale für politische Bildung, 1424), S. 98–150, sowie Österreichisches Staatsarchiv, <http://wk1.staatsarchiv.at/kriegseuphorie/einleitung>, 28.8.2016.

Nicht von allen war dieser Krieg ersehnt worden und es zeigten sich gerade in der k. u. k. Armee schon Anfang 1915 Auflösungserscheinungen durch Massendesertionen von Soldaten, die zu den Verlusten an Verwundeten und Toten unter den Mannschaften und Offizieren noch hinzukamen. Nichtsdestotrotz konnten auch weiterhin die Lücken an den Fronten mit nachfolgenden Soldaten ersetzt werden, zumal auch die deutsche Armeeführung mehrere Divisionen zur Unterstützung der österreichischen Armee nach Galizien schickte.[17] Die Massendesertionen zeigten, dass der in alle Sprachen der in der Habsburgermonarchie vertretenen Nationalitäten übersetzte Erlass Kaiser Franz Josephs I. vom 28. Juli 1914, in dem er den Kriegseintritt gegen Serbien bekanntgab, nicht bei allen „seinen" Völkern den erwünschten Widerhall fand:

> Ich vertraue auf Meine Völker, die sich in allen Stürmen stets in Einigkeit und Treue um Meinen Thron geschart haben und für die Ehre, Größe und Macht des Vaterlandes zu schwersten Opfern bereit waren.
> Ich vertraue auf Österreich-Ungarns tapfere und von hingebungsvoller Begeisterung erfüllte Wehrmacht.
> Und Ich vertraue auf den Allmächtigen, daß er Meinen Waffen den Sieg verleihen werde.[18]

Der kaiserliche Erlass zeigte, dass eine bedingungslose Loyalität der Völker der Habsburgermonarchie im Kampf gegen den Feind nicht nur erwartet, sondern auch vorausgesetzt wurde.

Keinen Zweifel an der Notwendigkeit des Krieges ließen die Offiziere der k. u. k. Armee und der deutschen Armee in ihren Kriegsberichten oder Erinnerungen erkennen. In meinem Beitrag möchte ich auf einige Berichte über den Ersten Weltkrieg in Galizien und Erinnerungen aus Sicht der Offiziere hinweisen, die zum Teil noch während des Krieges oder kurz danach veröffentlicht wurden. Anscheinend war der Bedarf an Berichten über die Kriegsschauplätze sehr groß, denn schon 1914 entstanden verschiedene Reihen, die den deutschsprachigen Leser mit entsprechender Lektüre versorgten. Sowohl die Niederlagen als auch die Siege waren für die verbündeten deutschen und österreichischen Truppen mit enormen Verlusten verbunden. In den Erinnerungen der Militärs wurde bei der Beschreibung des galizischen Kriegsschauplatzes dagegen selten auf die Verluste unter der Zivilbevölkerung (Polen, Ruthenen, Juden und Deutsche) hingewiesen, als ob die Truppen in einem quasi bevölkerungsleeren Raum gegen die feindlichen Einheiten kämpfen

17 Manfried Rauchensteiner: An meine Völker! In: ders. (Hg.): An meine Völker!, S. 9–23, hier: S. 9.
18 Ebenda, S. 8.

würden. Damit die Erlebnisse besonders authentisch wirken konnten, erhielten die Publikationen entsprechende Titel, wie etwa bei den Erinnerungen von Hans Günther, die unter dem Titel *Wie wir die Russen aus Galizien warfen. Persönliche Erlebnisse eines Regimentsadjutanten* erschienen.[19] Die in der Reihe *Heldenkämpfe 1914–1915* herausgegebenen Berichte von Karl Hans Strobl wurden 1915 unter dem Titel *Zwischen Weichsel und Karpathen. Österreichisch-ungarische Heldenkämpfe* herausgegeben.[20] Mit demselben Zeitraum befasste sich der preußische Generalleutnant Armand Léon Baron von Ardenne, dessen Bericht 1916 unter dem Titel *Die Befreiung von Galizien* erschien.[21] Oberst Alois Veltzé, Abteilungsvorstand im k. u. k. Kriegsarchiv in Wien, sowie Oberleutnant Dr. Paul Stefan widmeten sich in ihrem Buch *Unter Habsburgs Banner* ebenfalls dem galizischen Kriegsschauplatz und zogen darin eine Bilanz der ersten beiden Kriegsjahre.[22]

Bevor die ersten Publikationen zum Kriegsverlauf an der Ostfront erschienen, verzweifelte wenige Wochen nach Kriegsausbruch ein Offizier der k. u. k. Armee an den grauenvollen Erlebnissen an der Ostfront: Der österreichische Dichter und gelernte Apotheker Georg Trakl (1887–1914) musste als Medikamentenakzessist der Landwehr die während der Schlacht bei Gródek (ukr. Horodok) in der Nähe von Lemberg (poln. Lwów, ukr. L'viv) Anfang September 1914 verwundeten Soldaten betreuen. Die unzureichende Versorgung der Schwerverletzten mit Schmerzmitteln und Medikamenten bei den Operationen im Feldlazarett stürzte den schon seit Jahren drogenabhängigen und schwer depressiven Trakl in so große Verzweiflung, dass er von seinen Kameraden nur mit Mühe vom Selbstmord abgehalten werden konnte. Seine Vorgesetzten entschlossen sich daher, ihn im Oktober in das Garnisonsspital Nr. 15 in Krakau einzuweisen, wo er jedoch lediglich versorgt wurde, ohne eine Therapie zu erhalten, was angesichts der Überlastung des Krankenhauspersonals wohl auch nicht möglich gewesen war. Seine schrecklichen Erfahrungen als Sanitätsoffizier thematisierte er in seinem Gedicht *Grodek*. Die kurze Zeit, die ihm danach noch verblieb, konnte Trakl nur mit Drogen ertragen, an deren Überdosis er am 3. November 1914 starb.[23]

---

19 Hans Günther: Wie wir die Russen aus Galizien warfen. Persönliche Erlebnisse eines Regimentsadjutanten. Berlin [4]1916.

20 Karl Hans Strobl: Zwischen Weichsel und Karpathen. Österreichisch-ungarische Heldenkämpfe. Mit 6 Vollbildern und reichem Buchschmuck von Prof. Hugo Steiner-Prag und einer Reliefkarte von Polen und Galizien. Weimar 1915 (Heldenkämpfe 1914–1915, 3).

21 Armand Léon Baron von Ardenne: Die Befreiung von Galizien. Berlin 1916 (Kriegsschriften des Kaiser-Wilhelm-Dank Verein der Soldatenfreunde, 66).

22 Alois Veltzé, Paul Stefan (Hgg.): Unter Habsburgs Banner. Zwei Kriegsjahre 1914/16. Berlin, Wien 1916, S. 65–79, S. 90–98, S. 108–134.

23 Piper: Nacht über Europa, S. 13–25.

Schon in den ersten Kriegswochen hatte die k. u. k. Armee in den schweren Kämpfen gegen die zaristische Armee in Galizien, die als „russische Dampfwalze“[24] bezeichnet wurde, Tausende von Soldaten und Offizieren verloren. Sie musste sich bis nach Krakau zurückziehen und war auch nicht mehr in der Lage, die strategisch wichtige Festung Przemyśl zu verteidigen, die vom 16. September bis 12. Oktober 1914 und dann noch einmal vom 9. November 1914 über drei Monate lang von russischen Truppen eingeschlossen und belagert wurde. Verstärkt wurden die Truppen mit Zustimmung der Mittelmächte durch die im August 1914 von dem polnischen Offizier und späteren Marschall des unabhängigen Polens Józef Piłsudski (1867–1935) gegründeten Polnischen Legionen. Die Soldaten der Polnischen Legionen verstanden ihren Dienst jedoch nicht nur als einen Kampf gegen die (verhassten) zaristischen Truppen, sondern auch als eine Möglichkeit, für eine zukünftige Unabhängigkeit Polens zu kämpfen. Am 22. März 1915 musste die k. u. k. Garnison in Przemyśl kapitulieren, da die Lebensmittelversorgung für die Militär- und Zivilbevölkerung nicht mehr gewährleistet war. Nachdem die vom 23. Januar bis 14. April 1915 andauernden Karpatenschlachten der k. u. k. Armee weitere zahlreiche Verluste gebracht hatten und inzwischen auch noch ein Krieg mit Italien drohte, sah es die deutsche Armeeführung als notwendig an, einen Teil ihrer Truppen an die galizische Front zu verlegen, um die geschwächten österreichisch-ungarischen Truppen zu unterstützen. Der preußische Kriegsminister und Chef des Generalstabes Erich Georg von Falkenhayn (1861–1922) beauftragte seine engsten Mitarbeiter im Generalstab mit der Ausarbeitung von Durchbruchsplänen an der West- und Ostfront, in deren Rahmen auch die österreichische Front in Galizien, insbesondere die Umgebung von Gorlice und Tarnów[25], für einen Durchbruch eingeplant wurde. Anschließend setzte Falkenhayn am 13. April 1915 seinen österreichischen Kollegen Feldmarschall Franz Conrad von Hötzendorf (1852–1925) über seine Absichten in Kenntnis. Einen Tag später trafen sich die beiden Chefs der Generalstäbe in Berlin, um die Modalitäten zu besprechen. Es wurde die deutsche 11. Armee gebildet, eine neue Armee aus acht Infanteriedivisionen, die ebenso wie die k. u. k. 4. Armee dem Kommando des Generalobersten August von Mackensen (1849–1945) unterstellt werden sollte. Allerdings sollte er seine Weisungen durch von Hötzendorf erhalten, der sich wiederum bei besonders wichtigen Entscheidungen mit Falkenhayn in Verbindung zu setzen hatte.[26] Die für

24 Veltzé, Stefan (Hgg.): Unter Habsburgs Banner, S. 65.
25 Beide Orte liegen in der heutigen Wojewodschaft Kleinpolen.
26 Holger Afflerbach: Falkenhayn. Politisches Denken und Handeln im Kaiserreich. München 1994 (Beiträge zur Militärgeschichte, 42), S. 286–291.

den 2. Mai 1915 angesetzte Offensive gegen die zaristische Armee begann am Abend des 1. Mai mit einem Störfeuer und einem sogenannten Wirkungsschießen der Infanterie, von dem die russischen Truppen überrascht wurden. Innerhalb von drei Tagen gelang es den deutschen und österreichischen Truppen in der Durchbruchsschlacht bei Gorlice, die feindlichen Stellungen einzunehmen und „die zaristische Armee bis Mitte Mai 1915 von der Mitte der Karpaten bis nördlich der Weichsel um 180 km zurückzudrängen“[27]. Dieser militärische Erfolg des Frontalangriffes überzeugte beide Generalstabschefs davon, die russischen Truppen noch weiter zurückzuschlagen und auch die anderen besetzten Teile Galiziens hinter der San-Linie zu befreien.

Der militärischen Tradition gemäß standen die mutigen Angriffe und das heldenhafte Zurückdrängen der feindlichen Truppen im Mittelpunkt der Berichte. Für gefallene Soldaten fand sich kaum Mitleid, da sie „auf dem Feld der Ehre“ ums Leben gekommen waren und somit ihren Dienst am Vaterland erfüllt hatten, wie es aus den Aufzeichnungen des preußischen Generals der Infanterie Hermann von François (1856–1933) ersichtlich wird. Sein Buch *Gorlice 1915. Der Karpathendurchbruch und die Befreiung von Galizien* zählt aufgrund der Detailliertheit zu den besonders interessanten Berichten über den galizischen Kriegsschauplatz, sodass ich mich in meinem Beitrag vor allem auf diesen Zeitzeugenbericht konzentriere.[28] Trotz des Titels befasst er sich nicht nur mit der berühmt gewordenen Durchbruchsschlacht bei Gorlice, sondern auch mit der Rückeroberung der Festung Przemyśl und der anschließenden Zurückdrängung der russischen Armee aus Galizien, die mit der Befreiung Grodeks und Lembergs verbunden war. Auch wenn ihn der Tod tausender Soldaten berührte, ließ er sich nicht von seinen Emotionen beeinflussen, selbst dann nicht, wenn Kameraden oder engste Familienmitglieder fielen,[29] wie etwa bei den Kämpfen um das Dorf Staszówka bei Gorlice am 2. Mai 1915:

> Besonders nahe ging mir der Tod des Major Frhr. v. Wangenheim, der einst mein Regiments-Adjutant war. Ein Mann von vornehmster Gesinnung, hervorragenden Charaktereigenschaften und großer militärischer Befähigung. Auch der 17jährige jüngste Sohn meines Bruders durfte fürs Vaterland sterben.

27 Ebenda, S. 293.

28 Hermann von François: Gorlice 1915. Der Karpathendurchbruch und die Befreiung von Galizien. Leipzig 1922.

29 Vgl. hierzu auch die verschiedenen Aspekte der Erinnerung an den Ersten Weltkrieg in der Publikation von Helmut Kuzmics und Sabine A. Haring: Emotion, Habitus und Erster Weltkrieg: soziologische Studien zum militärischen Untergang der Habsburger Monarchie. Graz 2013.

> Der älteste Bruder war ihm im Tode vorangegangen (1914 bei Buquoy), der letzte der Brüder folgte ihm nach. Soldatenlos![30]

Es folgt kein Satz des Bedauerns über das Schicksal seines Bruders und seiner Schwägerin, 1915 den zweiten von drei Söhnen im Krieg und wenig später auch noch den dritten verloren zu haben. Dafür erwähnte er aber die „Beute", die die 11. Armee gemacht hatte, nämlich 17.000 Gefangene und 8 Geschütze, und dennoch zeigte er sich damit nicht ganz zufrieden, da die „Beute" im Vergleich mit der Schlacht bei Tannenberg „gering" gewesen sei.[31] Am 3. Mai 1915 ritt er über das Schlachtfeld, um sich ein eigenes Bild von den Verlusten machen zu können und beschreibt die zerstörte Landschaft mit den toten deutschen und russischen Soldaten recht ausführlich, bevor er über die Stadt Gorlice selbst berichtet:

> Gorlice war arg zusammengeschossen; der nach der Kampfseite zu gelegene Stadtteil glich einem Trümmermeer. An einer zerschossenen Hauswand lagen 15 Leichen, anscheinend ein Truppenstab, der hier seinen Gefechtsstand hatte; in einem Schützengraben auf 3 m Raum übereinandergehäuft, zählten wir 13 tote Russen. Der Aufenthalt in Gorlice unter dem Krachen der Geschosse und dem Getöse des zusammenbrechenden Mauerwerks muß nervenzersetzend gewesen sein. Ein Hagelwetter von Stahl und Eisen hatte 4 Stunden über der Stadt gewütet. Dennoch traf man überall Bewohner, meist Kaftanjuden, die aus Löchern und Kellern herauskrochen und sich bei den toten Russen zu schaffen machten.[32]

Mehr über das Leiden der etwa 7.000 Einwohner Gorlices erfährt man nicht. Nach der erfolgreichen Schlacht blieb den verbündeten Truppen keine Gefechtspause vergönnt, denn Ziel der beiden Oberkommandos war es, sofort weiter vorzudringen, um die Festung Przemyśl aus den russischen Händen zu befreien.

Laut von François' Notizen gab es am 22. Mai 1915 keine besonderen Ereignisse, da die „artilleristische Feuertätigkeit"[33] gering geblieben sei. Aber eine außergewöhnliche Episode hielt er für würdig, in seinen Notizen aufzuschreiben. Als er am Abend in dem nur wenige Kilometer nördlich von Przemyśl entfernten Quartier des Generalkommandos in Chłopice eintraf, sei er von einem zu Pfingsten mit Flieder geschmückten Zimmer überrascht worden. Noch größer sei dann seine Überraschung gewesen, als er drei Bier-

30 François: Gorlice 1915, S. 63.
31 Ebenda.
32 Ebenda, S. 64f.
33 Ebenda, S. 131.

flaschen und eine Glückwunschkarte, in der der bekannte bayerische Schriftsteller Ludwig Thoma (1867–1921) ihm zu seinem Orden Pour le mérite gratulierte, sowie ein „Münchner Kindl-Bild" des bayerischen Malers und Mitarbeiters des *Simplicissimus* Ferdinand Spiegel (1879–1950) vorfand. Durch Zufall hatte von François die beiden Sanitätssoldaten am 19. Mai 1915 kennengelernt, als er der in der Nähe von Chłopice biwakierenden bayerischen Sanitäts-Kraftwagen-Kolonne einen Besuch abstattete.[34] Als er einen im Chausseegraben Kartoffeln schälenden Sanitäter sah, fragte er den ihn begleitenden Chefarzt Dr. Maerkel, wer das sei und erhielt die Antwort: „Das ist der Ludwig Thoma, Exzellenz."[35] Anscheinend war Hermann von François ein eifriger Leser der Münchner Satirezeitschrift *Simplicissimus* gewesen, denn er schrieb:

> Ich kannte die beißende Satire, mit der Thoma als Peter Schlemihl im Simplizissimus [sic] gegen das deutsche Offizierkorps vorgegangen war und hielt ihn für einen Feind des Heeres und national nicht hochstehend. Dr. Maerkel gab mir Thomasche Feldzugsdichtungen. Wie anders erschien da Thoma. Eine kerndeutsche Gestalt mit glühender Vaterlandsliebe, Patriot mit tief religiösem Ernst. Was er im Simplizissimus bekämpfte, galt dem Geckentum und dem Byzantinismus. Thoma war ein tapferer Sanitätssoldat, der sich auf dem Kampffeld in pflichttreuer Arbeit das Eiserne Kreuz erwarb. Am 27. August 1921 starb dieser deutsche Mann, zu früh für unser Vaterland, das zum nationalen Wiederaufbau Männer wie Thoma gebraucht.[36]

Ludwig Thoma gehörte zu jenen Kriegsbegeisterten, die unbedingt am Krieg teilnehmen wollten, aber aufgrund ihres Alters – er war damals 47 Jahre alt – nicht einberufen wurden. Zunächst blieb ihm nur übrig, im Herbst 1914 und Januar 1915 sogenannte Liebesgaben für Soldaten an der Westfront zu verteilen. Im März 1915 erhielt er dann aber doch noch die Möglichkeit, sich freiwillig als Sanitäter beim II. Bayerischen Kraftwagen-Transport-Zug des Roten Kreuzes zu melden, der dem in diesem Monat noch an der Westfront an der Somme stehenden 41. Reserve-Korps zugeteilt worden war.[37] Im April wurde dann das von General von François kommandierte 41. Reserve-Korps an die Ostfront verlegt, sodass Ludwig Thoma nach Galizien gelangte.[38] Des Schrift-

34 Ebenda, S. 131f.
35 Ebenda, S. 132.
36 Ebenda.
37 Martha Schad: Ludwig Thoma und die Frauen. Regensburg 1995, S. 121.
38 Das 41. Reserve-Korps von der Somme zum Pripjat. Mit 438 Bildern. München 1918, S. 23–76. Im Bildband gibt es nur zwei Seiten Text, gefolgt von drei Porträts der Kommandeure des Reserve-Korps. Danach werden die Fotos von der Front in Frankreich, Galizien und Russland gezeigt.

stellers Kriegseuphorie hielt trotz der schweren Gefechte erstaunlicherweise recht lange an, denn in einem Brief vom 12. Mai 1915 schrieb er aus Stara Wieś bei Brzozów in Westgalizien an seine von ihm getrennt lebende Frau Marion, der er freundschaftlich verbunden blieb:

> […] Mädle, was sehe ich alles für Bilder, Schlachten, Gefangene, brennende Dörfer, brennende Petroleumtanks, Gefallene, Verwundete, ungeheure Truppenmassen auf dem Marsch, Wagenkolonnen, aufgehängte Spione, etc. etc. Das ist Krieg, wie ihn sich die kühnste Fantasie ausmalt, viel Arbeit und manche Entbehrungen (kein Trinkwasser p. p.), aber je dicker es kommt, desto fröhlicher ist's mir ums Herz. Am Bauerntisch auf der Tuften, da gibt's ein Erzählen! […].[39]

Sein Brief zeigt, dass der freiwillige Dienst als Sanitäter ihn nicht etwa in Depressionen fallen ließ – wie noch ein halbes Jahr zuvor Georg Trakl –, sondern dass dieser geradezu eine „fröhliche" Stimmung bei ihm hervorrief, weil er dank des Fronteinsatzes so viel erlebte. Anscheinend war er auch ganz zuversichtlich, dass er den Krieg überleben und später in seinem gemütlichen Bauernhof auf der Tuften oberhalb des beschaulichen Tegernsees den Freunden von seinen Erlebnissen berichten würde. Jedenfalls schien er sich als Sanitäter gut zu bewähren, denn am 6. Juni 1915 wurde ihm das Eiserne Kreuz II. Klasse verliehen, auf das er ganz besonders stolz war, wie er in einem weiteren Brief an Marion Thoma schrieb:

> Liebes Kätzlich,
> Unser Generalarzt hat mirs mit sehr ehrenden Worten übergeben, und Du könntest mich nun damit geschmückt sehen. Ich habe eine damische Freude darüber, und will es einmals gesund und froh an der Tegernseer Joppe tragen. Wir haben eine stramme Woche hinter uns. Nie Bett und Schlaf, alleweil auf der Landstraße und Verwundete holen. Vorgestern haben wir den 3000sten gefahren […].[40]

Wenige Wochen später endete sein Kriegsdienst, nachdem er bei Brest-Litowsk an der Ruhr erkrankt war und nach Bayern zurückgeschickt wurde. Am 1. September war er wieder in Tegernsee und wurde von der Gemeinde als Held begrüßt.[41] Ludwig Thoma überlebte zwar den Krieg, starb aber schon am 26. August 1921 in seinem Bauernhaus, sodass ihm nicht viel Zeit für seine Erzählungen über den galizischen Kriegsschauplatz geblieben war. Er hatte in

39 Zit. nach Schad: Ludwig Thoma, S. 122.
40 Ebenda.
41 Ebenda.

Galizien zahlreiche Eindrücke gewonnen, aber nicht nur positive, sondern anscheinend auch recht negative, die sich insbesondere auf die jüdische Bevölkerung bezogen. Seine antisemitische Einstellung schien sich während seines Sanitätsdienstes noch gefestigt zu haben, denn erst in Galizien traf er auf eine große jüdische Bevölkerung, die ihm und anderen Soldaten wegen ihrer traditionellen Kleidung besonders auffallen musste. Wahrscheinlich kam er mit einigen jüdischen Händlern in Kontakt, wie viele andere Soldaten auch. In seinen 1920 und 1921 im *Miesbacher Anzeiger* anonym veröffentlichten Beiträgen, die von der Bevölkerung rund um den Tegernsee mit großer Begeisterung gelesen wurden und in denen er die Berliner Regierung und die Weimarer Republik allgemein sowie die Juden insbesondere beschimpfte, taucht immer wieder das Wort „galizisch" als Schimpfwort auf. So etwa, wenn er die Juden als „galizische Rotzlöffel", Berlin als eine „Mischung von galizischem Judennest und New Yorker Verbrecher-Viertel" bezeichnet oder wenn er von „der galizischen Preßkanaille an der Spree" und der „galizischen Pest" spricht.[42]

Nach der erfolgreichen Schlacht von Gorlice, die als „gelungene Durchbruchsschlacht in die Geschichte des Ersten Weltkriegs eingegangen"[43] ist, drangen die verbündeten Truppen bis Ende Mai vom Westen, Norden und Osten weiter bis zur Festung Przemyśl vor, die in der Nacht vom 2. auf den 3. Juni 1915 zurückerobert werden konnte. Über die Schlacht bei Gorlice und die Befreiung Przemyśls sowie über die im Anschluss daran stattfindende Zurückdrängung der zaristischen Armee, die Befreiung der ostgalizischen Städte Rawa Ruska, Stanislau (poln. Stanisławów, ukr. Stanislav, heute ukr. Ivano-Frankivs'k) und schließlich der Landeshauptstadt Lemberg am 22. Juni[44] berichtet von François sehr detailliert anhand von Dokumenten sowie seiner eigenen Aufzeichnungen aus der Kriegszeit.

Zu den Gefallenen an der galizischen Front zählte auch Georg Heß [Urgroßvater der Autorin, Anm. I. R.-R.], Lehrer in Berlin, der als Leutnant der Landwehr II der 7. Kompanie des preußischen Reserve-Infanterie-Regiments Nr. 270 am 5. Juni 1915 im Alter von 33 Jahren in einem Gefecht bei Starzawa, etwa 15 km von Przemyśl entfernt, fiel. Er hinterließ seine 29-jährige Frau Lucie und die sechsjährige Tochter Hilde [Großmutter väterlicherseits der Autorin, Anm. I. R.-R.]. Zwei Tage zuvor hatte das Regiment Nr. 270

42 Aus dem Vollen. Wirbel um den bayrischen Säulenheiligen Ludwig Thoma: Im Alter schrieb er antisemitische Hetztiraden. In: *Der Spiegel* 43 (1989), H. 34, S. 169–171.

43 Afflerbach: Falkenhayn, S. 293.

44 Siehe hierzu die Illustrationen in dem Bildband: Der Weltkrieg in Bildern und Dokumenten nebst einem Kriegstagebuch. Zusammengestellt v. Hans F. Helmolt. Dritte Folge. Leipzig 1916, S. 70f.

bei der Befreiung der Festung Przemyśl heldenhaft gekämpft, wie Hermann von François' Aufzeichnungen zu entnehmen ist:

> Noch in der Nacht zum 3. bemächtigte sich Regt. 270 auch des Fort XIII und besetzte die Ortschaften Buszkowiczki und Bolestraszyce. Regt. 270 und I./272 hatten schwere Kampftage durchlebt; jetzt konnten sie sich eines schönen Erfolges erfreuen. Sie und die dem General Fabarius unterstellte Artillerie durften sich rühmen, zu dem überraschend schnellen Fall der Festung Przemysl wesentlich beigetragen zu haben.[45]

Georg Heß war nur einer von zahlreichen Gefallenen bei der Infanterie. So hatte die 82. Division, der das Regiment 270 unterstellt war, zwischen dem 1. und 10. Juni den Tod von 3 Offizieren und 216 Mann zu beklagen. Darüber hinaus waren 20 Offiziere und 612 Mann verwundet, 2 Offiziere und 237 Mann vermisst.[46] Die als vermisst bezeichneten Soldaten waren meist in russische Gefangenschaft geraten und wurden nach Sibirien gebracht, wo sie häufig mehrere Jahre in Lagern inhaftiert waren.

Erinnerungen aus der Sicht deutscher und österreichischer Zivilisten

In den Tagebüchern, Berichten oder Briefen von Personen, die nicht dem Militär angehörten oder niedrigere Dienstgrade bekleideten, sind Beschreibungen von heldenhaften Kämpfen in Galizien sehr rar. Im Gegenteil, es werden vor allem das menschliche Leid und die Grausamkeit der Kriegsereignisse thematisiert. Auf einige Aufzeichnungen werde ich im Weiteren eingehen. Ein Buch über die Belagerung Przemyśls, das schon 1915 erschien, ist das Tagebuch von Ilka Gräfin Künigl zu Ehrenburg (1881–1940), das sie unter dem Pseudonym J. von Michaelsburg veröffentlichte.[47] Die im damals steirischen Marburg und heute slowenischen Maribor als Helena Caroline Emilie Markl geborene Tochter eines Lehrers heiratete vor dem Ersten Weltkrieg den Grafen Emil Künigl zu Ehrenburg (1879–1929). Als ihr Mann bei Kriegsausbruch als Sanitätsoffizier in das Garnisonsspital der Festung Przemyśl versetzt wurde, meldete sie sich wenig später zum Kriegskrankendienst und erhielt so die Möglichkeit, ihrem Mann nach Przemyśl zu folgen. Nach ihrer Ankunft in Przemyśl am 7. September 1914 wurde sie beim Roten Kreuz als Hilfsschwester zum Dienst im Militärspital eingeteilt, wo sie die verletzten österreichi-

45 François: Gorlice 1915, S. 169.
46 Ebenda, S. 200.
47 J. v. Michaelsburg [Pseud., = Ilka Künigl-Ehrenburg): Im belagerten Przemyśl. Tagebuchblätter aus großer Zeit. Leipzig 1915.

schen Soldaten betreute.[48] Es galt in jener Zeit als selbstverständlich, dass sich die Frauen ohne zu zögern als echte Patriotinnen in den Dienst des Roten Kreuzes stellten, angefangen bei den ersten Damen des Staates. Den tausenden Rot-Kreuz-Schwestern und Hilfsschwestern war es zu verdanken, dass die verwundeten Soldaten in den Lazaretten eine angemessene Betreuung und Pflege erhielten, ob in Galizien oder in anderen Kriegsgebieten. Es gehörte auch zu den Aufgaben der weiblichen Mitglieder des deutschen und österreichischen Kaiserhauses, sich um die verwundeten Soldaten zu kümmern und Liebesgaben zu verteilen.[49]

In ihrem Tagebuch hielt Ilka Gräfin Künigl zu Ehrenburg das Leiden der verwundeten Offiziere und der hungernden Zivilbevölkerung in der Stadt Przemyśl fest und schrieb am 26. September 1914 über die durch den Krieg notleidende galizische Bevölkerung:

> Hart, hart wuchtet der Krieg auf dem armen galizischen Land. Die Dörfer mußten zum größten Teil in der näheren und weiteren Umgebung rasiert werden. Die Bauern kommen auf ihren kleinen Bauernkarren mit Kind und Kegel und Hausrat durch die Stadt und haben nichts – nichts als einen armseligen Zettel, auf dem steht, was man ihnen verbrannt hat. Man verspricht es ihnen nach Beendigung des Krieges reichlich zu ersetzen. Aber jetzt – jetzt? Der Winter steht vor der Tür. Die Bauern in der Umgebung von Przemysl waren fast alle wohlhabend. Denn alles gedeiht hier gut, Getreide, Gemüse und Obst. Jetzt verkaufen sie ihre Pferde, Kühe, Schweine, Geflügel um ein geringes, sie haben keine Zeit zu warten, müssen alles lassen, wie es liegt und steht. Darum gibt es fast keine Eier mehr, keine Milch. […].
> Merkwürdigerweise hört man diese armen Vertriebenen nicht klagen, und fast nie sieht man ein Weib weinen. Sie sitzen, in ihre Schaffelle gehüllt, unbeweglich auf ihren Karren mit den niedrigen, armseligen Pferden und starren stumpf vor sich hin. Man könnte fast meinen, es wäre diese Heimatlosigkeit ihnen nichts Neues, als läge sie ihnen von ihren Vorvätern her im Blute, eine alte Gewohnheit ihrer unsäglichen Armut.[50]

48 Ebenda, S. 4–9.

49 Siehe hierzu Einträge im erwähnten Bildband *Der Weltkrieg in Bildern und Dokumenten*. Unter dem Bild von Auguste Viktoria, der Gemahlin von Kaiser Wilhelm II., befindet sich der Eintrag: „Die Deutsche Kaiserin steht an der Spitze der Vereinigungen des Roten Kreuzes, Nationalen Frauendienstes usw., um die durch den Krieg geschlagenen Wunden zu lindern und zu helfen“ (S. 109). Auch die Witwe von Erzherzog Rudolf von Österreich und wiederverheiratete Gräfin Stephanie Lónyay engagierte sich für die verwundeten Soldaten und war als Krankenschwester und Leiterin eines Lazaretts tätig (S. 113).

50 Michaelsburg: Im belagerten Przemyśl, S. 27f.

Sie schrieb auch über die Verwundeten in dem Garnisonsspital in Przemyśl, in dem sie ihren Krankendienst versah. Angesichts der schweren Verwundungen der Soldaten schienen ihr ihre Versuche, die Soldaten mit Worten der Anteilnahme zu beruhigen, nicht zu genügen:

> Gott, Gott, was sage ich alles! Dem einen fehlt der Arm, dem anderen das Bein, der dritte liegt von fünf Kugeln aufs jammervollste zugerichtet da, der vierte hat einen Schuß im Hals und kann nicht essen, überdies einen gebrochenen Arm, dem fünften ist Nase und Mund halb weggerissen und wahnsinnig verstümmelt – so geht es weiter – und ich rede – rede – verspreche das Blaue vom Himmel herunter – und möchte aufschreien vor Herzweh![51]

Auch erfährt man bei ihr etwas über den Umgang mit zurückgelassenen oder verwaisten Kindern, die in der Festung Przemyśl aufgenommen werden:

> Wie oft bringen Offiziere, in ihren Mantel geschlagen, verloren gegangene Kinder aus den Dörfern herein.
> Da saß mitten im Schrapnellregen ein dreijähriger Junge mutterseelenallein, lachend und spielend im Feld. Die Soldaten, die ihn fanden, konnten nichts weiter aus ihm herausbringen als: „Babbo, Amerika!" Man brachte den Kleinen einstweilen ins städtische Waisenhaus und später will man ihn in eine Militärerziehungsanstalt geben. […].
> Die Waisenhäuser sind voll von Kindern, die auf der Flucht ihre Eltern verloren haben. Ab und zu bringt man verwundete Kinder aus den Dörfern in die Spitäler herein.[52]

Im Dezember 1914 spitzte sich die Versorgungslage in der Festung Przemyśl dermaßen zu, dass nun auch die Pferde geschlachtet werden mussten, um die Mannschaft zu versorgen. Mitte Januar 1915 notierte Ilka Gräfin Künigl zu Ehrenburg, dass die Zivilbevölkerung praktisch nur noch von Pferdefleisch lebte, was insbesondere für die Juden in Przemyśl problematisch gewesen sei, da ihnen aus religiösen Gründen der Verzehr verboten war. Die wenigen Lebensmittel, die man noch bekommen konnte, waren nur für viel Geld zu haben und daher nur für wenige erschwinglich.[53] Bis zum 18. März 1915 hatte man dann „die letzten Pferde gegessen"[54]. Brotmehl war auch nicht mehr vorhanden, sodass die Lebensmittel in der Festung nur noch für wenige Tage für die Mannschaften und die Tausenden von Verwundeten reichten. Die

51 Ebenda, S. 37f. (Eintrag vom 4. Oktober 1914).
52 Ebenda, S. 63f. (Eintrag vom 12. November 1914).
53 Ebenda, S. 93 (Eintrag vom 12. Dezember 1914) und S. 103 (Eintrag vom 15. Januar 1915).
54 Ebenda, S. 136.

Festung Przemyśl wurde vom 24. September bis zum 11. Oktober 1914 und dann vom 7. November 1914 bis zur Kapitulation der österreichischen Garnison am 22. März 1915 belagert. Verschiedene Entsatzversuche der österreichischen Armee waren bis zuletzt erfolglos geblieben. Nach 133 Tagen der russischen Belagerung waren die Lebensmittelvorräte in der Stadt Przemyśl aufgebraucht und keine Hilfe mehr in Sicht, sodass der Festungskommandant Hermann Kusmanek von Burgneustädten als einzigen Ausweg die Kapitulation am 22. März 1915 sah. Vor der Übergabe der Festung an die Russen wurden am Abend des 22. März noch alle Forts um die Festung herum, die Sanbrücken sowie die übriggebliebene Munition gesprengt, um nichts dem Feind zurückzulassen. Insgesamt gerieten 9 Generäle, 2.300 Offiziere sowie rund 110.000 Soldaten der k. u. k. Armee in russische Gefangenschaft, darunter auch Emil Graf Künigl zu Ehrenburg, der jedoch erst am 19. April 1915 ins Kriegsgefangenenlager abtransportiert wurde, da er als Sanitätsoffizier zunächst noch die verwundeten österreichischen Soldaten betreuen durfte. Seine Frau durfte dagegen am 14. Mai 1915 Przemyśl verlassen und nach Wien zurückkehren.[55]

Zur Festungsmannschaft der k. u. k. Armee zählte unter vielen anderen auch der 33-jährige Galiziendeutsche Philipp Hexel, der die Kapitulation am 22. März 1915 miterlebte und am 26. März als Kriegsgefangener mit hunderten Kameraden in den asiatischen Teil Russlands verbracht wurde. Sein Bericht, der am 15. Juni 1918 im *Evangelischen Gemeindeblatt der Deutschen in Galizien und der Bukowina* veröffentlicht wurde, zeigt das Schicksal der Soldaten, die zwar die Gefechte überlebt hatten, auf die aber als Kriegsgefangene eine ungewisse Zukunft wartete. In Russland durchlebte er zahlreiche Krankheiten, Hunger und Kälte und verrichtete Zwangsarbeit. Erst nachdem er die russische Schrift und Sprache etwas gelernt hatte, gelang es ihm im Juli 1916 eine leichtere Arbeit in der Kanzlei der Kriegsgefangenenabteilung in Stawropol zu erhalten. Diese verließ er dann wieder, weil er die brutale Behandlung seiner Kameraden nicht mehr ertragen konnte, „die blutig geschlagen, abgerissen und im Winter halb erfroren in der Kanzlei zum ‚Verkaufe' kamen"[56]. Er fand danach Arbeit in einer Kolonie der Russlanddeutschen, die „sich ihrer deutschen Brüder aus dem ‚Reich' und Österreich annahmen"[57]. Hier hatte er auch die Möglichkeit, Lesegottesdienste im evangelischen Bethaus zu halten und mit der dortigen deut-

55 Ebenda, S. 150, S. 164, S. 172.
56 Philipp Hexel: Erlebnisse eines Kriegsgefangenen. In: Galizien erzählt. Heimatbuch der Galiziendeutschen. Teil IV. Redigiert v. Rudolf Mohr. Stuttgart-Bad Cannstatt 1990, S. 415–419, hier: S. 417.
57 Ebenda, S. 418.

schen Gemeinde und seinen deutschen und österreichischen Kameraden Volkslieder zu singen. Als er Ende 1916 wieder zu seinem Dienst in die Kanzlei in Stawropol zurückgerufen wurde, konnte er diesmal bessere Arbeitsbedingungen einfordern. Seine Freizeit verbrachte er nun im Kreise der 300 Personen zählenden evangelischen Gemeinde, in der er einen Gesangverein sowie Theateraufführungen organisierte. Auf diese Weise konnte er bis zu seiner Entlassung aus der russischen Kriegsgefangenschaft im März 1918 noch recht gut die letzten Monate verbringen, bevor er in einem Invalidentransport mit zahlreichen anderen Kameraden nach Galizien zurückgelangte.[58]

Auch ein anderer Galiziendeutscher, Johann Hennig aus der ostgalizischen deutschen Kolonie Brigidau, berichtete über seine Erlebnisse während der Kriegszeit. Brigidau lag direkt an der Frontlinie, als am 31. Mai 1915 die ersten Granaten das Dorf trafen. Bis zum Abend waren 52 Höfe zerstört worden, darunter auch der Hof der Familie Hennig, nur das Vieh, das zuvor auf die Weide getrieben worden war, wurde kein Opfer der Kanonade. Es wurde allerdings Beute der Russen, die auch drei Männer aus Brigidau als Geiseln nahmen, die erst 1917 aus Sibirien zurückkehrten.[59]

Zu den kaum bekannten Dokumenten über die Kriegszeit in Galizien zählen die Tagebucheinträge und Briefe des evangelischen Pfarrers Dr. Theodor Zöckler (1867–1949) sowie die ihm zugesandten Briefe seiner Frau Lillie und anderer Bekannter, meist evangelischer Pfarrer, die in weiteren Gemeinden Galiziens wirkten oder Dienst in der k. u. k. Armee leisten mussten. Der aus Stralsund stammende Pfarrer Zöckler lebte seit 1891 im ostgalizischen Stanislau, wo er sich gemeinsam mit seiner Frau Lillie um die kleine deutsche evangelische Gemeinde kümmerte und zahlreiche soziale Einrichtungen für die Mitglieder der evangelischen Diaspora gründete. Auf der Grundlage seiner Briefe an Freunde und Bekannte sowie von Briefen seiner Frau Lillie, der Gemeindehelfer und -mitglieder, rekonstruierte sein Enkelsohn Erasmus Zöckler die Kriegszeit in Galizien aus der Sicht der Stanislauer evangelischen Gemeinde. In seinem Tagebuch beschreibt Pfarrer Zöckler die Leiden der Bevölkerung Stanislaus und derjenigen Gegenden Galiziens, die er in jener Zeit bereiste, recht eindrücklich.

In den Briefen kommen auch seine Sorgen um die unsichere Zukunft der Gemeinde zum Ausdruck. Als österreichischer Untertan stand er dem Kaiserhaus in Wien loyal gegenüber und sah die zunehmenden Bestrebungen der Polen, den Krieg als Vehikel für die Gründung eines unabhängigen polnischen Staates zu benutzen, mit großer Sorge, denn die Beziehungen zwischen den

58 Ebenda, S. 418f.
59 Johann Hennig: Brigidau brennt und wird befreit. In: ebenda, S. 424f.

evangelischen Deutschen und katholischen Polen in Stanislau hatten sich seit Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend verschlechtert.

Als Leiter des evangelischen Waisenhauses, der evangelischen Schule und anderer evangelischer sozialer Einrichtungen in Stanislau, die als Stanislauer oder Zöcklersche Anstalten bezeichnet werden, mussten Theodor Zöckler und seine Frau Lillie während des Krieges mehrmals Evakuierungen der Gemeindemitglieder in das größte österreichische evangelische Diakoniewerk in Gallneukirchen (in der Nähe von Linz) organisieren. Einem der Briefe seiner Frau Lillie von September 1914 zufolge erhielten die von ihr begleiteten Jungen und Mädchen des Waisenhauses auf dem Weg von Stanislau über Wien nach Gallneukirchen großzügige Unterstützung von privater und amtlicher Seite.[60] Theodor Zöckler machte sich in dieser Zeit auch auf den Weg nach Leipzig und Dresden, um durch Vorträge auf die schwierige Lage der evangelischen Gemeinden in Galizien aufmerksam zu machen und um Hilfe zu organisieren.[61] Anfang 1915 traf er wieder in Gallneukirchen ein, wo er zum Rektor der Gallneukirchener Anstalt berufen worden war und wo sich inzwischen auch eine größere Gruppe von Mitgliedern der galizischen evangelischen Gemeinden aufhielt. Von Österreich aus organisierte er Hilfsexpeditionen mit Lebensmitteln und Kleidung für Galizien, nun auch unterstützt von Raimund Friedrich Kaindl, dem bekannten Historiker Galiziens und der Bukowina, der eines der Hilfskomitees leitete.[62] Finanzielle Mittel erhielt das Hilfskomitee von verschiedenen evangelischen Einrichtungen und Ausschüssen in Deutschland und Österreich, die dann von den Expeditionsmitgliedern, unter denen sich auch Pfarrer Theodor Zöckler selbst befand, in den evangelischen Gemeinden Galiziens, aber zum Teil auch in den katholischen Gemeinden – wie etwa in der Kolonie Mariahilf – verteilt wurden.[63] Nach Stanislau selbst konnte die Hilfsexpedition zunächst nicht gelangen, da die Stadt von den Russen besetzt war und erst im Juni 1915 befreit wurde. In einer weiteren großen Hilfsexpedition wurde von Wien aus ein ganzer Güterzug mit Lebensmitteln und Kleidern beladen, der über Ungarn nach Südostgalizien gelangen sollte, von wo aus dann zwei Expeditionen gebildet wurden. Auf dem Weg nach Stanislau trafen die Mitglieder der Expedition auf die Schlachtfelder und sahen zahlreiche zerstörte Dörfer. Unter den gefallenen

60 Erasmus Zöckler: Geschichte der evangelischen Diaspora und der deutschen Minderheit in Galizien aus der Sicht Theodor Zöcklers. Bd. 3: Ein Christ und der Krieg. Der Krieg in Galizien 1914–1919. 2., überarbeitete Auflage. Stuttgart 2010, S. 56f.
61 Ebenda, S. 59–63.
62 Ebenda, S. 67f.
63 Ebenda, S. 82.

Soldaten befanden sich auch Mitglieder der deutschen Gemeinden in Galizien. Stanislau selbst war den verschiedenen Berichten zufolge ebenfalls sehr zerstört worden, daher begann Theodor Zöckler sofort damit, in den unversehrten Anstaltsgebäuden eine Zentrale der Hilfsexpeditionen einzurichten und Pläne für den Bau von Unterkünften zu entwerfen.[64] In dem leer stehenden, aber intakten evangelischen Kinderheim wurden nun alleinstehende und verwundete Kinder aufgenommen, die von Lillie Zöckler und den Diakonissinnen betreut und gepflegt wurden. Auch ein Soldatenheim wurde für verwundete Soldaten eingerichtet. Im Verlauf des Krieges musste die evangelische Gemeinde wiederholt vor den russischen Angriffen fliehen, so auch im März 1917. Erst im Juli 1917 konnte Stanislau, das erneut große Zerstörungen zu beklagen hatte, wieder befreit werden.[65]

Trotz der Verluste, die sowohl die Stanislauer evangelische Gemeinde als auch die anderen deutschen evangelischen Gemeinden im Ersten Weltkrieg und im daran anschließenden polnisch-ukrainischen Krieg erlitten hatten, sahen es die evangelischen Deutschen als ihre Pflicht an, in ihrer galizischen Heimat zu bleiben, auch wenn diese nun nicht mehr Teil der Habsburgermonarchie war und sie ihre Loyalität nun dem neu errichteten polnischen Staat beweisen mussten. Welche große Rolle dabei die evangelische Gemeinde in Stanislau spielen sollte, zeigte Theodor Zöcklers Schreiben an den Gustav-Adolf-Verein in Leipzig im Jahr 1919. Darin heißt es:

> Es muss klar gestellt werden, dass unsere Anstalten etwas anderes für unsere ganze Kirche, ja für den ganzen Protestantismus in Polen, bedeuten als etwa Gallneukirchen für Österreich oder die Bodelschwingh'schen Anstalten für Deutschland. Man kann vielleicht formulieren: In noch viel höherem Maße als Gallneukirchen ein Mittelpunkt der Inneren Mission und ein Mittelpunkt des kirchlichen Lebens für die Österreichische Landeskirche ist, sind die Stanislauer Anstalten Mittelpunkt für die evangelische Kirche in Kleinpolen und vielleicht im weiteren Sinne für ganz Polen. Die Kleinpolnische Kirche hat eben nur Stanislau.[66]

Ausblick und Resümee

Das Ende des Ersten Weltkrieges bedeutete für einen Großteil der „Völker" Österreichs die Unabhängigkeit und die Errichtung eines unabhängigen Staates und damit gleichzeitig veränderte Loyalitäten. Für Ostgalizien war im

64 Ebenda, S. 89–97.
65 Ebenda, S. 153–155.
66 Ebenda, S. 225.

November 1918 der Krieg noch nicht vorbei, sondern es begann nun der Kampf zwischen Polen und Ukrainern um die Herrschaft in Ostgalizien, den die Polen im Sommer 1919 für sich entschieden. Ostgalizien wurde Polen im November 1919 auf der Pariser Friedenskonferenz zugesprochen. Im April einigten sich Marschall Józef Piłsudski und der Oberbefehlshaber der Truppen der Westukrainischen Volksrepublik Symon Petljura (1879–1926) auf den Fluss Zbrucz als Grenze zwischen Polen und der Ukraine im Gegenzug für die militärische Unterstützung der Ukraine im Kampf gegen die Rote Armee. Nach dem Zweiten Weltkrieg fiel dieses Gebiet dann durch die neue Grenzziehung an die Ukrainische Sozialistische Sowjetrepublik.

Die zahlreichen lokalen Aktivitäten, die Tagungen und Konferenzen, die anlässlich des Gedenkens an den Ersten Weltkrieg in Polen und in der Ukraine seit 2014 durchgeführt werden, zeigen, dass die auf Konferenzen über den Ersten Weltkrieg in Westeuropa bedauerlicherweise nur selten berücksichtigte Ostfront nicht nur eine wichtige Rolle für das kulturelle Gedächtnis der Polen und Ukrainer, sondern auch der Deutschen und Österreicher spielt, die gleichermaßen ihr Leben auf dem galizischen Kriegsschauplatz verloren. Den in Südpolen in den Wojewodschaften Kleinpolen und Vorkarpatenland, dem Gebiet des früheren Westgalizien, sowie in der Westukraine, dem Gebiet des früheren Ostgalizien, befindlichen Militärfriedhöfen, die nicht nur von den lokalen Behörden, sondern auch von dem Volksbund Deutsche Kriegsgräberfürsorge und der Kriegsgräberfürsorge Österreichisches Schwarzes Kreuz gepflegt werden, kommt eine besondere Bedeutung als Erinnerungsort zu. Gerade die Militärfriedhöfe zeigen den Besuchern ganz deutlich, dass nicht nur die aus diesem Gebiet stammenden Soldaten in den blutigen Schlachten fielen, wie etwa Polen, Ukrainer, Juden, Deutsche, sondern auch Nationalitäten, die zwar der k. u. k. Armee angehörten, aber anderer Herkunft waren, wie Ungarn, Slowenen, Tschechen, Slowaken und viele andere mehr.[67] Aber nicht nur die Angehörigen der verbündeten Truppen wurden auf den galizischen Militärfriedhöfen, die kurz nach dem Krieg von bekannten Architekten angelegt wurden und heute unter Denkmalschutz stehen, bestattet, sondern auch die der feindlichen russischen Truppen. Im Tod finden letztendlich alle gefallenen Kriegsteilnehmer einen gemeinsamen Bestattungsort, säuberlich getrennt durch nummerierte Felder. Die Militärfriedhöfe aus dem Ersten Weltkrieg sind wichtige steinerne Zeugen eines durch den Zweiten Weltkrieg überlagerten Krieges, denn den Opfern des Ersten Weltkrieges, sowohl unter der Zivilbevölkerung als auch unter dem Militär, wurde nie so viel Aufmerk-

67 Siehe hierzu auch den Beitrag von Jevgenij Paščcenko in diesem Band.

samkeit im öffentlichen Leben gezollt, wie den im Zweiten Weltkrieg gefallenen Soldaten, die zum Teil nur zwei Jahrzehnte später auf den Friedhöfen des östlichen Kriegsschauplatzes ebenfalls ihr Grab fanden. Das Grauen des galizischen Kriegsschauplatzes wurde in Tagebüchern, Briefen oder Erinnerungen der verschiedenen Nationalitäten festgehalten. Diese vermitteln auch heute noch ein eindringliches Bild von dem Kriegsverlauf in dem multiethnisch und -konfessionell geprägten Gebiet, dessen Bewohner sich aufgrund der sich wiederholt verändernden Frontlinien immer wieder mit ihrer nationalen Identität auseinandersetzen mussten und ihre Loyalität gegenüber dem weit in Wien entfernten Kaiserhaus im Verlaufe des Krieges immer mehr anzweifelten. Manche der inzwischen über den Ersten Weltkrieg erschienenen Publikationen erinnern auch an diese schwierige Phase der Identitätsfindung der damals in Galizien lebenden Nationalitäten.

Czernowitzer „Geiseln“ in Russland im Ersten Weltkrieg: Philipp Menczel und Mayer Ebner

ANDREI CORBEA-HOISIE

Fast zwei Wochen nach der Besetzung von Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) durch russische Truppen notierte der k. k. Landesgerichtsrat Dr. Alfons Regius am 15. September 1914 in sein Tagebuch eine Nachricht, die er gerade „auf dem Weg ins Amt“ von Bekannten erhalten hatte,

> […] daß in der Nacht fünf Personen aus unbekannten Gründen verhaftet und sofort nach Rußland wegtransportiert worden seien und zwar Weisselberger, Dory Popowicz, Duzinkiewicz, Lazarus und Menczel. Kein Mensch weiß warum und was man mit ihnen beabsichtigt.[1]

Regius kommentierte diesen Vorgang überaus düster: „Man kommt sich nachgerade vor so wie eine Maus, mit welcher die Katze spielt, um sie schließlich in einem beliebigen Zeitpunkt zu verschlingen.“[2] Tatsächlich waren in der Nacht auf den 15. September 1914 fünf Czernowitzer Notabeln vom russischen Militär verhaftet worden: der Bürgermeister der Stadt Salo von Weisselberger, der ehemalige stellvertretende Landespräsident Basil von Duzinkiewicz, der Reichsratsabgeordnete Nikolai Spenul[3], der Staatsanwalt Norbert Lazarus und der Journalist und Advokat Philipp Menczel. Auch der Landesausschussbeisitzer Nicu von Flondor war in Haft geraten, allerdings dann getrennt von den ande-

1 Czernowitz im Ersten Weltkrieg. Aus dem Tagebuch des k. k. Landesgerichtsrates Dr. Alfons Regius. Hg. von Wolfdieter Bihl, Peter Jung, Walter Lukan, Bertram Regius. In: *Österreichische Osthefte* 27 (1985), H. 2, S. 115–213, hier: S. 132f. Im Ersten Weltkrieg wurde die Landeshauptstadt des Kronlandes Bukowina von russischen Truppen erstmals am 2. September 1914 besetzt.

2 Ebenda.

3 Alfons Regius berichtigt am 17. September eine frühere Nachricht, dass der Vizebürgermeister Dorimedont Popowicz – und nicht Spenul – unter den Verhafteten gewesen sei. Ebenda, S. 135. Der Name Popowicz stand dennoch auf einigen Gefangenenlisten aus Czernowitz, die von der Presse übernommen wurden. Vgl. *Deutsche Wacht* (Cilli), 10. Oktober 1914, S. 4; *Böhmerwald-Volksbote* (Krumau), 11. Oktober 1914, S. 2.

ren ins Exil nach Taschkent verschickt worden.[4] Die Nachricht konnte trotz der Frontlinie nicht geheim gehalten werden: Der österreichische Gendarmerieoberst Eduard Fischer, der in Dorna Watra (rum. Vatra Dornei) die Reste der aus der Bukowina zurückgezogenen österreichischen Einheiten koordinierte und zugleich ein aktives Informantennetz im besetzten Gebiet unterhielt, erfuhr unmittelbar von diesem Akt „moskowitischer Willkür"[5] und meldete den Vorgang nach Wien weiter. Die österreichischen Zeitungen berichteten zunächst nicht darüber, vielleicht aus einer gewissen, von der Zensur empfohlenen Zurückhaltung heraus, um nicht den unrühmlichen Rückzug der österreichischen Truppen aus der Bukowina zu thematisieren; es ist kein Zufall, dass vor der *Neuen Freien Presse*, die sich zu den Ereignissen erst am 13. November 1914 dank eines Korrespondentenberichts aus dem dann wieder kurzzeitig befreiten Czernowitz äußern sollte,[6] diese Nachricht bereits durch Provinzzeitungen aus Cilli (slow. Celje), Budapest und Krumau (tsch. Český Krumlov) in Umlauf gebracht worden war – noch vor dem Rückzug der russischen Truppen aus der Landeshauptstadt der Bukowina am 21. Oktober 1914.[7]

Die Verbannung der fünf Czernowitzer Häftlinge nach Sibirien erfolgte nach dem üblichen russischen Vorgehen als mehrwöchiger „Etappenweg" über Winniza, Kiew, Kursk, Tula, Samara, Omsk bis nach Tomsk und weiter nach Narymski Kraj[8]. Die österreichische Öffentlichkeit erhielt davon gelegentlich indirekte Signale, verbunden mit Gerüchten über mutmaßliche Interventionen und Geheimverhandlungen über ihre Befreiung.

Am 27. November 1914 wurde Czernowitz zum zweiten Mal von russischen Streitkräften eingenommen. Diesmal trafen die in der Stadt verblie-

4 Über die Verbannung Nicu Flondors in Taschkent berichtet ausführlich die *Neue Freie Presse*, Nr. 18401, 13. November 1915, S. 5. Vgl. auch Nicolae Ciachir: Din istoria Bucovinei 1775–1944 [Aus der Geschichte der Bukowina 1775–1944]. București 1993, S. 76. Für die Einstellung dieses Autors ist es symptomatisch, dass nur Nicu Flondor, Führer der Rumänischnationalen, als Opfer der russischen Besatzung erwähnt wird. Keine Erwähnung findet die Ernennung des Rumänen Teofil Bocancea zum Bürgermeister durch die Besatzer. Die Verhaftung und Verbannung der Nicht-Rumänen wird ignoriert.

5 Eduard Fischer: Krieg ohne Heer. Meine Verteidigung der Bukowina gegen die Russen. Wien 1935, S. 96.

6 I. R.: Aus den Tagen der russischen Invasion in Czernowitz. Ein nächtlicher Spaziergang. In: *Neue Freie Presse*, Nr. 18040, 13. November 1914, S. 3.

7 Während die genannte *Deutsche Wacht* aus Cilli behauptet, die Informationen aus Kreisen Bukowiner Abgeordneten in Wien erhalten zu haben, gibt das sozialdemokratische Organ *Böhmerwald-Volksbote* aus Krumau die Budapester *Volksstimme* als Quelle an. Nach der Wiedereroberung von Czernowitz durch die österreichischen Truppen am 20. Oktober 1914 wurde darüber im *Pester Lloyd* bereits am 23. Oktober 1914, in der sozialdemokratischen Wiener *Arbeiter-Zeitung* am 31. Oktober 1914 und im *Prager Tagblatt* am 7. November 1914 berichtet.

8 Gebiet nördlich von Tomsk, in das politische Gefangene vorwiegend deportiert wurden.

bene Bevölkerung die Besatzung und die damit verbundenen Maßnahmen noch härter. Neben den schon üblichen Plünderungen und Torturen durch Kosakeneinheiten und demonstrativen Aktionen, die zum Ziel hatten, die k. u. k. Provinz als „festen Besitz“ einer vermeintlich dauerhaften russischen Herrschaft manifest zu machen,[9] waren nun massenweise Verhaftungen und Verschleppungen gängige Praxis der russischen Behörden. Bis zum 10. Januar 1915 waren nach einem Bericht der *Neuen Freien Presse* 174 Personen festgenommen worden. Es waren zumeist Juden und Deutsche – Akteure aus Politik (der Zionist Mayer Ebner oder der Christlich-Soziale Alfred Adelsberger), Verwaltung und Wirtschaft,[10] aber auch einfache Leute wie Bauern aus Rosch[11] oder sogar verdächtige Straßenpassanten.[12] Die meisten von ihnen teilten das Schicksal der bereits zuvor deportierten Stadtbewohner und wurden nach Sibirien verbannt.

Erinnerungen an Kriegswillkür

Die Sibirien-Deportationen im Ersten Weltkrieg, die sich auch während der dritten und längsten russischen Besatzung von Czernowitz 1916–1917 fortsetzten, zumindest bis zu der revolutionären Wende im Frühjahr 1917,[13] sind in mehrfacher Hinsicht ein relevantes Forschungsfeld: Sie verdienen eine umfängliche dokumentarische Erfassung durch die sich in russischen und österreichischen Archiven befindlichen Akten über die Verhaftungen, die Verbannungen oder über die diplomatischen Bemühungen um die eventuelle Befreiung der Betroffenen; sie belegen die mediale und auch diskursiv-propagandistische Indienstnahme durch beide Kriegsparteien, wobei die Presse für die Auswertung besonders ergiebig erscheint; und sie sind in den Kampfgebieten während des Krieges generell ein Symptom eines programmatischen, auf die Zukunft ausgerichteten Vorgehens der russischen Militär- und zivilen

9 Vgl. Das Archiv zum 1. Weltkrieg, <http://www.stahlgewitter.com/15_03_05.htm#KUK>, 8.6.2016. Schon während der ersten Besetzung soll nach Angaben von Alfons Regius der Zivilgouverneur in Czernowitz einen russischen Gerichtspräsidenten ernannt haben. In: Regius: Czernowitz im Ersten Weltkrieg, S. 134.

10 Die Russenwirtschaft in Czernowitz (Von einem Augenzeugen). In: *Neue Freie Presse*, Nr. 18113, 26. Januar 1915, S. 5f. Die Korrespondenz führte über das zu diesem Zeitpunkt noch neutrale Rumänien. Man teilte darin u. a. mit, dass der jüdischen Kultusgemeinde eine besondere Kriegskontribution von 50.000 Rubel auferlegt werde.

11 Das Archiv zum 1. Weltkrieg, <http://www.stahlgewitter.com/15_03_05.htm#KUK>, 8.6.2016.

12 Regius: Czernowitz im Ersten Weltkrieg, S. 141; Philipp Menczel: Als Geisel nach Sibirien verschleppt. Berlin, Wien 1916, S. 154.

13 Regius: Czernowitz im Ersten Weltkrieg, S. 171.

K. u. K. KRIEGSMINISTERIUM
KRIEGSFÜRSORGEAMT

VORTRAG

Als Geisel
in
russischer Gefangenschaft

(Selbsterlebtes)
des Bürgermeisters der Landeshauptstadt Czernowitz

Dr. S. WEISSELBERGER

Samstag, den 11. Dezember 1915
abends halb 8 Uhr
im Großen Konzerthaus-Saale

Logen zu K 70.—, 60.— und 50.—, Sitzplätze von K 10.— bis 2.— und Stehplätze zu K 1.— in Gutmanns Hof-Musikalienhandlung (I., Operngasse) und an der Konzerthauskasse (III., Lothringerstraße 20)

Abb. 1: Ankündigungsplakat: Als Geisel in russischer Gefangenschaft. Vortrag von Salo Weisselberger in Wien am 11. Dezember 1915 (In: Österreichische Nationalbibliothek, Kriegssammlung, Inv. Nr.: 16215397)

Organe.[14] Zu diesem Thema gehören auch die mit den Verhaftungen verbundenen menschlichen Schicksale, die geprägt waren von grauenhaften Erfahrungen in russischen Gefängnissen und sibirischen Strafkolonien, und auch die lehrreiche Vor-Ort-Erfahrung in einem entscheidenden historischen Zeitraum in Russland – vor der blutigen politisch-gesellschaftlichen Umwälzung der Revolution. Abgesehen von den kurzen Interviews, die die Protagonisten der genannten ersten polizeilichen Aktion der Russen in Czernowitz nach ihrer Ankunft aus der Verbannung in Wien am 10. und 16. November 1915 den dortigen Zeitungen gaben,[15] liegen nur wenige schriftliche Zeugnisse

14 Markus Winkler: Der Erste Weltkrieg: Wahrnehmung und Deutung aus der Perspektive deutschsprachiger Juden aus der Bukowina. In: Petra Ernst-Kühr, Eleonore Lappin-Eppel (Hgg.): Jüdische Publizistik und Literatur im Zeichen des Ersten Weltkriegs. Innsbruck, Wien, Bozen 2016, S. 51–74. Dieser Aufsatz konnte für den vorliegenden Beitrag nicht mehr berücksichtigt werden.

15 Das Ereignis wurde u. a. in folgenden Zeitungen ausführlich behandelt und kommentiert: *Neue Freie Presse*, *Neues Wiener Tagblatt*, *Der Morgen*, *Neues Wiener Journal*, *Arbeiter-Zeitung* und *Jüdische Korrespondenz*.

über diese Zeit und Erlebnisse vor. Der Vortrag des Bürgermeisters von Weisselberger – *Als Geisel in russischer Gefangenschaft (Selbsterlebtes)* –, den er am 11. Dezember 1915 im Wiener Konzerthaus-Saal hielt, ist nie gedruckt worden (Abb. 1).[16]

Auf zwei schriftliche Aufzeichnungen wird im Folgenden näher eingegangen: auf ein kurzes Kapitel in der Biographie Mayer Ebners, die von seinem politischen Gefährten Manfred Reifer vermutlich in Zusammenarbeit mit dem Porträtierten nach dem Zweiten Weltkrieg in Tel Aviv noch vor der Gründung Israels veröffentlicht wurde,[17] und auf das umfangreiche Erinnerungsbuch von Philipp Menczel – *Als Geisel nach Sibirien verschleppt* (Berlin, Wien 1916)[18] –, das kurz nach seiner Befreiung aus der russischen Gefangenschaft nahezu ohne Zeitverzug erschienen ist (als Menczel auch noch als Herausgeber der *Czernowitzer Allgemeinen Zeitung* fungierte), wobei bereits vorher schon einige Teile in der *Neuen Freien Presse* vorveröffentlicht worden waren.[19] Wie in Weisselbergers Vortragstitel wird auch in Menczels Buchtitel der Begriff „Geisel“ verwendet.[20]

Loyalität gegenüber Österreich und Habsburg

Verfasst mit jenem rhetorisch-schriftstellerischen Talent, auf das die ganze Czernowitzer Karriere Philipp Menczels als angesehener Strafverteidiger und

16 Über den Vortrag berichtete u. a. die *Neue Freie Presse*, Nr. 18429, 12. Dezember 1915, S. 18f.

17 Manfred Reifer: Dr. Mayer Ebner. Ein jüdisches Leben. Tel Aviv 1947, S. 63–73.

18 In seinen später erschienenen politischen Memoiren fasst der Autor seine Erinnerungen an diese Zeit nochmals in einem Kapitel zusammen. Vgl. Philipp Menczel: Trügerische Lösungen. Erlebnisse und Betrachtungen eines Österreichers. Stuttgart, Berlin 1932, S. 101–122.

19 Vgl. u. a. Dr. Philipp Menczel: Wie denkt man in Rußland über den Frieden? Als Geisel von Czernowitz nach Russland gebracht. In: *Neue Freie Presse*, Nr. 18429, 12. Dezember 1915, S. 3f. Im Feuilleton dieser Zeitung wurden Kapitel aus dem Buch vollständig vorabgedruckt (Nr. 18497, 19. Februar; Nr. 18502, 27. Februar; Nr. 18511, 4. März; Nr. 18523, 16. März; Nr. 18592, 26. Mai und Nr. 18655, 29. Juli 1916).

20 Sowohl Weisselberger und Menczel als auch Reifer und Ebner verwenden den Begriff „Geisel“ als Bezeichnung für ihren rechtlichen Status in der russischen Gefangenschaft. Allerdings verleiht der Terminus „Geisel“ dem Gewaltakt der russischen Besatzungsmacht eine gewisse Legitimität, da es zu diesem Zeitpunkt noch eine völkerrechtliche Zulässigkeit von Geiselnahmen im Kriegs- und Krisenfall gab. Vgl. Josef Kunz: Kriegsrecht und Neutralitätsrecht. Berlin, Heidelberg 1935, S. 77f. Der Czernowitzer Korrespondent der *Neuen Freien Presse* berichtete am 24. November 1914 (Nr. 18051, S. 4) von der Forderung des russischen Generals Navrocki kurz nach der Übernahme der Stadt, dass eine lokale Persönlichkeit als Geisel genommen wird, um seine eigene Sicherheit zu garantieren. Daraufhin bot sich der Bürgermeister von Weisselberger selbst als Geisel an. Die Aktion der Verhaftung und Deportierung Czernowitzer Bürger war jedoch nichts anderes als eine von niedrigen Antrieben geleitete Demonstration der brutalen Eigenmächtigkeit des Kriegsgegners.

geschickter Zeitungsmacher aufbaute,[21] sollte sein Bericht, der in der Reihe „Ullstein-Kriegsbücher" erschien,[22] offensichtlich zur Unterstützung der Kriegsmoral der Österreicher und der Deutschen beitragen, die besonders durch die russische Offensive in Galizien und der Bukowina 1916 beschädigt worden war. Die Schilderung der Erlebnisse – vom Augenblick der ersten Gefechte um Czernowitz im August 1914 und Menczels Entscheidung, trotz russischer Offensive nicht die Stadt zu verlassen,[23] bis zur Ankunft in Schweden, nachdem er die russische Grenze bei Haparanda passiert hatte, und seinem anschließenden Rückweg nach Österreich – wird als eine Ehrenpflicht des Journalisten betrachtet, nicht zu „schweigen" und an die Öffentlichkeit zu gehen, um über „Vorgänge" zu berichten, „die sich in diesen Zeiten des Aufgebotes von Millionen doch nur einer kleinen Schar von Kämpfern offenbarten" (M10f.). Menczel versteht sich folgerichtig als ein solcher „Kämpfer", sodass er über eine Balance zwischen der Genauigkeit der Faktenlage und dem ganz persönlichen Standpunkt, der ihn zum Schreiben motiviert, nicht reflektieren muss.

Diejenigen, die sein bisheriges Wirken kannten, wussten jedoch Bescheid, dass sein (durchaus nicht vorbehaltloses) Engagement für die Sache der Zentralmächte keinesfalls mit den gerade aktuellen Kriegsabläufen zusammenhing und daher allgemein Konjunktur hatte: Der einstige Proto-Zionist Menczel[24] entwickelte sich bereits viel früher mit seiner allmählichen Entfernung von den Bestrebungen nach einer jüdischnationalen Landespolitik in den europäischen Ländern zu einem argwöhnischen Beobachter aller zentrifugalen Nationalismen in der Monarchie (und insbesondere in der Bukowina) und somit zum Verfechter (im Geiste des alten deutschzentralistischen, auf verlorenen Posten verharrenden habsburgfreundlichen Liberalismus) einer übernationalen österreichischen Identität, die vor Partikularismen bewahrt werden sollte.[25] Auf die

21 Vgl. auch Horst Fassel: Philipp Menczel, ein Journalist aus Czernowitz. In: *Analele Bucovinei* 4 (1997), H. 1, S. 55–71.

22 In dieser Reihe, deren Bücher für je eine Mark erhältlich waren, erschienen auch vier Titel Ludwig Ganghofers (darunter *Die Front im Osten* und *Der russische Niederbruch*) und *Landsturm im Feuer* von Ernst von Wolzogen.

23 Menczels leise Kritik an der hastigen Räumung der Stadt von österreichischen Truppen wird von seiner deutlich erklärten Zuversicht ausgeglichen, dass sich nach dem Krieg Österreich und Wien besonders um ihre östlichen Provinzen Galizien und Bukowina kümmern werden. Vgl. Menczel: Geisel, S. 20. Die weiteren Zitate sind im Folgenden als (M) angegeben.

24 Leon Arie Schmelzer: Geschichte des Zionismus in der Bukowina. In: Hugo Gold (Hg.): Geschichte der Juden in der Bukowina. Bd. 2. Tel Aviv 1962, S. 91–112, hier: S. 93f.

25 Vgl. Menczel: Trügerische Lösungen, S. 46: „In der ‚Gravitation nach Wien' verbarg sich das Verlangen [der Völkerschaften Mittelosteuropas; Anm. A. C.-H.] nach dem Übernationalen, nach Universalität, nach der deutschen Sprache, die mit dem Gefälle der Donau von West nach Ost fließt…"

Frage eines russischen „Pristaws“[26] im sibirischen Narym, der eine im Vergleich zu seinen Schicksalsgenossen angeblich schlechtere Behandlung Menczels durch russische Behörden ergründen wollte, welcher Konfession er angehöre, antwortete Menczel, dass in dem Fall diese „gleichgültig“ sei, denn er spreche in erster Linie als „österreichischer Staatsangehöriger“ (M139).[27] Der Bukowiner Menczel glaubte fest daran, dass sich die Vollendung der „historischen Mission“ Österreichs im „Sarmatisch-Karpatischen“ in Gestalt der Bukowina als einer „Ostmark ‚Mitteleuropas‘“ (M17) und nicht minder in dem „Zauber“ Czernowitz ausdrückte. Czernowitz erschien dabei als „keine deutsche, keine rumänische, keine ruthenische und polnische Stadt“ (M18), sondern – „Angelpunkt einer Kulturfront, des kulturellen Bewusstseins Mitteleuropas“ (M16) – als ein Ort, der „aus dem Tiefinnersten des österreichischen Wesens entstanden und emporgeblüht“ (M18) war. In dem Anspruch Russlands auf ein angeblich „russisches“ Czernowitz, der nur in der Tatsache begründet war, dass es in „Rotrussland“ liege, empfand er erst recht eine symbolische, von dem Wunschdenken, „Österreich sei zur Aufteilung reif“ genährte Bedrohung der Utopie eines transterritorial und kulturell und nicht national oder konfessionell definierten „österreichischen Menschen“[28] (M20), an der er unter wenigen noch festhielt.

Darin liegt auch die Hauptthese, die das ganze Buch Menczels durchzieht: Der Krieg Österreichs und Deutschlands gegen Russland identifiziere sich mit der Verteidigung westlicher bzw. mitteleuropäischer, an einen bestimmten „Kultur“-Begriff gebundener „Werte“ – und dies in Abgrenzung zu den gewaltigen gegensätzlichen Kräften, die das Zarenreich trotz aller Modernisierungsschritte noch zu verkörpern schien. Die ideologische Aufladung solcher Termini[29] ist allerdings in einem journalistischen Diskurs offensichtlich, der sich kaum hinterfragter, sehr oft zu Gemeinplätzen gewordener modischer Formeln „intellektueller“ Diktion zu bedienen pflegte.[30] Die beim

26 Altrussische Bezeichnung für einen Aufseher, Verwalter oder Wächter.

27 Dass Menczel sein Judentum nicht in den Vordergrund stellt, ist nicht nur typisch für den Diskurs in diesem Buch, sondern bis dato eigentlich für seine gesamte Publizistik.

28 Der liberale Menczel verbindet den Begriff mit einer Tradition, die von der Aufklärung und Kaiser Josef II. geprägt wurde und deren Geist dann in der 1867 in Kraft getretenen Verfassung der habsburgischen Monarchie zum Ausdruck gekommen sei.

29 Eine zeittypische Darstellung der angeblichen Antinomie zwischen dem „Natur-“ und „Kulturmenschen“ findet sich bei Friedrich Otto Hertz: Rasse und Kultur. Eine kritische Untersuchung der Rassentheorien. Leipzig ²1915.

30 Ein Beispiel solcher fragwürdigen kulturanthropologischen Anschauungen, die Menczel sich ohne Bedenken aneignete und die kriegspropagandistisch auch von offiziellen Stellen benutzt wurden, ist seine Behauptung während eines Gesprächs mit einem russischen Sozialdemokraten, dass das russische Millionenvolk „nicht imstande war, sich eine neue

Roten Kreuz tätige Frau Menczels soll einen russischen Kosakenoberst nach den Plünderungen und Verbrechen seiner Soldaten in Sadagora, einem Dorf bei Czernowitz, schon in den ersten Tagen der russischen Invasion der Bukowina im September 1914 mit den Worten apostrophiert haben, dass „keine Armee eines Kulturstaates" (M28) auf diese Weise in ein Feindesland einrücke. Das ganze Buch enthält unzählige vom Erzähler selbst oder von anderen Deportierten erlebte Geschichten, Kommentare des Autors, Zitate verschiedener auftretender Akteure, Anspielungen, ironische Wendungen, effektvolle Schlagworte, die in dieselbe persuasive Richtung führen, dass ein Sieg Russlands gegen die Zentralmächte deren „kulturelle" Errungenschaften gefährden könnte. Die spätere Bemerkung des Autors, dass „russischer Imperialismus und russische Korruption korrelate Begriffe seien" (M89), wird in diesem Buch an mehreren Stellen durch die Wiedergabe bestimmter Vorgänge argumentativ gestützt: Die Verhaftung von Menczel und seinen Gefährten, an deren Umständen die im Vorkriegs-Czernowitz wegen Hochverrats verurteilten russophilen Aktivisten und Brüder Aleksej und Roman Gerovskij beteiligt gewesen waren, die List des russischen Gouverneurs Simeon Evreinov, der dem Bürgermeister Weisselberger einen Tag vor der Festnahme noch dessen Unversehrtheit zugesichert hatte, die brutale Behandlung der Inhaftierten durch die russische Soldateska, der rechtswidrige und gleichzeitig bürokratische Ablauf der polizeilichen Operation, die nicht vollständig begründet wurde und deren unmittelbare Ursachen – zwischen spontanem Beschluss und durchdachtem Plan – diffus blieben, und schließlich der vermittelte Eindruck, dass die Behörden auf allen Ebenen willkürlich handeln und nur durch Bestechungsgelder milde gestimmt werden konnten. Menczels Diskurs gestaltet sich wie ein Plädoyer bei einem Prozess: Anschaulich und überzeugend schildert er Szenen wie die beliebige Festnahme eines Menschen auf einer Kiewer Straße – nur weil jemand aus einem Gefangenen-Konvoi fehlte und man ihn ersetzen musste (M79) –, er beschwört wiederholt die ständige Angst vor der Überwachung durch die Agenten der „Ochrana" herauf und beschreibt die furchtbaren Zustände in den Gefängnissen und in den Verbannungsorten Sibiriens. Fast emblema-

Verfassung zu geben, nicht fähig war, sich die primitivsten Menschenrechte zu erkämpfen", es daher auch „keine bleibenden Kulturwerte schaffen" könne, sodass es „als ein Glück empfinden" müsste, die Deutschen als Nachbarn zu haben, die „in sich den Beruf fühlten, ohne Überhebung die Zivilisation bis an die Wolga und weiter hinaus zu tragen" (M90f.). Dagegen hebt Menczel die Äußerungen jedes russischen Gesprächspartners hervor, der die Verdienste der deutschen Kolonisten in verschiedenen Teilen Russlands lobt – wie der Kapitän eines sibirischen Schiffes, der meint, dass jene „im Lande [bleiben] und dauernde Werte [schaffen], ihre Äcker sind der Stolz Sibiriens […]" (M199).

tisch für das durch seine Argumentation vermittelte Russland-Bild soll die Darstellung der extra hergestellten sogenannten „Stolypin-Wagen“ wirken, „rollende Gefängnisse“, die dazu bestimmt waren, Häftlinge mit der Bahn über die langen Strecken des immens großen Landes hin und her zu transportieren, in Zellen „mit je vier, in kurzen Abständen übereinander geschichteten Pritschen“ und mit einem kleinen, durch ein starkes Eisengitter gesicherten Fenster (M71).[31]

Der Vergleich dieser unmittelbaren Erfahrungen im russischen Gefangenenalltag mit mitteleuropäischen Rechtsverhältnissen sollten bei den Lesern die Reflexion über ihre privilegierte Lage als freie Individuen und Bürger im eigenen Staat hervorrufen;[32] im deutlichen Unterschied dazu erklärt ein Sankt Petersburger „Natschalnik“ dem Autor sehr offen, dass er seine Eile, befreit zu werden, kaum verstehe: „Glauben Sie, dass Russland jetzt nicht mehr zu tun hat als sich um Sie zu kümmern?“ (M230).[33] Nicht zufällig zitiert Menczel u. a. „Österreicher“, denen er in Russland begegnet und die virtuell „irredentistischen“ Nationalitäten angehören: z. B. einen inhaftierten k. u. k. Offizier rumänischer Nationalität, der ihm erklärt, dass „hier […] alles verlogen, falsch und hinterlistig“ sei, und man „lieber in Österreich betteln gehen, als hier General werden“ (M99) sollte, oder ein in Kiew ansässiger tschechischer Ingenieur, der nach Sibirien deportiert wurde, weil er sich zu Kriegsbeginn geweigert hatte, die russische Staatsbürgerschaft anzunehmen (M181). Das „nationale“ Spektrum der Opfer russischer Gewaltherrschaft, deren Gesellschaft der Autor während der Etappenreise und in Sibirien suchte und pflegte und deren Erlebnisse er sich geduldig anhörte, war überhaupt von einer erstaunlichen Breite, von Letten, Esten, Polen, Deutschen aus dem Kaukasus, Südrussland und dem Baltikum, Ukrainern, einem georgischen Fürsten (der in der Verbannung den Beruf eines Barbiers ausübte), Juden, die menschenverachtend behandelt wurden, darunter nicht wenige Bukowiner, einschließlich Mayer Ebner (M154), bis zu einem österreichischen Arzt aus Brody, der einfach über

31 Benannt nach dem Ministerpräsidenten und Innenminister des Zaren Nikolaj II., Pëtr Arkad'evič Stolypin (1906–1911), der 1911 bei einem Attentat während einer Opernaufführung in Kiew ermordet wurde.

32 Menczel hält die Ergebnisse eines solchen Vergleichs für selbstverständlich, sodass er selten konkrete Beispiele anführt, wie den Fall der Versorgung russischer Kriegsgefangenen in Österreich, die beträchtlich besser behandelt würden als die Gefangenen der Mittelmächte in Russland (M129f.).

33 Die Fortsetzung dieses Diskurses mündet dann in puren Zynismus: „Sie behaupten, Sie seien krank, und glauben, dass man Sie deswegen früher nach Hause lassen wird. Behüte! Erst werden wir Sie nach unserer Art kurieren, den kranken Menschen geben wir nicht heraus. Und wenn Sie […] eines Tages sterben, schaffen wir Sie halt in die Totenkammer und am nächsten Tage werden Sie verscharrt.“ (M230).

die russische Grenze gelockt und dann verhaftet und deportiert wurde (M121), oder zu einer deutschen Journalistin aus Sankt Petersburg, die verschleppt wurde, weil sie als Korrespondentin für eine Berliner Zeitung gearbeitet hatte (M188). Dazu kamen unzählige russische Häftlinge, mit denen sich Menczel, der Russisch konnte, lange Zeit unterhielt: Mitglieder linker Parteien – Sozialdemokraten, Trudowiki[34] u. a. –, die gerade deswegen bestraft wurden, oder bloß einfache Leute, die aufgrund verschiedener Vergehen der polizeilichen Repression ausgesetzt waren.

Aufgrund derartiger Diskussionen, die Menczel auch mit „freien" Russen – Soldaten, sibirischen Bauern oder sogar Verwaltungsbeamten – fortdauernd führte, Diskussionen, die er mit einer außergewöhnlichen Beobachtungsgabe begleitete, formulierte der Czernowitzer Journalist die zweite Hauptthese seines Buches, die zugleich ein Urteil und eine Prophezeiung sein sollte: Der verlängerte Krieg habe das „Waffenelend" Russlands (M87) entlarvt und früher oder später werde der Druck der wachsenden Unzufriedenheit im Innern des Zarenreiches die Fortsetzung der Kampfhandlungen gegen die Mittelmächte unhaltbar machen. 1916 konnte er nicht wissen, wie die nahe Zukunft ihm und auch den kühnsten Vorstellungen etlicher radikaler Gesprächspartner recht geben würde, die er allerdings mit Vorbehalt zitierte, wie zum Beispiel den Soldaten, der ihm schlicht erklärte, dass „[w]ir […] schon die Stricke für die Mächtigen [drehen] und nach dem Kriege […] mehr Blut in Rußland fließen [wird] als während dieses blutigen Krieges selbst" (M87f.).[35] Diese Stimmung versuchte Menczel sorgfältig zu erfassen und zu dokumentieren, vielleicht auch, weil der scharfe Analytiker darin die einzig verbliebene Chance eines gesichtswahrenden Konfliktausgangs für die Mittelmächte nach zwei Jahren, die keineswegs die Hoffnungen auf ihren raschen Sieg erfüllten, erkannte.[36] Seine Vertrautheit mit dem Labyrinth

34 Trudowiki (russ., eigentlich „Gruppe der Werktätigen") war eine im April 1906 entstandene Fraktion in der 1. russischen Reichsduma. Sie bestand aus Vertretern der Bauern und der sozialistischen Intelligenzija. In der 4. Duma (1912–1917) wurde die Fraktion von Aleksandr Fëdorovič Kerenskij geführt.

35 Menczel, der den Soldaten gewarnt haben soll, dass er sich „um seinen Hals" rede, fügte auch einen Kommentar hinzu: „Er überzeugte mich nicht. Ich glaubte damals nicht an die angekündigten Revolutionen und glaube auch heute nicht an sie." (M88).

36 Trotzdem behauptet Menczel, er sei „von der Überlegenheit der deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen" so tief überzeugt, dass er auch seine Umgebung in Sibirien mit seinem Optimismus anstecken konnte (M142). In seinen politischen Memoiren erwähnt Menczel das Interesse der österreichischen Regierung für seine nach der Rückkehr aus der Verbannung abgedruckten Kommentare in der *Neuen Freien Presse* über die Stimmung in Russland, die angeblich sogar bei offiziellen Anlässen im Außenministerium zitiert wurden. In: Menczel: Trügerische Lösungen, S. 132.

russischer Innenpolitik[37] wird auch ins Spiel gebracht: Um die Stimmungslage im politischen Spektrum Russlands möglichst getreu wiederzugeben, registriert er mit peinlicher Genauigkeit die politische Affiliation derjenigen, die solche empfindlichen Themen ansprachen, wie zum Beispiel ein ukrainischer Soldat, der sich als „sozialistischer Revolutionär“ ausgibt und mit eindringlicher und leidenschaftlicher Stimme meint, dass die Freiheits- und Sozialismusidee „in Marx noch lange nicht zur höchsten Reife“ (M75f.) gelangt sei. Gelegentlich versucht Menczel die von ihm bei mehreren Russen festgestellte merkwürdige Mixtur aus nationalistischen, antideutschen Ressentiments und realistischer Beurteilung der angeblich eigentlichen Interessen Russlands zu erklären; um überzeugender zu wirken, erlaubt er sich sogar, im Buch einen Exkurs über die politischen Manipulationen der russischen Öffentlichkeit und der Duma zur Vortäuschung der Kriegsbegeisterung des Volkes einzuschieben (M144–152). Die direkten Eindrücke, die er in verschiedenen Momenten sammelt und die angesichts der kommenden Ereignisse keinesfalls übertrieben wirken, liefern (auch mit Rücksicht auf ähnliche Zustände in Österreich, die dem gut informierten Menczel sicherlich nicht entgangen waren) einen beunruhigenden Blick auf die tiefe Zerrissenheit der russischen Gesellschaft hinsichtlich der Fortführung des Krieges. Solche Zeichen vernimmt er in den Klagen russischer Frauen und Kinder am Ufer des Ob, als ihre Männer und Väter sich einschiffen, um als Soldaten an die Fronten geschickt zu werden (M193), und besonders in den Zügen während seiner Rückreise von Sibirien nach Sankt Petersburg, als er auch von Moskauer Straßenrevolten oder von der Übernahme des Oberkommandos der Armee durch den Zaren zu hören bekommt (M208f.).

Die letzte Botschaft vor der Befreiung aus dem Sankt Petersburger Gefängnis im Herbst 1915, die Philipp Menczel von einem russischen Mithäftling erhält, erscheint wie ein Fanal: „Das Elend und der Jammer im Westen Russlands haben einen Grad erreicht, der nicht mehr übertroffen werden kann. Das heißt: Schlimmeres kann gar nicht mehr kommen“ (M228f.). Dazu hatte der Czernowitzer Journalist nur noch einen an die österreichische Öffentlichkeit gerichteten Kommentar: „Es muss […] gegen Rußland bis ans Ende gekämpft werden“ (M229). Sein strategisch und taktisch kluges Kalkül aus dem Jahre 1916 ging aber nur halbwegs auf. Später musste er feststellen, dass

37 Menczel erwähnt in diesem Buch seine häufigen Reisen nach Russland und die guten Beziehungen zu politisch bedeutenden Personen in Sankt Petersburg (M63). Er hat auch Kenntnis davon, dass Tomsk von einem radikal-liberalen Abgeordneten in der Duma vertreten wird (M203).

der „Zusammenprall der beiden Kaiserreiche […] zu deren gemeinsamen Untergang“[38] geführt hatte. Ohne es schreiben zu können, ahnte er dies vielleicht schon, als er die Grenze nach Schweden auf dem Weg in die Heimat übertrat und zugab: „ich jauchzte nicht hellauf“ (M232).[39]

Jüdische Solidarität auf dem Prüfstand

Das zehnseitige Kapitel in Manfred Reifers Biographie *Dr. Mayer Ebner. Ein jüdisches Leben* (1947) handelt von der im Vergleich zu Menczel weitaus längeren sibirischen Gefangenschaft des Bukowiner Zionistenführers und Journalisten Mayer Ebner. Ebner war seit den 1890er-Jahren gemeinsam mit Menczel an zionistischen Projekten in Czernowitz beteiligt. In Fragen der jüdischen Gegenwartsarbeit und Realpolitik entfernten sie sich jedoch nach der Jahrhundertwende voneinander. Die Schilderungen in Reifers Buch sind zweifellos vom Zeitpunkt ihres Entstehens nach dem Zweiten Weltkrieg geprägt. Der Held und sein Biograph, den dieser als seinen Mentor behandelt, lebten damals bereits in Palästina. Ebner, der dort im Frühjahr 1940 wie jedes Jahr für ein paar Wochen seinen Urlaub verbrachte, blieb nach der Annexion der Nordbukowina durch die Sowjetunion in Palästina; Reifer, der die Kriegszeit in Czernowitz (seit 1918 nach dem Anschluss der Bukowina an Rumänien offiziell Cernăuți) verbracht hatte, übersiedelte 1944. Die Erinnerung an die zweieinhalb Jahre vom November 1914 bis August 1917, die Mayer Ebner gemeinsam mit vielen anderen, von der zweiten russischen

38 Menczel: Trügerische Lösungen, S. 25.

39 Nach Menczels Rückkehr nach Wien und gelegentlich auch nach Czernowitz machten sich die österreichischen Behörden seine in Russland erworbenen Erfahrungen sowie seine diplomatischen Fähigkeiten zunutze. Er wurde zum ehrenamtlichen Flüchtlingskommissar ernannt und reiste in dieser Eigenschaft nach Böhmen, um dort die öffentliche Stimmung zu bewerten. 1917 traf er sich in Stockholm und Kopenhagen unter Befürwortung Wiens mit sozialistischen Führern aus ganz Europa und auch mit renommierten Journalisten (darunter mit Cyril Brown, einem Berater des amerikanischen Präsidenten Wilson), um über mögliche Friedenslösungen zu diskutieren. Er schrieb Artikel für die dänische Zeitung *Politiken*, wurde dann aber als Mitglied der Leitung einer von drei österreichischen Banken gegründeten Exportgesellschaft 1918 während seiner Dienstreise nach Kiew und Odessa von Einheiten des ukrainischen Nationalisten Symon Petljura verhaftet und in Winniza (ukr. Vinnycja) im letzten Moment gerettet. In *Trügerische Lösungen. Erlebnisse und Betrachtungen eines Österreichers*, seinen politischen Memoiren aus dem Jahr 1932, vermittelt Menczel den Eindruck, dass er mit Kreisen der österreichischen Regierung in Kontakt stand, die mit dem Gedanken an einen Separatfrieden gespielt haben; der bis zum Kriegsende nicht vorstellbare Untergang der Monarchie, den Menczel als eine persönliche Katastrophe empfand, wäre seiner Meinung nach durch klügere Entscheidungen zu vermeiden gewesen, an denen er in den Kriegsjahren beständig gearbeitet habe.

Besatzungsverwaltung willkürlich verhafteten Bukowinern in Sibirien verbringen musste, um dort wie Menczel eine fingierte Schuld zu büßen, scheint aber im Vergleich zur Erinnerung an die sich anschließenden beiden Jahrzehnte, in der Ebner eine beachtliche politische Karriere in „Großrumänien“ und in der internationalen zionistischen Bewegung machte, zwangsläufig zu verblassen.

Dabei erscheinen die im Buch geschilderten Abläufe im Juli/August 1914 durchaus dramatisch: Das Ehepaar Ebner, das vom Ausbruch des Krieges in Marienbad überrascht wurde, musste über Galizien nach Tarnopol (ukr. Ternopil') eilen, um die Kinder bei den Großeltern abzuholen. Czernowitz erreichten sie erst Tage später und nach einer Irrfahrt quer durch die Front. Im November 1914 wurde Ebner in der Nacht – was auch in anderen Fällen üblich war – verhaftet und nach einer vierwöchigen Untersuchungshaft in Czernowitz, einem Transfer in das von den Russen besetzte Lemberg (ukr. L'viv), wo er unter der Obhut des russischen Oberkommandos stand, schließlich nach Sibirien verschickt. Auf der ersten Etappe in Kiew schien das engmaschige Beziehungsnetz des bekannten Zionistenführers bereits aktiviert worden zu sein, denn „die Behandlung war im allgemeinen nicht schlecht“, schreibt der Biograph, der hinzufügt, dass dies möglich gewesen sei, „wenn der ‚Sträfling‘ in der Lage war, sich mit seinen Wächtern auf guten Fuss [sic] zu stellen“[40]. Mehrere Zeilen weiter werden die Namen eines Bankiers und eines Unternehmers aus Kiew erwähnt, denen diese milde Behandlung zu verdanken war, die übrigens dem Czernowitzer Verbannten erlaubte, im Kiewer Gefängnis zugunsten verhafteter und für die Verbannung nach Sibirien bestimmter Juden aus der Karpatenukraine zu intervenieren. Es sind zwei Aspekte, die die Schilderungen der Gefangenschaft maßgeblich prägen: Die Freiräume, die Mayer Ebner aus verschiedenen Gründen oder einfach aufgrund eines teuer erkauften Einflusses reicher russischer Juden[41] von den russischen Behörden gewährt wurden, und die Rolle Ebners als ein Helfer von jüdischen Gefährten in der Not, was ihm aufgrund der genannten Freiräume möglich war. Während sich Philipp Menczel in Russland im Dienste seiner österreichischen Heimat fühlte und sich auch entsprechend verhielt, agierte Ebner hier hauptsächlich – sobald und soweit er es konnte – im Einklang mit seinem ideologischen Engagement für die Stärkung der jüdischen Identität und die Emanzipation der europäischen Juden. Der Etappenweg

40 Reifer: Ebner, S. 65. Im Folgenden (R).

41 In Moskau, wohin Mayer Ebner nach seinem Aufenthalt in Kiew und vor dem Weg nach Sibirien reisen musste, soll er wiederum „Kontakt mit dortigen Juden“ aufgenommen haben (R65).

wurde ihm erspart, was im Jahr 1915 eine außergewöhnliche Begünstigung für einen österreichischen Staatsbürger darstellte;[42] Mayer Ebner durfte bis Tomsk neun Tage und Nächte durchgehend mit der Eisenbahn fahren, wobei er die Fahrkosten für sich, für die begleitenden Polizisten und noch für eine Reihe jüdischer und nichtjüdischer „Zellengenossen" zu begleichen hatte (R66). Von Tomsk aus wurde er ebenso wie Menczel nach Narymski Kraj geschickt und sein Zwangsdomizil in den Dörfern Parabel und Kolpaschewo, wo auch Menczel vorübergehend lebte, festgelegt.[43]

Die Schilderung der furchtbaren Bedingungen in den Verbannungsorten beschränkt sich in Reifers Kapitel über die sibirische Zeit Ebners auf die klimatischen Umstände. Hingegen werden Ebners intensive Beschäftigung mit dem eigenen geistigen Wohlergehen – genannt werden die Lektüren aus der jiddischen Literatur von Scholem Alejchem oder die langen Diskussionen mit deutschen Gefangenen aus dem Baltikum oder mit jüdischen Deportierten – als etwas Positives dieser Jahre hervorgehoben. In den Vordergrund tritt jedoch das nie nachlassende Interesse für jüdische Angelegenheiten, für die er sich bedingungslos einsetzte, z. B. die Lebensmittelversorgung der kleinen, in den Kriegsjahren entstandenen jüdischen Gemeinden in den sibirischen Dörfern mit Kaschrut-Produkten, oder die Anschaffung einer Tora-Rolle für die hier ansässigen frommen Juden.[44] Im Narymski Kraj übernahm Ebner sogar die inoffizielle Vertretung eines Hilfskomitees, das die russischen Juden gegründet hatten, um die aus West- nach Ostrussland deportierten Juden mit Geld und Lebensmitteln zu versorgen; seine guten Verbindungen zu den zionistischen Organisationen veranlassten die russische Verwaltung, ihm einen Transfer nach Zentralasien (Turkestan) anzubieten, was er jedoch ablehnte. Nach der plötzlichen Auflösung der repressiven Strukturen in den sibirischen Strafkolonien im Frühjahr 1917, gleich im

42 Gerade diese erstaunliche Geste der Mildtätigkeit kann als Zeichen verstanden werden, dass Mayer Ebner von den russischen Behörden – anders als Menczel – als jüdischer Aktivist von europäischer Statur und weniger als österreichischer „Patriot" wahrgenommen wurde.

43 Ein Treffen mit dem alten Kontrahenten Menczel wird in der Ebner-Biographie nicht erwähnt. Dagegen erinnert sich Menczel – zu einem Zeitpunkt, als Ebner noch in Russland war – an den Augenblick, als ihn die Nachricht über das Eintreffen Ebners in Parabel erreichte, und wie er, der sich damals in Kamtschatka, einem Vorort von Narym, befand, dorthin eilte, um Ebner zu treffen und ihm zu helfen. Über die Begegnung selbst berichtet Menczel hingegen nichts (M154).

44 Über diese Episode vom Mai 1915, als die Tora-Rolle, die mit dem Schiff von Tomsk aus nach Parabel an die aus Galizien und aus der russischen Ukraine deportierten Juden geschickt und von diesen in Empfang genommen wurde, berichtete Mayer Ebner ausführlich am 21. Oktober 1921 im Feuilleton der *Ostjüdischen Zeitung*.

Anschluss an die russische Februarrevolution und die Abdankung des Zaren, siedelte Ebner nach Tomsk über. Von dort verfolgte er die rasanten politischen Veränderungen in Russland und den Aufschwung der jüdischen zionistischen Organisationen. Die auf Bitten der Bukowiner Zionisten erfolgte Intervention der österreichischen Regierung über neutrale Stellen zur Befreiung Ebners im Austausch mit einem russischen Häftling in Österreich wurde erst jetzt wirksam; man erlaubte sogar seiner Ehefrau von Tarnopol über die Frontlinie nach Sankt Petersburg zu kommen, um dort ihren Mann zu treffen. Ebner konnte aber erst im August 1917 Russland verlassen, nachdem er in der Residenz des dänischen Gesandten die ersten gewaltsamen Unruhen in Sankt Petersburg erlebte, die mehrere Wochen später die Bolschewiki an die Macht brachten.

Der schnelle Übergang zur Tagesordnung nach dieser durchaus distanzierten Zusammenfassung der sibirischen Verbannung Mayer Ebners lässt hinsichtlich der weitaus tragischeren Erfahrungen des Zweiten Weltkrieges eine gewisse Tendenz zur Relativierung erkennen. Der Biograph macht diesen Vergleich sogar explizit, als er die hastige Rückkehr der Familie Ebner im Herbst 1914 durch das von den russischen Truppen besetzte Ostgalizien erwähnt. Die Familie gelangte „unangefochten“ nach Tarnopol und anschließend nach Czernowitz, und „dies will was heissen [sic], wenn man an den erlebten zweiten Weltkrieg denkt“, fügt der Biograph hinzu (R64). Diese Referenz zeigt, dass das Gedächtnis Ebners, aus dem sein Biograph schöpfte, in Bezug auf die sibirische Erinnerung selektiv funktionierte,[45] indem die grausigen Momente der dortigen Erlebnisse von dem optimistischen Tenor, der die Überlebenskraft und die Tatkraft des Helden auch unter solch schwierigen Bedingungen betonen sollte, überdeckt wurden. Vielleicht stehen die Schilderungen und Gedankengänge auch unter dem Eindruck eines durch die Geschehnisse des Zweiten Weltkriegs gewandelten Russenbildes, das durch die Rolle der Sowjetunion im Sieg gegen das nationalsozialistische Deutschland und in der Rettung des europäischen Judentums vor seiner völligen Liquidierung nun in vielen Kreisen des jüdischen Bürgertums (einschließlich der Zionisten) positiv besetzt war. Die Niederschrift der Erinnerungen fällt zeitlich gerade noch vor den Beginn der stalinistischen Verfolgung der angeblichen Zionisten in der Sowjetunion.

45 Eine noch zu leistende Rechercheaufgabe wäre es, die Aufsätze Ebners über die in Sibirien verbrachte Zeit, die er nach der Rückkehr nach Wien und später nach Czernowitz „insbesondere in der jüdischen Presse“ (R73) veröffentlicht hatte, aufzufinden und zu bibliographieren.

Der Autor Manfred Reifer, der die sowjetische Besatzung der Nordbukowina 1940/1941 in Czernowitz erlebte und als bürgerlicher „Klassenfeind" den Deportationen nach Sibirien im Juni 1941 im letzten Moment entkam,[46] meinte jedoch gerade im Kontext der Biographie des ehemaligen Zionistenführers Ebner, die symbolische Verbindung zwischen den Verhaftungen und Deportationen während der russischen Invasionen der Bukowina im Ersten Weltkrieg und den schlimmen Ereignissen des erneuten „Russenjahres" in der Bukowina Anfang der 1940er-Jahre nicht verschweigen zu dürfen. Mayer Ebner „wäre sicherlich einer der ersten gewesen, die den Weg nach Sibirien genommen hätten. Das Schicksal hat ihn vor dem zweiten Marsch nach Sibirien bewahrt […]" (R206).

46 Vgl. Manfred Reifer: Menschen und Ideen. Erinnerungen. Tel Aviv 1953, S. 222–237.

Zur ukrainischen Literatur aus Galizien und der Bukowina über den Ersten Weltkrieg

Eine Bestandsaufnahme

PETER RYCHLO

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte die ukrainische Literatur aus der Bukowina und Galizien bereits ein scharfes Profil und sie war zu diesem Zeitpunkt ohne Zweifel ein integraler Bestandteil des gesamten ukrainischen Literaturprozesses. Gleichzeitig besaß sie aber auch besondere Merkmale, die mit der historischen Entwicklung dieses regionalen Großraums zusammenhingen. Durch den Ersten Weltkrieg wurde dieser Raum zum militärischen Schauplatz mit Fluchtbewegungen und stetig wechselnden Frontlinien. Kriegsfolgen waren ein immenser Verlust an Menschenleben – Soldaten und Zivilisten auf Seiten der österreichisch-ungarischen Monarchie und des Russischen Reichs – und nach 1918 geopolitische Umwälzungen sowie – analog zu vielen Teilen Mittel- und Osteuropas – eine nationale und kulturelle Neuorientierung von Bevölkerungsgruppen. Die Kronländer Bukowina und Galizien, die multiethnisch geprägt waren und an imperialen und nationalen Grenzen lagen (Russisches Reich, Rumänien), waren besonders stark von dieser gesellschaftspolitischen Dynamik betroffen und wurden zum Spielball nationaler Interessengruppen.

Zwischen September 1914 und August 1917 waren die Landeshauptstadt Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) und weite Teile der Bukowina dreimal von russischen Truppen bzw. insgesamt 545 Tage „nach dem Kriegsrecht besetzt“[1] worden. Die in diesem Zeitraum hinterlassenen Spuren in dem geistig und kulturell hochentwickelten Raum Bukowina unterschieden sich offen-

1 Vasyl' Botušans'kyj u. a. (Hgg.): Bukovyna: Istoryčnyj narys [Bukowina. Historischer Abriss]. Černivci 1998, S. 208 (sämtliche Übersetzungen in diesem Beitrag erfolgten durch den Autor).

sichtlich kaum von jener „Russifizierungsorgie", über die Serhij Jefremov in seiner *Geschichte des ukrainischen Schrifttums* berichtet:

> Dort, wo das russische Heer erschien, verstummten sofort ukrainische Presseorgane, verschwanden die Schulen, verfielen die „Prosvita" [Aufklärungsvereine] und andere, sogar ausschließlich wirtschaftliche Organisationen, flogen mit dem Wind und Rauch der Brände zerfledderte ukrainische Bücher… Es gab einen historischen Moment – Ende 1914, Anfang 1915 –, wo auf unserem ganzen ethnographischen Territorium keine einzige ukrainische Zeitung, kein einziges ukrainisches Buch erschien, und nur hinter der Frontlinie, in der Fremde, erklang noch ein Protestwort gegen eine unerhörte Ungerechtigkeit, die dem „Brudervolk" durch die Hand des ungebetenen „Befreiers" angetan worden war.[2]

Kriegsliteratur aus Galizien und der Bukowina: Zwischen den Fronten

Es ist kein Zufall, dass die herausragenden Werke der ukrainischen Literatur über den Ersten Weltkrieg gerade in Galizien und in der Bukowina erschienen – in den Gebieten, die mehrfach von Frontlinien durchzogen wurden. Als Beispiele seien genannt: die Novellen des galizischen Schriftstellers Vasyl' Stefanyk (1871–1936) *Der Kindervorfall* und *Die Söhne*, die düsteren Kurzgeschichten von Marko Čeremšyna (1874–1927) aus dem Band *Das Dorf stirbt aus* (1925) und von Katrja Hrynevyčeva (1875–1947) aus *Die Unbesiegten* (1926), die Erzählung von Osyp Turjans'kyj (1880–1933) *Jenseits der Schmerzgrenzen* (1921), die tiefenpsychologischen Erzählungen von Ol'ha Kobyljans'ka (1863–1942) *Judas*, *Brief eines zum Tode verurteilten Soldaten an seine Frau* und *Dem Schicksal entgegen*, die sarkastischen Kurzgeschichten von Osyp Makovej (1867–1925) aus dem Band *Das Blutfeld* (1921) sowie die antimilitaristischen Skizzen von Ilarij Karbulyc'kyj (1880–1961), die 1931 unter dem Titel *Bestiï i ljudy* [Bestien und Menschen] erschienen sind.

Besonders tragisch für die ukrainische (ruthenische) Bevölkerung[3] der Bukowina und Galiziens war der Umstand, dass sie in diesem Krieg zwischen die Fronten gerieten. Zwei Imperien bekämpften sich auf einem Territorium, auf dem die Ukrainer besonders stark vertreten waren und wo sie im ruralen Ostgalizien sogar die Mehrheit bildeten. Daher litt vor allem die

2 Serhij Jefremov: Istorija ukraïns'koho pys'menstva [Geschichte des ukrainischen Schrifttums]. Kyïv 1995, S. 595f.

3 Bis Anfang des 20. Jahrhunderts war „Ruthenen" in der Habsburgermonarchie die übliche Bezeichnung für die ostslawische Bevölkerung. Zur zeitgenössischen Einordnung des Begriffs „Ruthenen (Rußniaken)" siehe Meyers Konversations-Lexikon. Eine Encyklopädie des allgemeinen Wissens. Bd. 14. Leipzig, Wien 1890, S. 104.

Zivilbevölkerung unter den Kriegsereignissen und nicht selten wurde der einfache huzulische Bauer als Geisel zaristischer und kaiserlicher Ambitionen missbraucht.[4]

Symptomatisch ist in dieser Hinsicht Ol'ha Kobyljans'kas Erzählung *Judas*.[5] Unter diesem Namen, der zum Symbol des Verrats geworden ist, erscheint hier ein alter Huzule. Zufällig begegnet er einer Kompanie russischer Soldaten, die ihn tyrannisieren und danach ausfragen, wo sich die österreichische Einheit befände. Obwohl der Huzule die Truppe aufs Geratewohl in den Wald führt, entdeckt diese dort eine österreichische Patrouille, die erschossen wird. Unter den toten österreichischen Soldaten findet der alte Huzule später auch seinen Sohn. So wird er selbst zum Judas, der für ein paar Rubel, die man ihm hinterher in den ledernen Gürtel steckt, seinen Sohn verkauft hat. Die neutestamentarische Parallele zum Christusverräter, die die Schriftstellerin mit feiner Psychologie herstellt, erhebt diese Geschichte zu einer erschütternden menschlichen Tragödie. Zugleich ist diese Erzählung ein heftiger Protest einer humanistisch eingestellten Dichterin gegen das verbrecherische Weltgemetzel, durch das solche Tragödien erst möglich werden.

Dem illusorischen „Verrat" sahen sich schon beim kleinsten Verdacht vollkommen unschuldige Menschen ausgesetzt. Die Vorwürfe kamen auch von Seiten einer kriegsbürokratischen österreichischen k. k. Maschinerie – ein Thema, das auch galizische Schriftsteller in ihren Werken verarbeiten. So wird beispielsweise in der Erzählung *Der Verräter* von Marko Čeremšyna der pokutische[6] Bauer Vasyl' zum Verbrecher erklärt, nachdem seine Kuh, die von der glühenden Sommerhitze und den Fliegen geplagt worden war, die Frontlinie überschritten hatte. Der österreichische Kommandant befiehlt die Erschießung des jungen Bauern, da die „schwarze Kuh ein Zeichen für den Feind"[7] gewesen sei. In einer anderen Erzählung Čeremšynas, unter dem Titel *Totenverzeichnis* erschienen, erschießen österreichische Soldaten die ukrainischen Bauern nur deswegen, weil der Pope alte Totenverzeichnisse durch neue – nun mit dem orthodoxen Kreuz – ausgetauscht hatte. Dieses Kreuz wurde als Moskauer Symbol betrachtet, sodass man die Bauern des Hochverrats beschuldigen konnte.

---

4 Huzulen sind eine ostslawische Bevölkerungsgruppe und zählen zu den Russinen. Sie leben in den Karpaten im Grenzgebiet zwischen der Ukraine und Rumänien.

5 Siehe hierzu die Beiräge von Kati Brunner, Svitlana Kyrylyuk und Marc Stegherr in diesem Band.

6 Pokutien bezeichnet ein Gebiet im südöstlichen Teil Galiziens (im heutigen ukrainisch-rumänischen Grenzgebiet).

7 Marko Čeremšyna: Tvory [Werke]. Kyïv 1978, S. 117.

Die Spionagehysterie ergriff die österreichischen Militärbehörden nach dem Fall Alfred Redl[8] nicht nur an der Front, sondern auch im Hinterland. In der Erzählung Kobyljans'kas *Brief eines zum Tode verurteilten Soldaten an seine Frau*[9] – formal eine monologische Beichte – entfaltet sich eine ob ihrer Vorbestimmtheit tragische Geschichte eines ukrainischen Soldaten, der in seinem Heimatdorf Frau und sieben Kinder zurücklassen musste und der nun vom Kriegsgericht verurteilt worden ist, da er während des Rückzugs des Heeres in seiner Schanze vor Erschöpfung eingeschlafen war und es versäumt hatte, zusammen mit seinen Kameraden den Rückzug anzutreten. Im letzten Brief an seine Frau schreibt er:

> Ich wollte mich wehren, verstand aber ihre Sprache nicht gut, genauso wie sie die meine nicht verstanden. Das Kriegsgericht ist unerbittlich, so schnell wie das feurige Gewehr. Es fragt nicht viel, sondern schießt. Es trifft oder es trifft nicht – egal. Ich und meine Muttersprache – wir beide verloren den Boden unter den Füßen. Etwas geschah, ein paar Worte in fremder Sprache – und wir beide versanken, sie und ich…[10]

Das Thema der sogenannten „Kriegsspionage" – der unbegründeten Beschuldigungen der ukrainischen Bauern durch die österreichische Heeresleitung – beschäftigt auch den Bukowiner Schriftsteller Dmytro Makohon (1881–1961) in seiner Erzählung *Der Spion* – ein Titel, der im Kontext der Erzählung ziemlich sarkastisch klingt. Makohon lässt darin die alte Bäuerin Paraska berichten, wie nach der Säuberung eines Dorfes von den Russen wiederum „die Unsrigen", das heißt die Österreicher zurückkommen. Die Dorfbewohner, die unter der feindlichen Besetzung bereits gelitten hatten, vergruben ihr letztes Hab und Gut in ihren Gemüsegärten, um wenigstens etwas zu retten. „Wir haben gehört", erzählt die Bäuerin Paraska, „dass die Moskowiter abziehen, und man sagte uns, dass sie auf der Flucht nichts zurücklassen, sondern alles mitnehmen werden." Als Paraskas Mann von den Österreichern dabei ertappt wird, wie er sein armseliges Vermögen ausgräbt, erklärt man ihn zum Spion. Das Gericht urteilt wie gewohnt unverzüglich und hart:

> Noch vor dem Sonnenaufgang hing mein Alter am Wegrand auf Ivans Weidenbaum […]. Und wofür – weiß ich bis heute nicht. Weiß nur, dass danach die Gendarmen mich nicht in Ruhe lassen wollten: Sie kippten die ganze Kate um,

8 Verena Moritz, Hannes Leidinger: Oberst Redl. Der Spionagefall, der Skandal, die Fakten. Wien 2012.
9 Vgl. dazu Brunner, Kyrylyuk und Stegherr in diesem Band.
10 Ol'ha Kobyljans'ka: Povisti. Opovidannja. Novely [Erzählungen. Kurzgeschichten. Novellen]. Kyïv 1988, S. 598.

> suchten in jeder Ecke, gruben sogar den Garten um. Und sagten immer wieder: Spion und Spion. Und einer von ihnen, der mit fuchsrotem Schnurrbart, riss das Maul auf und schrie: „Ich werde auch dich, du alte Bestie, hängen lassen! Ihr alle seid Spione, alle! Sag, wo hast du das Telefon versteckt?" Und er schlug mich und quälte mich zwei Tage lang, der Teufelssohn![11]

Der Krieg verschärfte die sozialen und nationalen Gegensätze auf beiden Seiten und führte vor allem bei der ländlichen Bevölkerung zur völligen Verarmung. Der Terror der Kriegsmächte, Verrichtung von Zwangsarbeit, zahlreiche Kriegsanleihen und Beschlagnahmungen, die nichts anderes als Plünderungen waren – all dies belastete vor allem die Bauernschaft, die in der Bukowina und Galizien mehrheitlich ukrainisch war. Dass es dennoch zu tausenden Kollaborationsvorwürfen gegen die ukrainische Bevölkerung kam, wurde daher von dieser Seite als besonders schmerzlich erfahren. Ukrainische Abgeordnete des Wiener Reichstags baten daher bereits kurz nach Kriegsbeginn am 18. August 1914 die österreichische Regierung darum, die Ukrainer der Bukowina und Galiziens nicht mehr willkürlich des Verrats zu bezichtigen und praktisch ohne Gerichtsbeschluss im Schnellverfahren zum Tode zu verurteilen, sondern ihnen zumindest eine minimale richterliche Untersuchung zu garantieren.[12]

Apokalyptische Sprachbilder des Krieges

Weitere relevante Themen für ukrainische Autoren aus diesem Raum sind die Zerstörung und Verabsolutierung des Todes durch den Krieg und das körperliche und moralische Desaster. Darin stimmen sie mit den Vertretern der sogenannten „verlorenen Generation" (Erich Maria Remarque, Ernest Hemingway, Richard Aldington u. a.) überein, die so leidenschaftlich die hässliche Seite des Krieges beschrieben haben – weit entfernt vom offiziellen und durch die Propaganda heroisierten Kriegsmythos, der den Krieg als Ehrenfeld, als ein kühnes Turnier darstellte. Als ein „Blutfeld"[13] bezeichnet Osyp Makovej in seiner gleichnamigen Skizze das Schlachtfeld, und er meint hier vor allem die direkte Bedeutung dieser Wortbildung. Auch seine Skizze *Über den Schanzen* behandelt die blinde Grausamkeit des Krieges, die kein Mitleid oder Erbarmen kennt. In einer kleinen, die Skizze abschließenden Episode, beschreibt er einen

11 Dmytro Makohon: Špyhun [Spion] In: Pys'mennyky Bukovyny [Schriftsteller der Bukowina]. Kyïv 1958, S. 300f.
12 Botušans'kyj, Dobržans'kyj, Makar: Bukovyna, S. 210.
13 Osyp Makovej: Tvory v dvoch tomach. Tom 2: Chudožnja proza [Werke in zwei Bänden. Band 2: Belletristik]. Kyïv 1990, S. 246.

Hirtenjungen, dessen Vater schon im ersten Kriegswinter an Cholera gestorben war und dessen Mutter und Schwester durch eine Granate getötet worden waren, die auch ihn einen Arm gekostet hatte.[14] Es ist ein eindrucksvolles Zeugnis des verbrecherischen Wesens der imperialistischen Schlacht und konterkariert all die flammenden politischen Losungen und Aufrufe.

In der symbolhaften Kurzgeschichte Ol'ha Kobyljans'kas *Geträumt* sind es die mächtigen biblischen Sprachbilder („Wenn alles still wird, galoppiert auf uns ein weißes Pferd zu, ohne Sattel und Reiter, mit zerrissenen Nüstern und, den Kopf zum Himmel richtend, laut wiehernd …"), die auf die apokalyptischen Visionen des Evangelisten Johannes Bezug nehmen („Und ich sah, und siehe, ein fahles Pferd; und der darauf saß, des Name hieß Tod, und die Hölle folgte ihm nach", *Offenbarung* 6, Vers 8[15]). Sie erscheinen als deprimierende und düstere Bilder des Kriegsalltags, die in ihrer Symbolik und Stilistik an den deutschen Expressionismus erinnern:

> Aus den Feldern, aus den Gräben, aus den Schluchten zwischen den Felsen kamen sie mit erschöpften Gesichtern, mit irrsinnigen Augen, die den feuerroten Albdruck des Krieges gesehen haben, wie von den wilden Tieren angebissen, mit aufgerissenen Wunden, die einen ohne Arme, die andern ohne Beine, hinkend, stolpernd, fallend und sich wieder erhebend.[16]

In der Beschreibung der Kriegsschrecken bediente sich die ukrainische Literatur Galiziens und der Bukowina verschiedener künstlerischer Stilmittel. Es dominiert zwar in den Werken der literarische Realismus, doch kommen zuweilen auch symbolistische, expressionistische und sogar surrealistische Elemente vor, beispielsweise phantasmagorische Halluzinationen und Trugbilder einer im albanischen Gebirge verlorenen Korporalschaft erfrierender Soldaten in der Erzählung *Jenseits der Schmerzgrenzen*[17] von Osyp Turjans'kyj. Den Krieg empfanden die meisten dieser Schriftsteller als eine große psychische Erschütterung, die offenbar nach einer sofortigen Reaktion verlangte, um sich von den schmerzlichen Eindrücken zu befreien. Daher verwenden die Schriftsteller nicht selten jene literarischen Gattungen, mit denen sich die erlebten Eindrücke menschlichen Leids zeitnah schriftlich fixieren lassen. Es sind dies das Gedicht, die Kurzgeschichte, die Novelle und die Skizze – und

14 Ebenda.
15 Die Bibel oder die ganze Heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers. Stuttgart 1915.
16 Kobyljans'ka: Povisti, S. 613.
17 Osyp Turjans'kyj: Poza mežamy bolju: Povist'-poema. – Syn zemli: Roman. – Opovidannja [Jenseits der Schmerzgrenzen: Prosagedicht. – Sohn der Erde: Roman. – Kurzgeschichten]. Kyïv 1989.

weitaus seltener die (größere) Erzählung. Es verwundert nicht, dass die Romangattung hier fast komplett fehlt, obwohl sie in der ukrainischen Literatur bereits mit beachtlichen Werken in Erscheinung getreten war.

Kriegstrauma Brudermord

In der Darstellung des Krieges haben die literarischen Arbeiten ukrainischer Schriftsteller aus der Bukowina und Galizien vieles gemeinsam, was durch parallel verlaufende historische Kontexte erklärbar ist: Sowohl die Bukowina als auch das östliche Galizien hatten einen starken ukrainischen Bevölkerungsanteil und gehörten als Kronländer zur Donaumonarchie. Nach der Mobilmachung mussten die Ukrainer aus beiden Regionen gegen ihre vom russischen Zarismus unterdrückten slawischen Glaubensgenossen, nicht selten ebenfalls Ukrainer, kämpfen. So kam für sie, denen der Krieg verhasst war, auch der traumatisierende Faktor des Brudermords hinzu, der sich als negativer Archetyp schon im Alten Testament gebildet hatte und der seit Jahrhunderten gesellschaftlich und religiös geächtet worden war. All das vertiefte noch mehr das seelische Leid einfacher Soldaten auf beiden Seiten der Front. Nachdem ihnen der verbrecherische Charakter des Krieges immer stärker bewusst geworden war, kam es häufiger zur Soldatenverbrüderung – über die Köpfe der Regierungen und Generalstäbe hinweg. Die elementare Logik der Vernunft schwächte alle Argumente, die den Krieg rechtfertigten.

Im pazifistischen Roman *Le Feu* [Das Feuer] des französischen Schriftstellers Henri Barbusse kommt es zu einer charakteristischen Szene: Der französische Flieger umkreist an einem Sonntag die Frontlinie und sieht unten Sonntagsgottesdienste der französischen und der deutschen Krieger. Er berichtet:

> Je geringer die Höhe wurde, desto schärfer sah ich, dass es zu beiden Seiten idiotisch gleich aussah. Die eine Zeremonie wiederholte völlig die andere. Mir war, als ob ich alles doppelt sehe […]. Ich konnte nur ein gemeinsames Gebet hören, ein gemeinsames Gesangrauschen, das sich zum Himmel erhob. Ich flog hier und da, indem ich mich in diese unklare Gesangmischung hineinhörte, die feindlich gegeneinander hinaufstiegen und sich doch vermischten – und je mehr sie einander zu übertönen versuchten, desto enger verschmolzen sie sich in der Himmelshöhe, wo ich herumflog […]. Neben mir explodierten gerade Schrapnells, als ich […] zwei Aufschreie hörte, die sich zu einem verbanden: „Gott mit uns“ und „Dieu est avec nous“.[18]

18 Henri Barbusse: Le feu. Journal d'une escouade [Das Feuer. Tagebuch einer Korporalschaft]. Moscou 1953, S. 357.

Diese Szene erinnert frappierend an eine Episode aus der Erzählung *Zwischen den Schanzen* des galizischen Schriftstellers Antin Krušel'nyc'kyj (1878–1937). Am Weihnachtsabend sitzen die Soldaten in ihren Gräben, jeder mit wehmütigen Gedanken an seine Familie, an sein verlassenes Haus.

> Und solch eine Sehnsucht befiel alle, […] dass die Worte auf den Lippen verstummten, dass das Gespräch sich nicht verknüpfen wollte und überall ein schmerzliches Schweigen herrschte. Dieses Schweigen war furchtbarer als die klagenden Worte […].[19]

Und plötzlich erklang aus den Schanzen ein ukrainisches Weihnachtslied, der Gesang wurde immer stärker, sein Echo hallte im Gebirge wider. Es wurde in den „feindlichen" Schanzen eingestimmt, und nun ertönte schon der mächtige Chor, auf der einen wie auf der anderen Seite der Front, da beiderseits ukrainische Soldaten saßen, die gegeneinander kämpfen mussten. Trotz der traumatischen Erlebnisse der Ukrainer

> treten in der Kriegszeit im ukrainischen Schrifttum keine Motive des militanten Patriotismus, keine aggressiven Tendenzen und auch keine Rachegefühle für das erlittene Unrecht auf, was sogar verständlich gewesen wäre. Im Gegenteil – viele der neueren Werke der ukrainischen Literatur, die in Zeiten einer allgemeinen Verwahrlosung und eines Niedergangs aller menschlichen Werte erschienen, zeugen von einem höheren Humanismus.[20]

Ähnliche Motive finden sich auch bei Osyp Makovej. Seine Skizze *Verbrüderung* beschreibt nicht ohne feinen Humor, wie die Dauerrivalität der verfeindeten Armeen auf einmal durch beinahe gutnachbarliche Beziehungen ersetzt wird.

> Hatte man einige Wochen aufeinander geschossen, begann man an einem gemütlichen Ort zusammenzukommen, miteinander zu reden und Handel zu treiben. Man übergab Briefe an die Gefangenen, Zeitungen, Tabak – es entwickelte sich eine echte Postverbindung zwischen den „Feinden".[21]

Und wenn ein großes Fest anstand – Weihnachten oder Ostern –, konnten sich beide Seiten fast sicher sein, dass dann Waffenruhe herrschen würde. Es war wie eine stillschweigende Übereinkunft, in der sich einfache menschliche Gefühle widerspiegelten. Allerdings waren solche Formen der Verbrüderung nur bei einfachen Soldaten und niederen Rängen vorstellbar. Der Autor stellt mit bitterer Ironie fest:

---

19 Zit. nach Jefremov: Istorija, S. 598.
20 Ebenda.
21 Makovej: Tvory, T. 2, S. 252.

> Nichts befürchtete die Obrigkeit so sehr, wie die Verbrüderung ihrer Soldaten mit dem Gegner […]. Ist doch klar, sie wollte nur, dass der Soldat immer wütend ist, wie ein aufgehetzter Hund; jedes Gefühl der Mildtätigkeit tauge nicht für den Krieg.[22]

Das Thema der Bruderfeindschaft zwischen Ukrainern, die, durch Staatsgrenzen und monarchistische Interessen getrennt, in einen blutigen Krieg verwickelt wurden, berührt Osyp Makovej auch in seiner lyrischen Dichtung. Unter diesem Aspekt ist sein Balladengedicht *Die Brüder* in der Frühphase des Kriegs im Dezember 1914 charakteristisch. Zwei verwundete Soldaten der verfeindeten Armeen liegen entkräftet und nicht weit voneinander entfernt im schmutzigen Morast. Beide stöhnen vor Schmerzen und rufen ihre Nächsten und Liebsten als Zeugen in ihrer Not herbei („O lieber Vater, o liebe Mutter!" – „O meine Kinder, o meine Frau!"). Während sie aber diese verzweifelten Worte ausstoßen, wundern sie sich über ihre gemeinsame Sprache. Und bald vergessen die Soldaten, dass sie feindlichen Lagern angehören. Es sind Ukrainer aus Poltawa und aus dem Karpatengebiet, doch verbindet sie nicht nur ihre ethnische Identität, sondern auch ihre gemeinsame Verachtung gegen jene, die sie in diesen sinnlosen gegenseitigen Kampf geschickt haben:

> Aber unser größtes Unglück ist die böse Kraft,
> Welche stammverwandte Brüder zu Feinden gemacht.[23]

Die Ballade endet mit einer prophetisch-optimistischen Hoffnung, dass das Leiden der Soldaten nicht umsonst gewesen sei und sich die geteilte, zerrissene Ukraine bald von der Fremdherrschaft der aggressiven Monarchien befreien würde:

> Aus dem Blut, das wir vergossen, wächst die neue Saat.
> Glücklich wird die Ukraine als ein freier Staat.[24]

Diese Worte des Dichters Makovej aus der Bukowina sind voller Zuversicht und wirken nahezu hellsichtig. Sie erscheinen wie eine prophetische Überzeugung, die auch heute, angesichts der neuen politischen Herausforderungen der Ukraine, nichts an Aktualität verloren hat.

---

22 Ebenda.
23 Makovej: Tvory, Tom 1: Poetyčni tvory. Povisti [Band 1: Lyrische Werke. Erzählungen], S. 238.
24 Ebenda.

*Zwischen*menschen im *Zwischen*raum

Der Erste Weltkrieg und die Bukowina in ukrainischsprachigen Prosatexten von Ol'ha Kobyljans'ka, Osyp Makovej und Ivan Bažans'kyj

KATI BRUNNER UND SVITLANA KYRYLYUK

„Ukraine bedeutet Grenzland"[1], schreibt der Historiker und Osteuropaexperte Andreas Kappeler. Die Bezeichnung markierte zunächst Räume, die aus der Perspektive des ersten ostslawischen Machtzentrums Kiew an der Grenze zur Steppe und damit an einer Trennlinie zwischen sesshafter und nomadischer Lebensweise sowie zwischen slawisch-christlicher und turko-tatarischer islamischer Welt lagen.[2] Auch die Karpaten im Westen, die Donau im Südwesten und das Schwarze Meer bildeten natürliche Hindernisse, in deren Umgebung sesshafte und nomadische Lebensweisen aufeinandertrafen und Mischformen herausbildeten. Verschiedene Großmächte beanspruchten und vereinnahmten Teile jenes Territoriums der *Ukrainen* als jeweiliges Grenzland des eigenen Herrschaftsbereichs. Maßnahmen imperialer Integration wurden mit der Persistenz der orthodox-christlichen Kiewer Rus als identitätsstiftende Entität und mit eben jenen gemischten Gesellschaftskonzepten zwischen Sesshaftigkeit und Nomadentum konfrontiert. Die Menschen, die in diesen Grenzräumen lebten, waren Assimilationsdruck, aber auch sozialen Ausgrenzungsmechanismen ausgesetzt, die Selbstbehauptungsstrategien und zentrifugale Kräfte in Gang setzten. Seit dem 16. Jahrhundert finden sich Quellen für ein ukrainisches Bewusstsein ethnischer Eigenständigkeit in diesem Territorium.[3] Im ukrainischen Nationaldiskurs wurde *Ukraine* zu einem grenzüber-

1 Andreas Kappeler: Kleine Geschichte der Ukraine. München [4]2014, S. 17.
2 Ebenda.
3 Ebenda, S. 27.

schreitenden und verbindenden Konzept, das gleichermaßen gegen vereinnahmende wie gegen negierende und ausgrenzende Diskurse in den verschiedenen Großreichen funktionalisiert wurde. Es konkurrierte, korrelierte und kollaborierte mit anderen Entwürfen, die entlang der Überlappungen zwischen politischen Herrschaftsbereichen und durch die kulturellen Verflechtungen eines heterogenen Bevölkerungsgefüges in verdichteter Auswahl zur Verfügung standen. Dementsprechend vielfältig ist die narrative und ideologische Inszenierung der Ukraine sowie einzelner, zum heutigen Staatsterritorium der Ukraine gehörender Regionen als Raum kultureller Einschreibungen und diskursiver Projektionen. Diese sind häufig durch die Orientierung auf ein politisches Machtzentrum determiniert und auf Binaritäten zwischen Zentrum und Peripherie, Freund und Feind oder Ost und West reduziert. Verlässt man diese Perspektive und nimmt einen theoretischen Standpunkt „an den Rändern"[4] bzw. im Grenzland ein, lässt sich dagegen *Ukraine* mit Homi Bhabhas Konzept eines Dritten Raums[5] als vielschichtiger und produktiver Ort kultureller Aushandlung betrachten. *Ukrainische* Kultur impliziert danach als *über Grenzen Hinausgehendes*, unabhängig jeglicher geographischen oder ideologischen Himmelsrichtung, a priori Hybridität und eine Verortung im *Da-zwischen*. Eine solche Lesart ermöglicht die Rezeption ukrainischer bzw. ukrainischsprachiger Texte nicht nur als national engagierte Literatur, sondern als exemplarische Repräsentationen sozialer, psychosozialer und kultureller Prozesse im durch Grenzen, Grenzüberschreitungen und Grenzverschiebungen geprägten Raum.

Gewalt und Krieg negieren bzw. zerstören das kulturelle Potential von Zwischenräumen für Aushandlung und Dialog. *Da-zwischen* wird für den Einzelnen zu einem Zustand existentieller Konflikte, für die jedwede Lösung zugleich richtig und falsch bzw. unmöglich ist. Dies wird gerade in der literarischen Verarbeitung des Ersten Weltkriegs bei ukrainischen Autorinnen und Autoren deutlich, die aus der Unmittelbarkeit des Erlebens und Erlebten zwischen den Fronten heraus die spezifische Situation von Ukrainern und Zivilisten zum Thema machten. Ihre Texte stehen in einem komplementären Verhältnis zu den großen Kriegserzählungen Ernst Jüngers oder Erich Maria Remarques, die trotz des kriegsfatalistischen Impetus Jüngers in den *Stahlgewittern* Entscheidungsräume für das Individuum zur Teilhabe an der Maschine Krieg inszenierten.

Die im Folgenden vorgestellten Texte von Ivan Bažans'kyj (1863–1933), Osyp Makovej (1867–1925) und Ol'ha Kobyljans'ka (1863–1942) sind als

4 Homi Bhabha: Die Verortung der Kultur. Tübingen 2011, S. 32.
5 Ebenda, S. 56–58.

exemplarischer Querschnitt ukrainischsprachiger Kriegsliteratur aus der Bukowina und Galizien zu verstehen. Die Autorin und die beiden Autoren sind in den 1860er-Jahren geboren und haben enge biographische Bezüge zur Bukowina. Ihre Texte sind aus sehr unterschiedlichen sozialen Situationen und Schreibpositionen heraus entstanden, die sich auch in unterschiedlichen diskursiven und narrativen Strategien niederschlugen. Ivan Bažans'kyj stammte aus Dorošivci (knapp 40 km nördlich von Czernowitz, ukr. Černivci, rum. Cernăuți) und arbeitete als Dorflehrer, später war er Schuldirektor. In seinen Texten griff er vor allem Szenen aus dem Dorfleben und moralisierende Sujets auf. Während der Kriegsjahre, die Bažans'kyj als Zivilist im Dorf Vaškivci (dt. Waschkautz) erlebte, führte er Tagebuch, das zu einem der wichtigsten Dokumente seines Nachlasses gehört, aber erst 2006 einer breiten Öffentlichkeit zugänglich gemacht wurde.[6]

Osyp Makovej, in Javoriv bei Lemberg (ukr. L'viv) geboren, spielte eine zentrale Rolle im ukrainischen literarischen Feld um die Jahrhundertwende. Nach dem Studium in Lemberg arbeitete er als Schriftsteller, Journalist und Literaturredakteur. Neben gesellschaftskritischen Gedichten und realistischer Prosa, die im ukrainischen Dorf- und Kleinstadtmilieu angesiedelt ist, fertigte er eine Reihe von Übersetzungen aus dem Deutschen, Polnischen, Dänischen und Englischen an. Als Literaturredakteur trug er maßgeblich zu einer stärkeren Rezeption bukowinisch-ukrainischer Autoren in Galizien bei. Im Ersten Weltkrieg war er als Dolmetscher und Postzensor unmittelbar an der Front eingesetzt. Aus Skizzen, Berichten und Erlebnissen entstand der Erzählband *Krovave pole* [Das Blutfeld], der 1921 veröffentlicht wurde.

Ol'ha Kobyljans'ka schließlich wurde in Gura Humora (rum. Gura Humorului) im Süden der Bukowina geboren und entstammte der Familie eines habsburgischen Kleinbeamten. Ihr Vater war Ruthene, ihre Mutter kam aus einem polnisch-deutschen Elternhaus. Nach dem vierjährigen Besuch einer deutschsprachigen Volksschule bildete sich Kobyljans'ka autodidaktisch fort. Der erste Schriftspracherwerb erfolgte in deutscher Sprache, in der sie auch ihr Tagebuch sowie die ersten Prosatexte verfasste. Später schrieb sie auch in ukrainischer Sprache und übersetzte eigene Texte sowohl aus dem Deutschen ins Ukrainische als auch aus dem Ukrainischen ins Deutsche. Während sie als deutschsprachige Autorin nahezu unbekannt ist, gilt sie in der ukrainischen Literaturgeschichte als wichtige Brückenbauerin zur europäi-

6 Ivan Bažans'kyj: Vijna. Ščodennyk-chronika bukovyns'koho pedahoha ta pys'mennyka (Vaškivci, 1914–1918/22) [Krieg. Tagebuch-Chronik eines bukowinischen Pädagogen und Schriftstellers (Waschkautz, 1914–1918/22)]. Hg. von Oleksandr Ohuj. Černivci 2006. Die weiteren Zitate aus diesem Buch sind im Fließtext als (B) angegeben.

schen Moderne. In ihren Prosatexten setzte sie sich mit Fragen sozialer und nationaler Emanzipation auseinander. Dabei entwickelte sie für die zeitgenössische ukrainische Literatur neue Figurentypen und Sujets, wobei sie sich an Vorbildern aus der deutschsprachigen und skandinavischen Literatur orientierte. Sie übersetzte sowohl aus dem Deutschen ins Ukrainische als auch umgekehrt. Den Krieg erlebte sie unmittelbar in Czernowitz. Einer ihrer fünf Brüder war in russische Gefangenschaft geraten und nach Sibirien deportiert worden. Ein Bruder war an der Front, ein anderer stand einem Spital in Wien vor. Trotz der schwierigen Verhältnisse in Czernowitz und der Sorge um Angehörige und Freunde schrieb und veröffentlichte Kobyljans'ka während des Krieges mehrere Skizzen und Erzählungen.

Ausgehend von der eingangs entworfenen paradigmatischen Verortung des Ukrainischen gilt das Hauptaugenmerk des Beitrags der narrativen und diskursiven Ausgestaltung von Erfahrungen *da-zwischen* im Spannungsfeld des Ersten Weltkrieges. Betrachtet werden vor allem solche Texte, die den Krieg als Eingriff in zivile Lebenswelten inszenieren, wobei die Konfrontation mit wechselnden Grenzziehungen und die permanente Neukodierung kultureller Zeichen Identitätskonflikte auslösen. Die Begegnung zwischen bukowinischen Ukrainern, die auf Seiten Habsburgs kämpften, und ukrainischstämmigen Soldaten in der Russländischen Armee zieht sich leitmotivisch durch verschiedene Texte. Hier ist von Interesse, inwiefern dabei Räume der Aushandlung konstruiert und mit diskursiven Werten ausgefüllt werden.

Zwischen Geschichtsschreibung und Narration

Der Untertitel *Ščodennyk-chronika* [Tagebuch-Chronik] siedelt Ivan Bažans'kyjs erst 2006 veröffentlichte Notizen zwischen historischem Dokument und fiktionaler Verdichtung an. Kommentierende Abschnitte wie eine den datierten Einträgen vorangestellte Reflexion der Situation in Europa vor 1914 und der Umstände, die zum Ersten Weltkrieg führten, lassen eine didaktische Intention vermuten. Bemerkenswert an diesem Eingangskommentar sind die Marker für die Verortung vom Eigenen und Fremden. So spricht der Tagebuchschreiber von der aufgeheizten Stimmung zwischen „unserem Staat und Serbien respektive Russland" (B31)[7]. Er erwähnt Plünderungen und Pogrome russländischer Soldaten – der „Moskali" (B32) – gegenüber Gutsbesitzern und der jüdischen Bevölkerung. „Aber auch unsere Bevölkerung [d. h. die Ukrainer, Anm. K. B. und S. K.] hat nicht wenig unter ihnen zu leiden" (B32). Indem er die Interes-

7 Ukrainische Textstellen wurden in diesem Beitrag von Kati Brunner ins Deutsche übersetzt.

sen verschiedener kriegsteilnehmender Staaten und die soziale Stimmung in Europa schildert, präsentiert sich der Schreiber als gebildete, an den politischen Ereignissen, gesellschaftlichen Prozessen und Wissensbeständen in Europa partizipierende Persönlichkeit und formuliert damit eine dreifache Identität: als Europäer, als Staatsbürger Österreich-Ungarns und als Ukrainer. Die Tagebuchaufzeichnungen setzen mit dem 31. August 1914 ein. Militärische Ereignisse und private Handlungen, die im Zusammenhang mit dem Krieg stehen, werden im selben sachlichen Stil dokumentiert:

> Montag, 31. August 1914
> Aufgrund der großen Bedrohung durch den Feind Veronika und die Kinder nebst allem Hab und Gut einschließlich Kuh und Kleinvieh nach Karapčev zu Heorhij Kejvan geschickt.
> [...]
> Mittwoch, 2. September 1914
> Nachricht erhalten, unsere Armee hat sich aus Czernowitz zurückgezogen. Stadt wurde kampflos von Russen besetzt. 5 Uhr am Nachmittag. (B33)

Der Krieg bleibt zunächst etwas Abstraktes. Er manifestiert sich in Nachrichten und Sicherheitsmaßnahmen. Entlang von Einzelbegebenheiten wird der vertraute Raum nach und nach jedoch zum Kriegsschauplatz. Dabei sind es anfangs Zufälligkeiten und Absurditäten, die den Krieg zum komischen Theater verzerren: Im Dorf bricht eine Panik aus, weil anrückende österreichische Soldaten fälschlicherweise für russische Truppen gehalten werden und zufällig im selben Moment die Kirchenglocken läuten. Aus einem Gewehr löst sich unbeabsichtigt ein Schuss und tötet einen Angehörigen der Landwehr. Ein Dorfbewohner wird zufällig von einer Kugel getroffen, als er zum Fenster hinausschaut, um sich ein Bild von der Situation zu verschaffen. Der Tagebuchschreiber befindet sich als beobachtende Instanz anfangs noch außerhalb des Geschehens und entscheidet als erzählendes Subjekt über die diskursive Beschaffenheit seines Berichts. Doch der Krieg überlagert immer mehr den Alltag. Neben Berichten über Opfer, Plünderungen, Frontverschiebungen sowie Zerstörungen am Wohn- und Arbeitsort Schule rückt immer mehr das Überleben unter den Bedingungen des Krieges in den Vordergrund. Preise für Lebensmittel sowie Dinge des täglichen Bedarfs werden geschichtswürdig und daher akribisch notiert. Der Aktionsradius des ukrainischen Österreichers und Europäers und seine Betätigungsfelder als national und kulturell engagierter Lehrer werden zunehmend eingegrenzt. Am 1. Januar 1915 notiert er: „[...] Alles steht still. Wir wissen nichts von der Welt und leben in bitterer Unfreiheit. Das Schuljahr 1914/15 hat noch immer nicht begonnen. Alles ist weiter gleich, monoton und bitter.“ (B42).

Zunehmend verliert die mit den Datumsangaben fortschreitende Zeit inhaltlichen Wert, denn Alltag findet nicht mehr statt. Die absolute Fokussierung auf Kriegsereignisse, Kriegsmeldungen und die mit dem Krieg verbundenen Einschränkungen kommt einer Existenz *zwischen* den Zeiten gleich. Das Denken ist auf den unmittelbaren Moment im Jetzt und eine unbestimmte sowie unbestimmbare Zukunft gerichtet. „[M]an denkt kaum noch an das Vergangene" (B56). Je länger der Krieg dauert, umso mehr wird er zu einem „Interregnum" (B102), in dem die Zivilbevölkerung der Willkür der bewaffneten Soldaten beider Kriegsparteien ausgesetzt ist. Schon längst ist der Tagebuchschreiber kein Subjekt mehr, das als national bewusster Ukrainer aktiv an Geschichte teilnimmt, sondern Objekt politischer und militärischer Grenzverschiebungen:

> […] Vom Krieg zu lesen ist etwas anderes als ihn zu erleben. Wir erleben, sehen, spüren den Krieg mit all unserem Sein. Wieviel Angst, Qual, Schmerz und Leid muss der Mensch ertragen. Wie ein furchtbares Unwetter hat der Krieg uns erfasst. […]. (B149f.)

Der Zustand im *Da-zwischen* wird an das Bild der Gezeiten gekoppelt. Wie Ebbe und Flut (B106) wechseln Front- und Grenzziehungen einander ab und generieren in einem durch Tagebuchdaten und topographische Angaben abgesteckten Radius einen Raum zyklischer Um- und Überkodierungen. Die Begegnung mit ukrainischstämmigen Soldaten der russländischen Armee löst zudem beim Tagebuchschreiber einen inneren Akzeptanzkonflikt aus:

> […] Fast alle waren aus dem Gouvernement Jekaterynoslavs'k und sagten, sie seien Ukrainer. Auch die Unteroffiziere, die in der Schreibstube übernachteten – 12 an der Zahl und alle Dorflehrer – sagten, sie seien Ukrainer, obwohl sie Russisch sprachen und man ihnen nicht ansah, dass sie Ukrainer waren. (B43)

Identität wird diskursiv an Sprache und kulturelle Praktiken gekoppelt. Denn eine spätere Begegnung mit ukrainischstämmigen Soldaten im russländischen Heer erfährt eine andere Wertung:

> […] viele der Soldaten sind aus Podolien und sprechen Ukrainisch. Sie scheinen keine schlechten Menschen zu sein, verfluchen den Krieg. Viele wollen Ševčenko [den ukrainischen Nationaldichter, Anm. K. B und S. K] lesen. Das ganze Dorf ist voller Soldaten und Kosaken. (B92)

Die Ablehnung des Krieges und die Frage nach der Menschlichkeit wird zu einem wiederkehrenden Motiv in Bažans'kyjs Tagebuch. Es wiederholen sich Motive eines pazifistischen Weltbilds. Der Zustand *da-zwischen* wird immer mehr zu einer Evolutionsstufe in der Menschheitsgeschichte stilisiert, die es

zu überwinden gilt. Doch Bažans'kyjs Tagebuch endet nicht in einer Auflösung des Zustands, sondern in der Potenzierung in ein Kontinuum des *Da-zwischen*. Am 11. November 1918 notiert er: „Chaos. Nun sind wir vollständig von der Welt abgeschnitten" (B188). Die ukrainische Identität des Tagebuchschreibers wird von außen in Frage gestellt bzw. negiert. Die österreichische Identität scheint mit dem Zusammenbruch der Monarchie verloren. Zu einer europäischen Identität hat er aufgrund des unterbrochenen Informationsflusses vorerst keinen Zugang mehr.

Zwischen Himmel und Hölle

Osyp Makovejs Skizzen und kurze Erzählungen zum Ersten Weltkrieg haben zumeist moralisierenden Charakter, der jedoch nicht selten mit schwarzem Humor unterlegt ist. Sie klagen die Sinnlosigkeit von Zerstörung und Blutvergießen an, indem sie Rituale des Krieges in surreale, widersprüchliche und absurde Bilder überführen und versuchen, in der Omnipräsenz des Todes einen Zwischenraum der Besinnung zu eröffnen. So erscheinen in der Skizze *Chrest pomiž lypamy* [Das Kreuz zwischen den Linden][8] am Ende eines Feldgottesdienstes der österreichisch-ungarischen Truppen die durchsichtigen Umrisse einer Christusfigur, und eine Stimme spricht:

> Ich aber sage euch: Wenn ihr all jenen Verstand, jene Kräfte und jene Anstrengungen, die ihr aufwendet, um Böses zu tun, dafür nutzen würdet, Gutes zu tun, es wäre ein Paradies auf Erden. Ihr aber tut Böses und betet noch zu Gott, dass er euch dabei helfe, Böses zu tun.[9]

Der Erzähler lässt offen, ob es sich um eine tatsächliche Erscheinung oder eine traumhafte kollektive Eingebung handelt. Die Skizze endet mit den Umrissen eines Flugzeugs, das am Himmel erscheint und die Teilnehmer des Gottesdienstes schnell im angrenzenden Wald Versteck suchen lässt.

„Feld", „Fruchtbarkeit", „Feldbearbeitung" und „Tod" ziehen sich leitmotivisch durch die Kriegstexte Osyp Makovejs. Sie bilden eine diskursive Reihe mit den fruchtbaren ukrainischen Schwarzerdeböden und der Ukraine als wiederholtem Kriegsschauplatz. *Krovave pole* [Das Blutfeld][10] wird damit zur allegorischen Überschrift, die in dem auf den Zweiten Weltkrieg bezogenen Titel *Bloodlands*[11] des Historikers Timothy Snyder eine erschütternde Wiederho-

8 Osyp Makovej: Chrest pomiž lypamy. In: ders.: Tvory v dvoch tomach. Tom 2: Chudožnja proza [Werke in zwei Bänden. 2. Band: Belletristik]. Kyïv 1990, S. 232–234.
9 Ebenda, S. 233.
10 Makovej: Krovave pole. In: ders.: Tvory, S. 246f.
11 Timothy Snyder: Bloodlands. Europe between Hitler and Stalin. New York 2010.

lung findet. Der Text modelliert ähnlich wie Bažans'kyjs Tagebuch die Kriegsjahre als Zeit im *Da-zwischen*, währenddessen der natürliche Zyklus der Feldbearbeitung ausgesetzt ist. Diese Zeit ist geschlossen und hat weder eine Anknüpfung in die Vergangenheit noch in die Zukunft, die beide – nach der Erzähltheorie Michail M. Bachtins – in einer idyllischen Alltagszeit[12] der Feldbearbeitung aufgehen. Jetzt ist *Da-zwischen*, ist die Zeit des Blutvergießens, die die Fruchtbarkeit des Bodens nicht beeinträchtigt, sondern sich in der mahnenden und zugleich spottenden Vermehrung wilden Mohns manifestiert. In die Schönheit des so entstandenen roten Mohnfeldes schreibt Makovej jedoch bereits den nächsten Tod ein:

> „Wunderschön!", rief der Poet. „Wirklich, wunderschön!"
> Darauf sagte der Chemiker:
> „Wissen Sie, dieses Feld ist reinstes Kapital. Daraus kann man allerbestes Opium herstellen. Wilder Mohn enthält sehr viel Opium. Seltsam, dass noch niemand auf die Idee gekommen ist."[13]

Am Ende bleibt der tröstliche Gedanke, das aus dem fruchtbaren, aber verwüsteten Boden der Ukraine gewonnene Opium an das ukrainische Volk zu verteilen, dass es im Opiumrausch vom „roten Feld der Ehre und vom blutigen Feld des Ruhmes träume und sein Leid vergesse"[14]. Die darin zitierte ursprünglich religionskritische Formel „Opium für das Volk" – die leninsche Variante der Wendung „Opium des Volkes" von Karl Marx – wird hier zur Kritik an jedweder Ideologie und Kriegsbegeisterung.

Doch Makovej thematisiert ebenfalls die Folgen des Krieges für das zivile Leben. In der Erzählung *Invalid* [Der Invalide][15] lässt er einen Schmied zu Wort kommen, der im Krieg verletzt und dadurch zum arbeitsunfähigen Krüppel wurde. Sujets wie dieses finden sich auch in deutschsprachigen oder französischen Lesebüchern. Sie lassen die Kriegsschrecken zum gemeinsamen traumatischen Erlebnis europäischer Geschichte werden. Ins kollektive Gedächtnis der Ukrainer ist zudem die Grenze als willkürlicher Akt und Eingriff in private Lebenswelten eingeschrieben. So fokussiert Makovej mit dem als *Hranycja* [Die Grenze][16] titulierten Text das Schicksal eines Bauern, dessen Eigentum und Familie sich plötzlich in zwei verschiedenen Staaten befinden.

12 Michail M. Bachtin: Chronotopos. Aus dem Russischen von Michael Dewey. Mit einem Nachwort von Michael C. Frank und Kirsten Mahlke. Berlin 2014, S. 160–172.
13 Makovej: Krovave pole, S. 247.
14 Ebenda.
15 Makovej: Invalid. In: ders.: Tvory, S. 242f.
16 Makovej: Hranycja. In: ders.: Tvory, S. 241f.

Resigniert muss er feststellen: „Dort drüben, auf der anderen Seite des Flusses, ist mein Kind und ist mein Feld. Ich aber bin hier."[17] Auch hier steht das Feld allegorisch für die Fruchtbarkeit der Ukraine. Die neu gezogene Staatsgrenze generiert ein *Da-zwischen*, das zur existentiellen Bedrohung wird. Hier findet keine Aushandlung statt, sondern werden Machtinteressen gewaltsam durchgesetzt. Makovej inszeniert keinen Widerstand, sondern legt die Verantwortung für die Gestaltung eines produktiven Zwischenraums in die Zukunft. Grenzgängertum wird symbolisch zum Privileg derjenigen, die sich wie die Krähen jenseits von Gesetz und Konvention bewegen.

Eine andere Dimension von *Zwischen*raum eröffnet Makovej in seiner Erzählung *Mertve misto* [Die tote Stadt][18]. Hier ergreift nicht mehr Gott das Wort, sondern der Teufel dokumentiert als Herrscher über Nacht und Tod das Kriegswerk der Zerstörung. Ein fliegendes Automobil ist sein Fortbewegungsmittel, sein Adjutant tritt in der Maske des Kriegsberichterstatters auf und wird zum Negativbild eines kriegsverherrlichenden Impetus. Mit topographischen Angaben wie Karpaten und Čeremoš (dt. Tscheremosch), ein Nebenfluss des Pruth, wird die tote Stadt, ein menschenleerer Ort voller Ruinen, in der Ukraine verortet. Auf die Frage, was es über die Stadt zu erzählen gäbe, antwortet der Reserveoffizier, der dem Teufel und seinem Adjutanten im Traum begegnet: „Eine gewöhnliche Kleinstadt. Davon gibt es zuhauf in Galizien und der Bukowina!"[19] Mit dieser Angabe wird ein ganzer geographischer Raum zur Ruine, auf der nichts Neues aufgebaut werden kann. Denn: „Schade, dass nicht alles bis auf den Grund zerstört wurde. Besser, es wäre kein Stein auf dem anderen liegen geblieben. […] Die erste Generation hätte geweint. Die zweite hätte etwas Schöneres aufgebaut."[20] Wiederum wird hier ein zeitliches und nun auch raumformendes *Da-zwischen* inszeniert, das auf den ersten Blick scheinbar negativ besetzt ist und kein kulturelles Potential besitzt. Allerdings wird hier die Ablehnung der kulturellen Vorprägung, und sei sie auch nur noch in Ruinen vorhanden, durch eine doppelte Negativierung infrage gestellt. Es ist nämlich der Teufel, der die Haltung, man hätte alles restlos zerstören sollen, begrüßt und lobt. Somit verhandelt Makovejs Text auch die Frage eines (viel)kulturellen Erbes und wertet dieses auf. Nationalismus in seiner zerstörerischen Ausartung, die in den Ersten Weltkrieg geführt hat, wird zum Teufelswerk.

17 Ebenda, S. 242.
18 Makovej: Mertve misto. In: ders.: Tvory, S. 235–241.
19 Ebenda, S. 238.
20 Ebenda, S. 238f.

Zwischen Loyalität und Selbstbehauptung

Ol'ha Kobyljans'kas Erzählungen aus dem Ersten Weltkrieg sind eng an ihre Auseinandersetzung mit Fragen nach Identität, sozialer und nationaler Emanzipation sowie staatsbürgerlicher Integration gekoppelt. Am deutlichsten von den drei vorgestellten Autoren arbeitete sie die Verortung von Protagonisten in einem räumlichen, kulturellen und politischen *Da-zwischen* heraus. Die Ambivalenz und Arbitrarität von Zwischen- und Mehrfachidentitäten und der diskursive Umgang damit interessierten Kobyljans'ka, die selbst mehrere Identitäten und Rollen ausfüllte. Die Frage nach dem Eigenen und nach dem Fremden stellt sich gerade vor dem Hintergrund nationaler und imperialer Identitäten immer wieder neu, muss ausgehandelt werden und wird zum existentiellen Konflikt, wenn die Entscheidung darüber nicht vom Individuum, sondern von einer übergeordneten Machtinstanz oder durch Gewalt getroffen wird. Besonders signifikante Beispiele hierfür sind die Texte *Ščyra ljubov* [Aufrichtige Liebe][21], *Juda* [Judas][22] und *Nazustrič doli* [Dem Schicksal entgegen][23]. In der Skizze *Ščyra ljubov* schafft Kobyljans'ka mit dem Krankenzimmer eines Czernowitzer Spitals, in dem Soldaten beider Kriegsparteien versorgt werden, zudem einen „Dritten Raum" des Dialogs und der Aushandlung. Hier begegnen sich ein ukrainischstämmiger Soldat der russländischen Armee und ein ukrainischstämmiger Soldat der habsburgischen Armee. Sie unterscheiden sich lediglich durch die Farben ihrer Uniform. Als der Ukrainer in österreichischer Uniform ein Bildnis des habsburgischen Kaisers erblickt, richtet er wehklagende Worte an ihn: „Ach liebes Väterchen! Was hast du verbrochen, dass der Feind jetzt von allen Seiten auf uns einschlägt? Du hast uns aufgezogen, wir sind mir dir aufgewachsen, wir brauchen keine fremden Kaiser."[24] Der Ukrainer in russländischer Uniform ist über so viel Sympathie für eine imperiale Überfigur erstaunt. Er zweifelt daran, dass in seiner Armee dem Zaren ähnliche Gefühle entgegengebracht würden. Hier lässt sich durchaus ein diskursiver Akt der Bestätigung imperialer Macht und Loyalitätsbekundung gegenüber Habsburg identifizieren. Besonders, wenn man das Publikationsdatum September 1914 im Blick hat.

Kobyljans'ka geht jedoch auch kritisch mit Strategien der Durchsetzung imperialer Macht um. Zum Beispiel in dem Text *Lyst zasudženoho na smert'*

21 Ol'ha Kobyljans'ka: Ščyra ljubov. In: dies.: Zibrannja tvoriv u 10 tomach. Tom 2: Novely, opovidannja, poeziï v prozi [Gesammelte Werke in 10 Bänden. Band 2: Novellen, Erzählungen, Poesie in Prosa]. Černivci 2014, S. 67f.

22 Kobyljans'ka: Juda. In: dies.: Zibrannja tvoriv, S. 91–105.

23 Kobyljans'ka: Nazustrič doli. In: dies.: Zibrannja tvoriv, S. 107–121.

24 Kobyljans'ka: Ščyra ljubov, S. 68.

vojaka do svojeï žinky [Brief eines zum Tode verurteilten Soldaten an seine Frau].[25] Armee und Militärdienst hatten neben der Aufgabe der Landesverteidigung auch eine imperiale Integrationsfunktion. Gerade für die ukrainischen Bauern in Galizien und der Bukowina, die kaum am habsburgischen Bildungswesen partizipierten und daher auch kaum Deutsch sprachen, war der Militärdienst mit einer existentiellen Erfahrung von Fremdheit und Identitätsverlust verbunden. Diese verdichtet sich im Krieg zur permanenten Frage nach Freund oder Feind, für deren Aushandlung unter dem Zwang schneller Entscheidungsfindung kein Raum mehr ist. Der zum Tode verurteilte Soldat ukrainischer Abstammung hatte unbeabsichtigt den Anschluss an seine Truppe verloren und war erst Tage später zur Einheit zurückgekehrt. Die Verhandlung seines Falls wird in deutscher Sprache geführt, die er kaum beherrscht und sich daher auch nicht erklären kann. Er wird wegen Landesverrats hingerichtet. Die Option, einen Dolmetscher heranzuziehen, bleibt vollständig ausgeblendet. Damit findet auch keine Aushandlung von Identität auf Augenhöhe statt. Dem Soldaten bleibt nur der Brief an seine Frau, der er sich erklären kann und von der er weiß, dass sie seinen Worten Aufmerksamkeit schenkt.

Um die existentielle Bedrohung für den Einzelnen im Raum zwischen den Fronten geht es auch in einem der wohl eindringlichsten Kriegstexte Kobyljans'kas, der bereits erwähnten Erzählung *Juda*. Hier wird ein alter Bergbauer, dessen Sohn zum Kriegsdienst eingezogen wurde und der nun die gesamte Wirtschaft, seine kranke Frau und seine schwangere Schwiegertochter zu versorgen hat, auf dem Weg vom Salzkauf für die Tiere zurück nach Hause von einem russländischen Aufklärertrupp aufgegriffen. Er soll die Stellungen einer österreichischen Truppeneinheit verraten. Immer wieder beteuert er, dass er nicht wisse, wo die österreichischen Stellungen seien. Er spricht von seinen Sorgen, von der Wirtschaft, von den beiden Frauen im Haus. Doch die russländischen Soldaten lassen nicht locker. Zunächst drücken sie ihm ein paar Rubel in die Hand, dann jedoch wird er mit einem Lederriemen ins Gesicht und auf den Rücken geschlagen. Schließlich sagt er, am Morgen weiter oben im Gelände eine österreichische Patrouille gesehen zu haben. Er muss die russländischen Soldaten zu jener Stelle führen. Unterwegs wird die Patrouille entdeckt, vier Mann werden erschossen. Der alte Bergbauer muss die Gefallenen begraben und entdeckt unter ihnen seinen eigenen Sohn. Am Ende der Erzählung nimmt er sich selbst das Leben.

25 Kobyljans'ka: Lyst zasudženoho na smert' vojaka do svojeï žinky. In: dies.: Zibrannja tvoriv, S. 69–74. Siehe hierzu und zur Erzählung *Juda* auch die Beiträge von Peter Rychlo und Marc Stegherr in diesem Band.

Ähnlich wie in Makovejs Text *Krovave pole* stehen in dieser Erzählung das zyklische Leben der Bauern und der Feldarbeit, bei Bachtin als Folklorezeit[26] bezeichnet, und die Kriegszeit als etwas, das aus der Perspektive der Folklorezeit diese unterbricht, gegenüber. Das Bauernleben erscheint hier keineswegs als Idylle. Es wird als lebenserhaltende Notwendigkeit und schwere körperliche Arbeit von früh bis spät dargestellt. Der alte Bauer hat eine Verpflichtung gegenüber seinem Feld und Vieh. Der Krieg hindert ihn daran, auch weil sein junger und kräftiger Sohn nun in der Armee dient, dieser Verpflichtung nachzukommen. Er wird von den russländischen Soldaten gerade dann aufgegriffen, als er das Salz für sein Vieh, das er längere Zeit nicht kaufen konnte, weil das Geld fehlte, nach Hause trägt. Wie wenig sein Leben, seine Zeit mit der Kriegszeit zu tun hat, zeigt sich an der beständigen Wiederholung seiner Sorgen: die kranke Frau, die hochschwangere Schwiegertochter, das darbende Vieh im Stall, die notwendigen Besorgungen. Die Begegnung mit dem Krieg wird zu einem *im Weg stehen*, sie schiebt sich *zwischen* die zyklischen Abläufe des Lebens. Sie findet zudem an einem zyklischen Moment des *Da-zwischen* statt, am Übergang von Herbst zu Winter. Es fallen die ersten Schneeflocken, der Boden ist noch nicht völlig hart gefroren. In diesem *Da-zwischen* ereignet sich eine essentielle Veränderung, die Überschreibung des Raums mit einer anderen Zeit. Mit dem Tod des Sohnes gibt es keine Fortsetzung der Folklorezeit und der Feldbearbeitung. Der Schnee löscht alle Spuren aus. Es gibt keine Zukunft, keinen Neuanfang nach dem Winter. Aus Pflichtgefühl gegenüber seinem Vieh, das dringend das Salz benötigt, und weil sein eigenes Leben bedroht ist, wird der Bergbauer, der keinen Anteil an den Auseinandersetzungen der konkurrierenden Imperien hat, zum Verräter an seinem Staat und an seiner Zukunft in der Verkörperung seines von hinten erschossenen Sohnes.

Auch in *Nazustrič doli* [Dem Schicksal entgegen] greift die Kriegszeit in die Folklorezeit ein. Eine Bauernfamilie flieht vor der heranrückenden Front. Die kleine Nastja hat ihre Lieblingspuppe vergessen und läuft zurück. Dabei gerät sie zwischen die Fronten einer Schlacht. Es ist ein Ukrainer in russländischer Uniform, der sie unter seinem Mantel versteckt vor dem sicheren Tod bewahrt. Nachdem der Soldat das Mädchen zu seiner Familie zurückgebracht hat, besucht er sie noch einige Male, bevor er mit seiner Truppe weiterzieht. Er erzählt von der heimatlichen Steppe, die „schon nicht mehr uns“[27] gehört. Damit spielt er auf das Hetmanat der Dnipro-Kosaken an, das von 1648 bis

26 Bachtin: Chronotopos, S. 139–160.
27 Kobyljans'ka: Nazustrič doli, S. 117.

1781 bestanden hatte und in der ukrainischen Historiographie als staatliches Gemeinwesen mit militärischen und freiheitlich-demokratischen Strukturen verstanden wird. Es war unter Katharina II. aufgelöst und in die Verwaltung des russischen Imperiums integriert worden.[28] Der Ukrainer in russländischer Uniform wird in der Erzählung als gut und mitfühlend beschrieben.[29] Er betrachtet seine Begegnung mit der kleinen Nastja auf dem Schlachtfeld als schicksalhaft:

> Wenn ich den Krieg unversehrt überlebe, dann komme ich und nehme die kleine Nastja mit zu mir nach Hause, zu meiner Mutter und in den Kreis meiner Schwestern. Und wenn sie groß ist und das auch will, dann heiraten wir. Sie ist wie für mich bestimmt. Ich habe sie gerettet und sie hat mich gerettet. Gehören wir etwa nicht zusammen?[30]

Für einen kurzen Moment eröffnet sich für die Ukraine auf beiden Seiten der Grenze ein gemeinsamer Raum der Verständigung und eine Hoffnung auf Zukunft. Die nationale Idee eines gemeinsamen Staatswesens schimmert durch. Doch dieser Raum wird vom Krieg zunichtegemacht. Der Bruder von Nastja, der in österreichischer Uniform am Krieg teilnimmt, könnte den Ukrainer in russländischer Uniform erschießen, wie auch jener Ukrainer im Gefecht den Bruder von Nastja erschießen könnte.[31] Er geht seinem einsamen und unvorhersehbaren Schicksal als Soldat entgegen. Auf Nastjas Frage, ob ihr Vater um ihn weine, antwortet dieser:

> Der Tod ist jetzt nichts, […]. Wir haben einen guten Kaiser. Ich würde hundertmal mein Leben für ihn geben. Und Gott sei Dank ist unser Land fruchtbar. Aber zwischen dem Kaiser und unserem Land und uns, da steht etwas dazwischen. […] Ich bin nur ein einfacher Bauer. Manchmal aber denke ich, man müsste den Herren, den großen Herren, alles erzählen, alles bis hin zu den Tränen, die sich bitter bis auf's Blut in unseren Augen gesammelt haben, und über jene langen Nächte, in denen es so furchtbar donnert […]. Aber man schenkt uns ja nirgendwo Gehör…[32]

Das dem bukowinisch-ukrainischen Bauern in den Mund gelegte Zitat spiegelt die ganze Dimension ukrainischer Identität an der Peripherie der Großreiche wider. Einerseits die teils freiwillige, teils erzwungene Loyalität gegenüber

28 Kappeler: Ukraine, S. 94.
29 Kobyljans'ka: Nazustrič doli, S. 116.
30 Ebenda.
31 Ebenda, S. 118.
32 Ebenda, S. 119.

dem Kaiser, andererseits Misstrauen und Ausgrenzung seitens der verschiedenen Machtinstanzen. Der Zwischenraum ist kein Ort der Aushandlung, vielmehr bewirken administrative bzw. institutionelle Abgrenzungsmechanismen eine zentrifugale Bewegung. Diese wird sofort bestraft, als Nastjas Vater eine Kuh auf dem Markt verkaufen will, um Geld für das Begräbnis seiner Frau zu erhalten. Weil er die Kuh nicht freiwillig an einen militärischen Versorgungstrupp abgibt, wird er verhaftet und verschwindet spurlos. Es bleibt offen, ob es ein russländischer oder ein österreichischer Trupp war. Die kleine Nastja, nunmehr Vollwaise, behält die Erzählungen ihres Lebensretters über die Steppe in verträumter Erinnerung und „wächst ihrem Schicksal entgegen“[33].

Zum Schluss soll auf eine literarische Skizze Kobyljans'kas eingegangen werden, die aus der Reihe der bisher vorgestellten Texte herausfällt. In *Snyt'sja* [Geträumt][34] aus dem Jahr 1917 wird ein Prozess der Aushandlung wie auf einer Theaterbühne inszeniert. Die Protagonisten sind jedoch keine Einzelpersonen. Wie Chöre im griechischen Theater stehen auf einem Steg Männer, auf einem anderen Steg Frauen, Kinder und Alte. Abwechselnd sprechen sie aus ihrer Perspektive über den Krieg, ihre sozialen Rollen im Krieg und die Metamorphosen oder Mutationen, die der Krieg in ihnen auslöst. Den Steg der Männer füllen nicht nur Soldaten, sondern auch jene, die von den russischen Machthabern nach Sibirien deportiert wurden. Die beiden Chöre können einander nicht sehen und auch nicht oder kaum hören. Zwischen ihnen befindet sich als gähnender Abgrund der Krieg. Es findet ein Zwiegespräch ohne Austausch statt. Die Bande, die beide Gruppen aneinanderknüpften, zerreißen mit den einschlagenden Kanonenkugeln.[35] Gemeinschaft besteht nur in der Erinnerung und ist Wunsch für eine unbestimmte Zukunft. Für beide Seiten ist der Krieg ein Kampf und mit Aufopferung verbunden. Dementsprechend werden die Figuren gezeichnet. Einst als stolze Soldaten im Gleichschritt für die gleichen Ideen in den Krieg marschiert, können die Männer nun nur noch quasi als Selbstvergewisserung rufen: „Uns gibt es noch! Wir sind noch hier!“[36] Auf dem Steg der Frauen, Kinder und Alten stehen „[a]bgemagerte, eingefallene, geschundene und gealterte Figuren“.[37] Die jeweils anderen sind nur noch Ideen, keine konkreten Personen mehr. So wird der Hunger der Kinder auch stärker als ihre Liebe zu den Vätern und die Hoffnung, dass diese heimkehren. Sie drohen ihren Müttern, sich um ein Stück Brot als Vasal-

33 Ebenda, S. 121.
34 Kobyljans'ka: Snyt'sja. In: dies.: Zibrannja tvoriv, S. 122–128.
35 Ebenda, S. 126.
36 Ebenda, S. 123.
37 Ebenda.

len zu verdingen. Und die Alten rufen in Richtung der Männer: „Kehrt heim, Söhne und Enkel, kehrt heim Brüder und Helden, um einen Fußabdruck auf dem eigenen Stück Land zu hinterlassen!“[38]

Auch hier schwingt ein pazifistischer Diskurs mit. Vielmehr geht es aber um die Zerstörung von ideellen Gemeinschaften. Der Krieg generiert ein Auseinanderdriften, der Zwischenraum wird zum Übergang kultureller Praktiken der Gemeinschaft hin zum individuellen Überlebenskampf. Die Abwesenheit der Väter wird zum doppelten Verlust: Ihre Arbeitskraft fehlt für die Absicherung des Lebensunterhalts. Ihre kulturelle Tätigkeit fehlt für die Aufrechterhaltung der Identitätsgemeinschaft. Diese bedarf der zyklischen Erneuerung und Bestätigung. Sonst bricht sie auseinander. Diese fehlende Möglichkeit einer kulturellen und geistigen Stabilisierung von Gemeinschaft ist bis heute Bestandteil des ukrainischen Nationaldiskurses. Es ist das Scheitern individueller Selbstbehauptungsversuche zwischen diskursiver Aneignung und Ausgrenzung, das zum kollektiven Narrativ wird. Hybridität kann als Paradigma jedoch erst dann erfolgreich sein, wenn das Einzigartige, Vielschichtige und Produktive des *Da-zwischen* auch in seiner Subjektivität anerkannt wird. Dafür muss es jedoch zunächst erkannt werden, wie der Lemberger Germanist und Übersetzer Jurko Prochasko unter dem Eindruck des ukrainischen Euromaidan von 2013/14 in seinem Essay *Kleine Europäische Revolution* anmahnt.[39] Indem der Beitrag einen Ausschnitt ukrainischsprachiger Literatur in die Auseinandersetzung mit dem Ersten Weltkrieg einführt, will er auch zu einem breiteren Dialog mit der Ukraine als vielschichtigem Raum kultureller Produktion und Ideenzirkulation anregen. Es bleibt zu hoffen, dass die gegenwärtigen Konflikte in institutionalisierte Formen friedlicher Aushandlung überführt werden können und sich die großen Katastrophen des 20. Jahrhunderts nicht wiederholen.

38 Ebenda, S. 127.

39 Jurko Prochasko: Kleine Europäische Revolution. In: Juri Andruchowytsch (Hg.): Euromaidan. Was in der Ukraine auf dem Spiel steht. Berlin 2014, S. 113–130.

So fern und doch so nah

Der Erste Weltkrieg in Texten Israel Joshua Singers und Scholem Alejchems[1]

CRISTINA SPINEI

Im Musical *Anatevka* (engl. Originaltitel *Fiddler on the Roof*), dessen Libretto auf Scholem Alejchems Erzählband *Tewje, der Milchmann* (1894) basiert, wird ein Akt des Sprechens oder Erzählens rhetorisch fingiert: „Wollen wir doch besser von etwas Lustigerem reden: was hört man Neues vom Krieg?"[2] Dieses Zitat richtet einerseits den Blick auf die narrative Option Scholem Alejchems einer humoristischen Schilderung insbesondere der jüdischen Lebenswelten, verweist aber zugleich auf die Verheerungen des Ersten Weltkrieges. Dieser Beitrag soll der Frage nachgehen, inwiefern zwei verschiedene Blicke – der Israel Joshua Singers in *Josche Kalb* und der Scholem Alejchems in *The Krushniker Delegation*[3] – das Terrain der Kriegswahrnehmung mit den jeweils eigenen Bildern besetzen. Die beiden Schriftsteller verfahren literarisch auf unterschiedliche Weise mit der zerstörerischen Kraft des Krieges und suchen eine Korrelation zwischen ihrem von der Vergangenheit geprägten Bild der Zeit und einer Spurensuche im untergegangenen kakanischen Kulturraum. Gemeinsam ist diesen Texten aber stets die enge Verknüpfung der Kriegswahrnehmung mit zentralen Aspekten des jüdischen Lebens in Galizien.

---

1 Dieser Beitrag entstand im Rahmen eines Forschungsprojektes an der Alexandru-Ioan-Cuza-Universität Iaşi (GI–23–2015). Dem YIVO Institute for Jewish Research danke ich für die Übermittlung einiger Texte Scholem Alejchems.

2 Das Zitat ist eine leicht veränderte Variante des Textoriginals. Vgl. St. Pauli Theater Hamburg, Anatevka: <https://www.youtube.com/watch?v=zv3egSQJbNE>, 3.6.2016; Scholem Alejchem: Tewje, der Milchmann. Bremen 2011, S. 86.

3 Von dem behandelten Text fehlt bis dato eine deutsche Übersetzung. Erst 63 Jahre nach dem Tod des Autors erscheint 1979 eine von den Herausgebern und dem Übersetzer als Fragment gekennzeichnete US-amerikanische Ausgabe. Da der Beitrag sich auf die englischsprachige Übersetzung stützt, bleiben die Verweise in der im Englischen gebräuchlichen Transliterationsform jiddischer Texte (YIVO-Transkription).

Israel J. Singer: *Josche Kalb*

In ähnlicher Diktion wie Joseph Roth, der die ostjüdische Bevölkerung mit Wehmut beschreibt,[4] wirft auch Israel Joshua Singer (1893–1944) in *Josche Kalb* (1932) einen überwiegend sympathetischen, jedoch nicht vorbehaltlosen Blick auf die Bewohner einer galizischen Kleinstadt namens Njeschawe. Wie auch in seinen späteren Romanen *Die Brüder Aschkenasi* (1937) und *Die Familie Karnovski* (1943), in denen die Lebenswege der Protagonisten aus der erstickenden Enge und Aussichtslosigkeit des ostjüdischen Alltags in Polen in die Metropolen Zentraleuropas und dann schließlich im Angesicht der Pogrome in die Vereinigten Staaten exemplarisch nachgezeichnet werden, spielt ein Schwerpunkt der Handlung in der jüdischen Gemeinde von Njeschawe in der einstigen Donaumonarchie. Nicht zuletzt der kenntlich gemachten Bruchstelle im Traditionszusammenhang der jüdischen Lebenssphäre, die den Spagat zu Scholem Alejchems Texten schafft, verdankt wohl *Josche Kalb* seinen großen Erfolg, sowohl als Roman als auch von der Kritik gefeierte, mehrmals vom Yiddish Art Theatre in New York aufgeführte Theateradaption.[5]

Die Romanhandlung spielt am Vorabend des Ersten Weltkrieges, wobei im Text selbst explizite zeitliche Angaben dazu fehlen. Es ist eine Zeit, in der die Habsburgermonarchie und das Zarenreich noch nicht mit den kollektiven Spannungszuständen konfrontiert sind und in der die jüdische Lebenssphäre als eine hermetische Welt weiterhin Bestand hat. Auf dem Terrain jahrtausendealter Überlieferungen erscheinen die Romanfiguren in einer orthodoxen, von der Tradition zahlloser Generationen geprägten Lebens- und Glaubenswelt eingebunden. Wie in diesem Text über die Kriegszeit reflektiert wird, hängt daher auch eng mit der spezifischen Interaktion innerhalb dieser Gemeinschaften zusammen. Als Minderheit inmitten eines andersgläubigen Milieus erforderte die jüdische Lebensweise eine enge Kohäsion für die Erhaltung der eigenen Identität, die sich auf alle Lebensbereiche erstreckte. Neben der Sabbatruhe und den Speisevorschriften gehörten zum ostjüdischen Gemeinschaftswesen auch die Eheschließungen. Sie verlangten nach vorehelicher Keuschheit und ehelicher Treue der Partner, besonders der Frauen. Gewöhnlich sollte früh geheiratet werden, damit der erwachte Sexualtrieb oder unheilige Gedanken den Mann nicht vom Studium heiliger Schriften ablenkten. Es galt als verwerflich, wenn ein orthodox-jüdisches Ehepaar

4 Ewa Pytel: Der Mythos einer verlorenen Heimat – Galizien. Deutsch-polnischer Gedächtnisraum in den Romanen *Radetzkymarsch* von Joseph Roth und *Das Salz der Erde* von Joseph Wittlin. In: *Studia Germanica Posnaniensia* 27 (2001), S. 59–70.

5 Anita Norich: Singer, Israel Joshua, <http://www.yivoencyclopedia.org/article.aspx/singer_israel_joshua>, 3.6.2016.

öffentlich körperliche Nähe zeigte. Der Ehebruch war ein schwerwiegender Verstoß gegen die Gebote.[6]

Die gesamte Handlung ist um zwei Romanfiguren angelegt: den nach Einfluss, Geld und einer vierten Vermählung strebenden Wunderrabbi Melech und vor allem den Grübler und selbstverlorenen Intellektuellen Nachum, der einer chassidischen Glaubenssphäre entstammt. Melech verheiratet seine jüngste Tochter mit diesem kultivierten, aus vorzüglichem russischem Gelehrtenhaus stammenden jungen Mann, und kümmert sich dann um seine eigene Trauung. Von da an nimmt das Unheil seinen Lauf, denn sein Schwiegersohn Nachum und Malka, die noch kindlich junge Frau des Rabbis, verlieben sich ineinander und nach einer quälenden Zeit des einander Meidens und der Zurückhaltung bricht sich die Leidenschaft Bahn. Der Synagogenbrand, in dessen Widerschein die beiden ein einziges Mal miteinander Verkehr haben und ein Kind zeugen, zeigt paradigmatisch die Unentrinnbarkeit aus einem fatalen Geschehensverlauf auf. Nachdem Malka, die Geliebte, eine Fehlgeburt erleidet und daran stirbt, verschwindet Nachum spurlos. Unaufhaltsam rennt er in sein Verderben: Als Bettler in einer neuen Stadt („Bialogura in Russisch-Polen nahe der galizischen Grenze“[7]) bleibt er zugleich distanziert fremd in bewusster Negierung des eigenen Wesens und seiner ganzen Vorgeschichte. So wird er zu Josche Kalb, einer stummen, unbedarften Gestalt, die man gegen ihren Willen mit der schwachsinnigen Rabbinertochter verehelichen möchte. Diesem neuen Frevel entkommt Nachum wieder durch Flucht, diesmal zurück nach Njeschawe. Dort sucht er allerdings nicht – nach einer Abwesenheit von fünfzehn Jahren – seine rechtmäßige Ehefrau, sondern nach einem höheren Beistand, einer unerschütterlichen Stütze, die er in Gott und seinen Schriften zu finden hofft. Jedoch sind die Gesetze des Diesseits damit unvereinbar. Die beiden Rabbinerhöfe des Ortes wollen über den vermeintlich bigamistischen Schwiegersohn richten, dessen wahres Delikt niemand kennt. Angesichts des Rechtsstreits findet der empfindsame Nachum keinen Halt mehr in dem Studium der religiösen Überlieferungen mit ihren zahllosen, ihn oft verwirrenden Widersprüchen, und seine Welt versinkt in Chaos, Zerrissenheit und Depression. Zweifellos bietet Singer, der den Chassidismus ablehnte, trotz der weitgehend empathischen Beschreibung der Charaktere ein vielfältiges Anschauungsmaterial für das Bild einer abgelegenen, abstrusen und letztendlich trostlosen jüdischen Welt.

---

6 Leo Herzberg-Fränkl: Die Juden. In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild (auf Anregung und unter Mitwirkung des Erzherzog Rudolf). Bd. 19: Galizien. Wien 1898, S. 475–500.

7 Israel J. Singer: Josche Kalb. Berlin 2006, S. 147.

Etymologisch lässt sich „Josche“ auf die jüdische Namensform Jeschu zurückführen, eine Verkürzung von Jehoschua, der hebräischen Benennung für Jesus.[8] Bedenkt man jedoch den gespaltenen Charakter des titelgebenden Protagonisten zwischen Gelehrtem und Ignoranten, Erlösung und Exil, würde eine solche Auslegung vielmehr auf den christlichen Mythos des Ahasverus, des ewig wandernden Juden hindeuten, und die Selbstbezeichnung der Hauptfigur als „Fremder“, „Wandere[r] durch die Welt“[9] und als „Heimatloser“[10] könnte hier ihren Grund haben. In seiner bahnbrechenden Studie skizziert Georg Simmel das Konturbild des Fremden, einer typischen Figur der Moderne: ein Auswärtiger, der auf einmal an einem Ort erscheint, sich dort niederlässt, aber dennoch ein Außenseiter bleibt. Ohne jegliche Vorurteile oder Bindungen an die neue Umgebung assimiliert sich ein solcher Typus leicht an die Moderne und ist offen für den Reiz des Neuen. Üblicherweise wird er Händler oder Vermittler. Er möchte in einer Stadt sesshaft werden, an einem Ort, wo Bindungsprozesse ausbleiben.[11] Während der wirtschaftliche Austausch mit Geld als universeller Wert von den Wunderrabbis modellhaft vertreten wird, klingen auch weitere, von Simmel in seiner Psychologie der Stadtbewohner entwickelten Züge – wie die Suche nach individueller Freiheit oder eine gewisse Reizüberflutung – in der Schlüsselfigur Singers durch. Nachum/Josche veranschaulicht gleichsam den ersten Schritt in die Moderne: Dieser ostjüdischen Welt in Njeschawe, die schon von Anfang an Abkehr und drückende Rückständigkeit signalisiert, fehlt noch die notwendige Voraussetzung für den von Simmel heraufbeschworenen Fortschritt der wirtschaftlichen und psychischen Prozesse, und zwar im Sinne einer Verwandlung der Gesellschaft, in der alte Bindungen und Sittenlehren zugrunde gerichtet sind, die letztendlich auf das Absterben der auch von Scholem Alejchem hochgepriesenen jüdischen Tradition zurückzuführen ist.

Es ist ausgerechnet die zunehmende Trost- und Aussichtslosigkeit, die Njeschawe zum Inbegriff einer heruntergekommenen ostjüdischen Landschaft in Galizien macht. Und es ist auf dieser Folie des Enteilens aus der chassidisch durchtränkten Isoliertheit der ostjüdischen Milieus zu konstatieren, dass der nicht verwundene Lebensbruch von der anzestralen Geistigkeit der jüdischen

8 Peter Paul Fischer: Rabbi Jehoschua: Notizen zur Ideengeschichte eines Propheten. Hamburg 2000, S. 12f.

9 Singer: Josche Kalb, S. 155.

10 Ebenda, S. 156.

11 Georg Simmel: Exkurs über den Fremden. In: ders.: Soziologie. Untersuchungen über die Formen der Vergesellschaftung. Gesamtausgabe. Bd. 11. Frankfurt/M. 1992, S. 764–771; ders.: Die Großstädte und das Geistesleben. In: ders.: Die Großstadt. Vorträge und Aufsätze zur Städteausstellung. Dresden 1903 (Jahrbuch der Gehe-Stiftung, 9), S. 185–206.

Glaubenssphäre zugleich auf einen anderen Bruch, auf eine geschichtliche Scheidelinie verweist: In einer anfangs kaum bemerkbaren, aber im Laufe der Narration deutlich wahrnehmbaren Diktion markiert Singer einen Auftakt zur bevorstehenden Katastrophe des Ersten Weltkrieges. Oder anders ausgedrückt: Die Akteure spüren den alles zermalmenden Krieg herannahen. Die düstere Unruhe, die gegen Ende des Romans geäußert wird – „Juden, ein Feuer brennt, das, Gott bewahre, das Volk Israel in Flammen setzen kann! Juden, rettet euch beizeiten!"[12], „‚Auf, Juden, in den Opfertod!', schrie der Lehrer und schritt an der Spitze des Zugs auf die Handwerksburschen zu, die das Kino bewachten"[13] – mögen die aufflackernden Gewalttaten gegen die Juden mitten in der wachsenden Bedrohlichkeit des Krieges verdeutlichen. Der Verweis auf ausbrechendes Feuer nimmt freilich Anleihen aus dem Rohmaterial der Realität, da zu jener Zeit in diesen Orten oftmals jüdische Häuser, Einrichtungen und nicht zuletzt Gebetshäuser durch Feuer zerstört wurden.[14] Als zeitlich zwar späteres, aber in Teilen vergleichbares Handlungsgeschehen wäre in diesem Zusammenhang Joseph Roths *Hotel Savoy* (1924) zu nennen. Der im Sommer 1919 in Lodz (poln. Łódź) spielende Roman handelt von der Vision einer von einem Hotel symbolisierten Weltstadt, die dem Aufstieg nationalistischer Bewegungen gegenübergestellt wird. Der Hotelbesitzer ist eine schwebende Gestalt, die aus der Ferne alles beobachtet, mit dem hehren Ziel, heimlich die sozialen Ungleichheiten zu beseitigen. Das Hotel ist von Flüchtlingen aus der Vergangenheit bewohnt, die es schaffen, wie Geister aus einer anderen Welt zu überleben, bis sie durch die Apokalypse gefangen werden. Das Hotel brennt bis auf die Grundmauern nieder und der geheimnisvolle Besitzer kommt in den Flammen um. Die endgültige Zerstörung des Hotels Savoy entspricht dem Untergang Zentraleuropas im Krieg. Diese Wahrnehmung zeigt sich sukzessive auch in *Josche Kalb*. Die verheerenden Feuer vermögen auf ein in vielerlei Hinsicht folgenreiches Ereignis hinzudeuten und stehen daher zugleich sinnbildlich für die herrschende judenfeindliche Stimmung als ein typisches Vorkriegsphänomen in einer galizischen Stadt.[15] Somit ist die finstere Beklommenheit am Ende des Romans der Zeit an Erkenntnis weit voraus. Indem Singer sich geschickt mit falsch gesetzten Idealen und

12 Singer: Josche Kalb, S. 273.
13 Ebenda, S. 283.
14 Gerhard Kurz: Widersprüchliche Lebensbilder aus Galizien. Zu Leo Herzberg-Fränkels „Polnische Juden". In: Hans Otto Horch, Horst Denkler (Hgg.): Conditio Judaica. Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur. Vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg (Zweiter Teil). Tübingen 1989, S. 247–257.
15 Jerzy Holzer: Zur Frage der Akkulturation der Juden in Galizien im 19. und 20. Jahrhundert. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 37 (1989), H. 2, S. 217–227.

kindlicher Frömmigkeit der Mittelpunktgestalt auseinandersetzt, die dem Aberglauben, der Intoleranz und weltlichen Betrachtungen innerhalb der jüdischen Gemeinden zum Opfer fallen, leistet er – mit Bezug auf die Shoah – „ein Vorspiel zur kommenden Katastrophe, in leisen Tönen nur, aber mit deutlich erkennbarer Melodie. Vernehmen jedoch kann diese Weise nur, wer sich durch den Lärm der späteren Mordjahre nicht beim Erlauschen der frühen Stimmen stören lässt"[16]. Mit dem und um den zerrissenen Romanprotagonisten Nachum/Josche als Reflex des Historischen steht die ostjüdische Lebensweise am Scheideweg: im Inneren durch die Distanzierung von den orthodoxen Glaubens- und Verhaltensregeln und eine zunehmende Assimilationsbereitschaft der Juden, und nach außen durch das graduelle Dahinschwinden der jüdischen Welt Osteuropas infolge des Krieges und mit ihr die Geborgenheit, Unanfechtbarkeit, Ausgelassenheit der einst von der Außenwelt beinahe unberührten Idylle – so wie das endgültige Entfliehen der Hauptfigur in einen fernen Horizont aufzeigt. In ähnlicher, ja pointierter Verbindung mit dieser geistes- und realgeschichtlichen Scheidelinie inmitten des osteuropäischen Judentums stehen auch Scholem Alejchems Elendsschilderungen aus dem galizischen Krushnik.[17]

Viele literarische Zeugnisse und Reisebeschreibungen über die jüdische Bevölkerung in der habsburgischen Epoche vermitteln den Eindruck, es handle sich beim Idealbild frommer Ostjuden um eine permanente Besinnung auf die kulturelle und religiöse Tradition, die allerdings im Widerspruch zu der realen Flucht aus Armut und vor Pogromen steht. Denn die jüdische Bevölkerung wurde diskriminiert, diesseits und jenseits der habsburgisch-russländischen Grenze – allerdings in unterschiedlichem Ausmaß. Die sich verschlimmernde politische und wirtschaftliche Lage schränkte auch die Aufenthalts- und Gewerberechte für Juden ein und begrenzte den Zugang zu höheren Bildungseinrichtungen.[18] Armut – gegen Ende des Jahrhunderts galt etwa ein Viertel der Gemeinden als verarmt – und die brutalen Übergriffe beförderten verständlicherweise Unsicherheit und Hoffnungslosigkeit unter

16 Sabine Brandt: Auf der Fährte des Wunderrabbi. Flucht in eine untergehende Welt: Israel J. Singer zerlegt das Schtetl. In: *Frankfurter Allgemeine Zeitung*, 26. Mai 1999, S. 50.

17 Die Ortschaft erscheint auch als Krásnik, Krashnik, Koshnik oder Kroshnik und lag im Distrikt Lublin.

18 Max Rosenfeld: Die jüdische Bevölkerung in den Städten Galiziens 1881–1910. In: *Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden* 9 (1913), H. 2, S. 17–24; Krista Zach: Feindliche Fremde – ein Topos zur Motivation der Ausgrenzung. Deutsche, Juden, Rumänen, Andere als Migranten im 20. Jahrhundert. In: dies. (Hg.): Migration im südöstlichen Mitteleuropa. Auswanderung, Flucht, Deportation, Exil im 20. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 91). München 2005, S. 49–68.

den osteuropäischen Juden. In Galizien lebten über 400.000 jüdische Pogromflüchtlinge, auch als Folge der Ausschreitungen 1905–1907 im russischen Reich.[19]

Scholem Alejchem: *The Krushniker Delegation*

Das jüdische Opfer als unmittelbare Katastrophenfolge des Ersten Weltkrieges ist explizit und implizit Thema in Scholem Alejchems (1859–1916) kurzem Text *The Krushniker Delegation* (1915). Trotz Streitigkeiten, Blutvergießens und der Armut vieler Gemeinden in Galizien – und dies galt für die Handwerker und Hausierer in den jüdischen Schtetln genauso wie für die ruthenischen Landarbeiter oder die polnischen Kleinbauern in den Dörfern[20] –, was das nostalgische Bild Galiziens als Wunschbild umso deutlicher hervorhebt, haben sich Scholem Alejchems literarisch meist heitere Darstellungen bei vielen Lesergenerationen eingeprägt. Betrachtet man die kritische Zeit, die in seinen Texten reflektiert wird, dann stehen – neben der wachsenden Beklemmung vor der grausamen zaristischen Herrschaft, die die Entstehung nationalistischer und revolutionärer Gruppierungen zur Folge hatte, sowie die Revolution von 1905 als Vorzeichen einer neuen Entwicklung – die assimilatorischen und emanzipatorischen Bestrebungen des osteuropäischen Judentums eindeutig im Vordergrund. Auch wenn bei Scholem Alejchem die positiven Eindrücke dominieren, so liefert er dennoch in einigen Texten ein Vorspiel zur sich anbahnenden Katastrophe des Krieges. Beispielsweise blickt der Protagonist in einem 1914 hinzugefügten Kapitel („Zieh fort") zu *Tewje*, *der Milchmann* auf die Pogrome zurück, auf die Verbannung der Juden aus dem Schtetl durch die russischen Behörden, auf die anschließende Flucht und das damit verbundene Leid: „Ein bitteres Stückchen Zeit für Juden!"[21] In *The Krushniker Delegation* setzt er sich hingegen mit etwas anderem auseinander: Der Referenzpunkt ist die grauenhafte Zeit während des Ersten Weltkrieges, als die Juden von Krushnik zwischen antisemitischen Deutschen und Polen eingeschlossen waren.

19 Hans-Christian Maner (Hg.): Galizien. Eine Grenzregion im Kalkül der Donaumonarchie im 18. und 19. Jahrhundert (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 111). München 2007, S. 233–251; Jerzy Holzer: Enlightenment, Assimilation, and Modern Identity: The Jewish Élite in Galicia. In: Israel Bartal, Antony Polonsky (Hgg.): Polin. Studies in Polish Jewry. Vol. 12: Focusing on Galicia: Jews, Poles and Ukrainians, 1772–1918. London, Portland 1999, S. 79–86.

20 John-Paul Himka: Dimensions of a Triangle: Polish-Ukrainian-Jewish Relations in Austrian Galicia. In: Bartal, Polonsky: Polin, S. 25–48.

21 Alejchem: Tewje, S. 148.

Was bei Singer in *Josche Kalb* nur angedeutet wird, tritt in *The Krushniker Delegation* voll in Erscheinung. Gezeigt werden hier Todesangst, Befremdung, Schmerz sowie Gemeinschaftsgefühl – durch eine furchteinflößende Schilderung des Kriegsalltags versucht Scholem Alejchem die geschichtlichen Geschehnisse des Ersten Weltkrieges aufzunehmen und zu reflektieren.

Am Beispiel der jüdischen Gemeinde von Krushnik werden der Schrecken und die erlebten Gräuel einer sich inmitten feindlicher polnischer und deutscher Gruppen befindlichen schutzlosen Minderheit deutlich gemacht. Weil der Schächter angeblich Beschneidungswerkzeuge (Messer, Pulver) verheimlicht (später wird den Juden von den Polen auch vorgeworfen, mit den Deutschen zu kollaborieren[22]), werden im Sinne der in der Tradition kultureller Praktiken inkorporierten antisemitischen Stereotype nun Weltverschwörungsabsichten mit Juden und ihrer Religion in Verbindung gebracht.[23] Nachdem das Pulver zur Wundstillung als Schießpulver fehlgedeutet wird, werfen deutsche Soldaten den Schächter ohne weitere Erklärung ins Gefängnis und rufen „the first citizens of Krushnik" (S. 233) herbei. Mit Blick auf den Humor als eine typische Waffe jüdischer Spiritualität erweisen sich in diesem Text die auf die aggressiven Kohorten gleichsam pars pro toto übertragenen verallgemeinernden Nationaleigenschaften (*die* Deutschen, *die* Russen, *die* Polen, *die* Kosaken, *die* Juden) und die aus Feindbildern resultierenden Scherze keineswegs als harmlos – die Grenze zwischen Humor, Verhöhnung, Geringschätzung und dunkler Realität ist überaus durchlässig: „A German hates flattery as much as a kosher Jew hates pork. A German won't stand for empty words, and as for bribery […] A German's not a Russian who'll watch your hand to see if you've got bribe for him" (S. 233).

Die Gewalt und Übergriffe werden teilweise detailliert dargestellt („They were wolves, not men – human beings acting like animals, like wild beasts […]. It was worse now than at the time of the flood; it was the end of the world" [S. 236]); gleichzeitig verwandeln sich bisweilen in dem Text das brutale Vorgehen der Deutschen und die Sprache in ein groteskes Zusammenspiel: „Then they handed each of us a shovel and asked us to be so good as to dig graves,

22 „The first to show up was the Honorable Mr. Pshepetsky, head of the administrative council. […] he ran to tell the Russian officials, personally, that we Krushniker Jews were hand in glove with the Germans." S. Scholem Alejchem: The Krushniker Delegation. Translated by Sacvan Bercovitch. In: Irving Howe, Ruth R. Wisse (Hgg.): The Best of Sholom Aleichem. Northvale, New Jersey, London 1989, S. 232–244, hier: S. 242. Weitere Seitenangaben der Zitate aus diesem Werk erfolgen im Fließtext.

23 Dagmar Henze: Antijudaismus – Antisemitismus: Zum Zusammenhang von christlichen Traditionen und antijüdischen Stereotypen. In: Mechthild Bereswill, Leonie Wagner (Hgg.): Bürgerliche Frauenbewegung und Antisemitismus. Tübingen 1998, S. 89–101.

every one on his own private plot, since in two hours at most, so they gave us to understand, we'd be shot" (S. 239). Aus dieser Sinnlosigkeit und Absurdität wird die „Krushniker Delegation" durch den russischen Gegenangriff vorübergehend gerettet. Doch das Anbeten des Neumonds durch den Rabbi oder der jüdische Überlebensinstinkt können sie nicht vor ihrem grausamen Schicksal bewahren. Russische Kosaken massakrieren gemeinsam mit Polen die einheimische jüdische Bevölkerung und zerstören Krushnik: „– then they proceeded to the people: bound them, beat them, stabbed them, shot them, and hung them. […] They hung so many of us there weren't any trees left for hangings" (S. 243).

Scholem Alejchem beschreibt den Krieg in Bildern maßlosen Grauens. Er berichtet nicht nur über die furchtbaren Gewalttaten, sondern stellt diese noch in einen weiteren Zusammenhang. Denn Wahnsinns- und Albtraumszenen verweisen in diesem kurzen Text zwar einerseits auf die Zerstörungswut der beteiligten Truppen, zugleich aber auch auf eine andere Art von Vernichtung – und zwar der jüdischen Existenz durch die Hinrichtung des Rabbis, der als Inbegriff eines Transmissionsriemens der Kommunikation mit Gott gilt. Den Tod des Rabbis schildert Scholem Alejchem paradigmatisch als die Ausradierung alles Jüdischen:

> [T]hey […] tied him to a horse (to the horse's tail I mean), and dragged him through town into the marketplace. There they hung him from a tree […] with orders that he must hang like that for three days and three nights. So he hung there, the old rabbi, wrapped in his prayer shawl, beated and bloodied, in the middle of the marketplace, swaying back and forth in the wind, as though in prayer (S. 244).

Die Vertreibung der wenigen überlebenden Juden aus ihrem Heimatort vergegenwärtigt in Verbindung mit der erzwungenen Loslösung von den Wurzeln und Kulturpraktiken den bevorstehenden Bruch der Tradition, insbesondere die Bedeutung von Sprache als individuelle Beziehung zur jüdischen Tradition. Es ist die Sprache, die im Angesicht der Kriegsgräuel abhandenkommt. In diesem Sinne investiert der Autor mehrere bedeutungsverwandte Ausdrücke, um für die hämische Verunglimpfung der grausamen Taten eine Entsprechung zu finden: „wiped out", „didn't leave a shred behind, not a trace!", „rooted us out from the bottom up", „demolished everything", „smashed up", „cut down", „hacked apart", „split in pieces", „ground up", „finished" (S. 241f.). Das schwierige Unterfangen, ein Phänomen wie Todesangst zu versprachlichen, könnte mit einer Schreibstrategie des Autors zusammenhängen, die die ‚Eigenschaftslosigkeit' der Sprache angesichts der Ungeheuerlichkeit des Schreckens manifest werden lässt. Bei dem Versuch, das Unsagbare zur Sprache zu bringen,

verstummt das konkret Verbale gegenüber dem Desaster: „you lose your tongue“ oder „the speechless delegation“ (S. 234f.). Der letzte Appell an die göttliche Gnade durch Sprache erfolgt durch ein Bibelzitat, das schweigend rezitiert und nie ausgesprochen werden kann: „My Lord, harken to me, and hear me out. Do not take offense, O German, but let your servant's words find favor in the ears of his lord and master“ (S. 237). Jedes dieser Textbeispiele zeigt, dass die Unterdrückung oder der Verlust der jüdischen Gemeinschaftssprache auf das Erlöschen ihrer inhärenten Bestimmungen hinausläuft: Überlebensstütze, Schutzfunktion, Tatersatz. Ganz offenkundig stellt dieser Text die Wirklichkeit der Sprache und die Fähigkeit, durch sie eine erzählbare Welt zu erzeugen und gleichzeitig zu vernichten, neben die des Krieges. Ähnlich kritisch, wenn auch auf andere Art, argumentiert Stefan Zweig in seiner Novelle *Buchmendel* (1929). Dort ist die Ursache für die Katastrophe nicht mehr die Unzulänglichkeit der Sprache oder das Verschwinden von Sinnträgern wie Religion und Ritus, die durch symbolhafte Gestalten verkörpert werden. Zweig überträgt die Metapher des symbolischen Zerbrechens der Brille Jakob Mendels, eines in einem Lager für Zivilisten internierten jüdischen Büchersammlers mit enzyklopädischem Wissen, auf das Ende des kulturellen Austausches zwischen den Nationen, der nicht zuletzt durch die in aller Welt vernetzten Juden befördert worden war.[24]

Das Ende der Erzählung Scholem Alejchems ist ein weiteres Indiz dafür, dass der Fall Krushnik keine singuläre Folie für blutige Krisen und Konflikte war. Auch viele andere Orte erleiden dauerhafte Spuren der Gewalt – „every other town all around as far as Lublin“ (S. 244); auch wird in Bezug auf das Ausmaß der Gräueltaten festgestellt, dass angesichts der vermehrten grausamen ethno-konfessionellen Auseinandersetzungen, die in Ausschreitungen auf ganze Städte kulminierten, die an sich schon brutalen Übergriffe der russischen Kosaken in Kischinew (rum. Chișinău) bei weitem übertroffen wurden: „Kishinev! […] Kishinev was a dog compared to Krushnik. […] Kishinev wasn't worthy of washing Krushnik's feet“ (S. 241). Der Text veranschaulicht sehr deutlich die weitreichenden Folgen des Krieges für die ostjüdische Lebenswelt, die durch die Kriegserfahrungen nicht mehr zur alten Ordnung zurückfinden kann. Waren die jüdischen Bewohner Krushniks anfangs mit Ausgrenzungstendenzen und Fremdenhass konfrontiert, so müssen sie am Ende Terror und Tod erleiden, wie das Beispiel so vieler – auch des Bürgermeisters Yekhiel, der unschuldig vor Gericht landet – vor Augen führt.

24 Stefan Zweig: Buchmendel. Erzählungen. Gesammelte Werke in Einzelbänden. Bd. 33. Frankfurt/M. 1990, S. 197–229.

Conclusio: Asymmetrische Spuren der Vernichtung

Der zu Beginn dieses Beitrags zitierte Verweis Scholem Alejchems auf den Krieg ist daher nicht zufällig gewählt: Der letzte Satz in *The Krushniker Delegation* – „But let's not talk about it anymore. Silence is best, as they say. Let's talk of happier things. […] And by the way, what country are *you* running from, Mr. Sholom Aleichem?" (S. 244) – bestätigt erneut die unmögliche Rückfindung zur Sprache. Gerade in diesem doppeldeutigen Moment des Humors einer ausbleibenden, ja unmöglichen Antwort, die durch einen Akt des Schweigens ersetzt wird, ist das von Theodor W. Adorno später formulierte Dilemma seiner Shoah-Ästhetik präfiguriert.[25] Die literarische Spiegelung der Kriegswahrnehmung und -erfahrung in Galizien unterscheidet sich in den beiden Texten voneinander: Während *Josche Kalb* durch die noch beschönigende Kriegsdeutung ein anschauliches Beispiel für den Abgesang auf die oft als Idylle aufgefasste Landschaft eines friedlichen Neben- und Miteinanders von Sprachen und Kulturen liefert,[26] geht *The Krushniker Delegation* einen Schritt weiter. Die hier verwendete Erzähloption ist von Angst, Schuld und Schrecken durchdrungen und fern dem früheren unterhaltenden, lebhaften, ironischen Ton Scholem Alejchems. Bei aller messianischen, nihilistischen oder apokalyptischen Auseinandersetzung mit ungleichen Kriegsverletzungen sind in den beiden Texten, wie in einem Gedächtnisort, verschiedene Spuren der Vernichtung der ostjüdischen Welt in Galizien durch die Kriegserlebnisse, und zwar auch infolge der assimilatorischen Tendenzen der Haskala (jüdische Aufklärung), nicht nur eingeschrieben, sondern kommen mit ihren Asymmetrien unterschiedlich zum Ausdruck.

25 Theodor W. Adorno: Kulturkritik und Gesellschaft I. Prismen. Ohne Leitbild. Gesammelte Schriften. Bd. 10.1. Frankfurt/M. 1977, S. 30.

26 Verena Dohrn: Mythos Galizien. In: dies., Guido Baselgia (Hgg.): Galizien. Frankfurt/M. 1993, S. 7–25; Kerstin Jobst: Der Mythos des Miteinander. Galizien in Literatur und Geschichte. Hamburg 1998, S. 12–18.

II. Neuorientierung

Konfliktfelder zwischen Rumänen und Ukrainern in der Bukowina zwischen 1910 und 1920

MARIANA HAUSLEITNER

Zumeist werden in der Fachliteratur die ethnischen Beziehungen in der Bukowina während der Habsburger Ära als relativ friedlich beschrieben. Verglichen mit wirtschaftlich stärker entwickelten Regionen des multiethnischen Reiches stimmt diese Einschätzung auch, denn dort waren die Spannungen bereits in allen Schichten der Gesellschaft anzutreffen. In der Bukowina waren über drei Viertel der Bevölkerung Bauern, die in den oft abgelegenen Dörfern wenig davon mitbekamen, worüber sich die Politiker in der entfernten Landeshauptstadt Czernowitz (ukr. Černivci, rum. Cernăuți) stritten. Die politische Macht hatten rumänische Großgrundbesitzer inne, sie stellten von 1861 bis 1918 mit einer Ausnahme immer den Landeshauptmann.[1] Die Wiener Zentralbehörden ernannten dagegen den Landespräsidenten, der die Landesregierung leitete und die wichtigsten Beamten vorschlug.

Im Weiteren wird der Frage nachgegangen, wodurch sich die Beziehungen zwischen den Rumänen und Ukrainern in den Jahren des Ersten Weltkrieges verschlechterten. Anhand der beiden großen Bevölkerungsgruppen soll analysiert werden, welche Akteure die nationalen Ideen verbreiteten und aufgrund welcher Einflüsse die Feindbilder immer aggressiver wurden.

Eingangs greife ich in der Analyse auf die Jahre seit der Einführung des neuen Wahlrechts im Landtag von 1910 zurück, um die Veränderungen in den Kriegsjahren stärker akzentuieren zu können. Im zweiten Teil werden die Entwicklungen von Bukowiner Politikern nach Kriegsbeginn in drei Räumen skizziert. Zu unterscheiden ist die Gruppe, die in Czernowitz nach 1914 verblieb, jene die sich nach Bukarest absetzte und die dritte, die in Wien Politik für die Bukowina zu machen versuchte. Warum sich vor allem die Vorstellungen der nach Bukarest Geflüchteten ab Herbst 1918 durchgesetzt haben, wird im abschließenden Teil thematisiert.

1 Der Pole Anton Kochanowski übte das Amt des Landeshauptmanns von 1874 bis 1884 aus.

Spannungen zwischen Rumänen und Ukrainern vor 1914

Das Bild der Bukowina ist bis heute stark geprägt von den Bedingungen in Czernowitz, doch diese waren untypisch für den Gesamtkontext des Kronlandes. In Czernowitz hatte sich eine recht moderne Insel in einem rückständigen Umfeld entwickelt. Dort waren alle politischen und kulturellen Institutionen konzentriert und die Stadt war vor allem vom deutschsprachigen jüdischen Bürgertum geprägt. In der Landeshauptstadt hatten 1910 die Deutschsprachigen, zu denen in erster Linie Juden und deutsche Einwanderer zählten, mit 48 Prozent den größten Anteil, nur 17,8 Prozent gaben Ruthenisch/Ukrainisch und 15,7 Prozent Rumänisch als Umgangssprache an.[2]

Völlig anders sah die Lage in den ruralen Gebieten aus, wo die Mehrheit der Bevölkerung in traditionellen ländlichen Strukturen lebte. Im Gegensatz zu vielen Nachfahren der nach 1781 eingewanderten deutschen Kolonisten besaßen die Rumänen und Ukrainer zumeist zu wenig eigenen Boden: 76 Prozent der Bauern verfügten nur über maximal zwei Hektar Land.[3] Viele Bauern gingen deswegen Pachtverhältnisse bei Großgrundbesitzern ein, die größtenteils Rumänen waren und 1910 über 60 Prozent des Ackerbodens verfügten. Nur 63 Personen besaßen Güter mit mehr als 2.000 Hektar und weitere 779 über Güter zwischen 100 und 2.000 Hektar.[4]

Laut der Volkszählung von 1910 hatte sich die ukrainische Bevölkerung seit 1880 zur stärksten Bevölkerungsgruppe entwickelt. Sie übertraf damals mit 42 Prozent die Rumänen, die nur noch 33 Prozent der Gesamtbevölkerung stellten.[5] Rumänische Großgrundbesitzer hatten viele Ukrainer aus Galizien als Landarbeiter angeworben, weil sie billiger als Rumänen waren. Trotz ihrer Zahl waren die Ukrainer bis 1911 im Landtag aufgrund des Zensuswahlrechtes völlig unterrepräsentiert.

---

2 Im Habsburgerreich wurden die Ukrainer als Ruthenen bezeichnet, um sie von ihren „Konationalen" im Russischen Reich zu unterscheiden. Zu den Daten vgl. Vladimir Trebici: Demografie. Excerpta et selecta. Academicianul la vârsta de 80 de ani [Demografie. Exzerpte und ausgewählte Schriften. Dem Akademiker zum 80. Geburtstag]. Bucureşti 1996, S. 127.

3 Jakob Jurmann: Die wirtschaftliche Entwicklung der Bukowina. Köln 1922 (Dissertationsdruck), S. 19.

4 Alfred Ableitinger: Nationale Auseinandersetzungen in der Bukowina vor 1914. Ihre Spezifika in den Nationalitätenkonflikten Cisleithaniens. In: Wladimir Sapolowski, Andreas Wenninger (Hgg.): Minikosmos Bukowina. Kulturleistung eines Landstrichs. Czernowitz 2006, S. 271–299, hier: S. 276.

5 Nicht nur Rumänen fochten diese Ergebnisse an, sondern auch der altösterreichische Historiker Raimund Friedrich Kaindl. Er verwies auf die Praxis der Bürgermeister, diejenigen Bauern, die Rumänisch und Ukrainisch sprachen, gemäß der Ortsmehrheit einzutragen. Dadurch seien rumänische Ortschaften durch die ukrainischen Zuwanderer verschwunden. Vgl. Raimund F. Kaindl: Die ethnographische Zusammensetzung der Bevölkerung der Bukowina. In: Dr. A. Petermanns Mitteilungen aus Justus Perthes Geographischer Anstalt. Gotha 1915, S. 300f.

Der österreichische Landespräsident und die kleine deutschsprachige Beamtenschicht handelten lange in Absprache mit der rumänischen Oberschicht. Seit der Gründung der Universität in Czernowitz 1875 studierten durch finanzielle Unterstützung aus Wien auch einige talentierte Bauernsöhne. Dadurch entstand eine schmale rumänische und ukrainische Intelligenzschicht.[6] Sie wurden zu den wichtigsten Trägern der neuen politischen Strömungen, die nach 1904 versuchten, einen Teil der anwachsenden Mittelschicht zu mobilisieren.

Neben der konservativen Rumänischen Nationalpartei der Großgrundbesitzer [Partidul Național Român], die vor allem ihre Besitzstände sicherte, bildeten sich zwei neue Strömungen heraus. Der rumänische Rechtsanwalt Aurel von Onciul (1864–1921) wandte sich mit der Demokratischen Bauernpartei [Partidul Țărănesc Democrat] an die Mittelschicht im ländlichen Bereich. Sie gewann bei den Landtagswahlen 1904 die Mehrheit der rumänischen Stimmen. Danach setzte Onciul sich zusammen mit Abgeordneten der Ukrainer und Juden für eine Erweiterung des Wahlrechts im Landtag ein. Als das gemeinsame Anliegen durchgesetzt war, erschienen in der von Onciul geförderten Presse auch antisemitische Untertöne.[7] Onciul griff aber vor allem die soziale Frage auf, indem er die Verpachtung von Parzellen des von Rumänen verwalteten Religionsfonds an Kleinbauern verlangte.[8] Jüdische Großpächter waren bis dahin bevorzugt worden, da sie mehr zahlen konnten. Der Religionsfonds besaß um 1918 ein Viertel der Fläche der

6 Mariana Hausleitner: Die Universität Czernowitz als kulturelles Zentrum. Von der österreichischen zur rumänischen Zeit. In: Mira Miladinović Zalaznik, Maria Sass, Stefan Sienerth (Hgg.): Literarische Zentrenbildung in Ostmittel- und Südosteuropa. München 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 120), S. 293–310, hier: S. 295.

7 Andrei Corbea-Hoisie: Die publizistische Tätigkeit Aurel Onciuls. In: Markus Winkler (Hg.): Presselandschaft in der Bukowina und den Nachbarregionen. Akteure – Inhalte – Ereignisse (1900–1945). München 2011 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 121), S. 77–95, hier: S. 91f. Siehe auch ders.: „Wie die Juden Gewalt schreien“: Aurel Onciul und die antisemitische Wende in der Bukowiner Öffentlichkeit nach 1907. In: *East Central Europe* 39 (2012), H. 1, S. 13–60.

8 Der 1783 entstandene Bukowinaer Religionsfonds, der einzige orthodoxe Religionsfonds der Habsburgermonarchie, war größter Grundbesitzer des Kronlandes. Zur Entstehung und Funktion siehe Kurt Scharr: Der griechisch-orientalische Bukowinaer Religionsfonds 1783–1949. Einfluss und Bedeutung einer Institution (Skizzen zu einem laufenden Forschungsprojekt). In: Markus Winkler (Hg.): Partizipation und Exklusion. Zur Habsburger Prägung von Sprache und Bildung in der Bukowina 1848 – 1918 – 1940. Regensburg 2015 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 132), S. 229–245.

Bukowina und unzählige Pächter bearbeiteten seinen Boden oder verwerteten die Waldflächen.[9]

Der dritten Strömung der Rumänen gelang keine dauerhafte Parteibildung. Iancu Ritter von Flondor hatte versucht, junge Rumänen aus der städtischen Mittelschicht mit einem gegen Ukrainer und Juden gerichteten Programm zu sammeln.[10] Doch diese waren zahlenmäßig noch schwach. Es bestand eine lose Gruppe um die Zeitschrift *Junimea Literară* [Literarische Jugend], die zwischen 1904 und 1914 erschien. Ihr Herausgeber war der Universitätsprofessor Ion Nistor (1876–1962), der aus einer Bauernfamilie stammte und dank österreichischer Stipendien den sozialen Aufstieg geschafft hatte. Um ihn scharten sich junge Männer, die zumeist nicht aus begüterten Familien kamen. Für diese Studenten, Lehrer und Geistlichen waren die staatlich finanzierten Stellen besonders wichtig und daher bekämpften sie die ebenfalls aus der Bauernschaft kommenden ukrainischen Konkurrenten. Nistor verlangte, dass nur die Rumänen als „autochthone Bevölkerung" über die Ressourcen der Bukowina verfügen sollten. Diese Auslegung der „historischen Rechte" kritisierten nicht nur Ukrainer, sondern auch der aus einer karpatendeutschen Familie stammende Historiker Raimund Friedrich Kaindl (1866–1930), der in Czernowitz österreichische Geschichte lehrte. Da bei den Rumänen drei Strömungen miteinander konkurrierten, verloren sie die Vormachtstellung im Landtag. Besonders die Gruppe um Nistor behauptete, dass die Wiener Behörden mit der Erweiterung des Wahlrechtes eine „Ruthenisierung" der Bukowina anstrebten.[11]

Die Ukrainer gewannen seit der Einführung des allgemeinen Wahlrechts 1907 im Wiener Reichsrat an Einfluss. Danach forderten sie auch mehr Sitze im Landtag der Bukowina. Da Onciul und die Vertreter der Juden dies unterstützten, wurde das Wahlrecht erweitert. Dabei wurde versucht, durch nationale Kurien alle Ethnien (rumänische, ukrainische, polnische, deutsche und jüdische) ihrem Anteil entsprechend zu beteiligen. Die seit 1911 in den Landtag gewählten Ukrainer waren zumeist Lehrer und Geistliche. Nach dem Vorbild der Gesellschaft Prosvita [Aufklärung] in Galizien bauten sie in den Dörfern im Norden der Bukowina ein breites Netz von Lesesälen auf, wodurch sie

9 Sorin-Toader Clipa: Fondul bisericesc al Bucovinei şi lichidarea lui 1948–49 [Der Religionsfonds der Bukowina und seine Liquidierung 1948–49]. Suceava 2006, S. 53.

10 1904 bestand für kurze Zeit die Nationale Volkspartei und von 1908 bis 1910 die Sozial-Christliche Partei. Vgl. Mihai-Stefan Ceauşu: Parlamentarism, partide şi elită politică în Bucovina habsburgică 1848–1918 [Parlamentarismus, Parteien und die politische Elite in der Habsburger Bukowina 1848–1918]. Iaşi 2004, S. 482.

11 Mariana Hausleitner: Historiker der Universität Czernowitz als Wissenschaftler und Politiker: Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor. In: Winkler (Hg.): Partizipation und Exklusion, S. 55–76, hier: S. 64.

viele ukrainische Bauern mobilisierten.[12] Omeljan Popovyč, der seit 1909 die Kreditgenossenschaften der Ukrainer leitete, ließ viele Informationsschriften für die Bauern drucken.[13]

Da es in der Bukowina keine ukrainische Oberschicht gab, saß im Wiener Herrenhaus nur der Großgrundbesitzer Nikolaj Baron von Wassilko (ich gebrauche im Weiteren die ukrainisierte Namensform Mykola Vasyl'ko). Seine Eltern waren Rumänen und er begann seine politische Karriere in der Rumänischen Nationalpartei, die er 1896 aufgrund politischer Differenzen verließ. Später avancierte er zum einflussreichsten Politiker in der Ukrainischen National-Demokratischen Partei [Ukraïns'ka Nacional'no-Demokratyčna Partija].[14] Seine Partei kritisierte auch die Unterdrückung der ukrainischen Kultur in Russland. 1905 äußerten ihre Mitglieder Solidarität mit Juden, die vor den Pogromen in Russland nach Czernowitz geflohen waren.[15] Es gab in der Bukowina wenige Moskophile, sie waren zumeist Intellektuelle.[16]

Vasyl'kos Anhänger forderten mehr Stellen für ukrainische Lehrer und Geistliche. Die meisten Ukrainer der Bukowina gehörten wie die Rumänen zur griechisch-orthodoxen Kirche: Die Volkszählung von 1910 verzeichnete 547.000 Personen unter griechisch-orientalischer (=orthodoxe) und nur 26.182 unter griechisch-katholischer Konfession. Als Sprache gaben 305.101 der Orthodoxen Ruthenisch und 273.924 Rumänisch an.[17] Doch an der orthodoxen Theologischen Fakultät in Czernowitz waren 81 Prozent der Studierenden Rumänen.[18] Der ab 1902 amtierende Erzbischof Vladimir von Repta bemühte sich, im Norden auch ukrainische Geistliche einzusetzen. Deswegen bezichtigten ihn nationalistische Rumänen, dass er die traditionellen Strukturen der Kirche untergrabe.[19]

---

12 Oleksandr Dobržans'kyj: Czernowitz und die Ukrainer. In: Harald Heppner (Hg.): Czernowitz. Geschichte einer ungewöhnlichen Stadt. Köln, Wien 2000, S. 47; Vasyl' Domanyc'kyj: Pro Bukovynu ta žyttja Bukovyns'kyh ukraïnciv [Über die Bukowina und das Leben der Bukowiner Ukrainer]. Černivci 2004, S. 52–54.

13 Zvit dijatel'nosty prosvitnjoho tovarystva „Rus'ka Besida" [Überblick der Tätigkeit der Vereinigung Rus'ka Besida]. Černivci 1912, S. 2f.

14 Ceauşu: Parlamentarism, S. 341.

15 V. M. Botušans'kyj: Misto v period avstrijs'koho pravlinnja [Die Stadt unter der österreichischen Herrschaft]. In: ders. (Hg.): Černivci. Istorija i sučasnist' [Czernowitz. Geschichte und Gegenwart]. Černivci 2009, S. 147.

16 Oleksandr Dobržans'kyj: Nacional'nyj ruch ukraïnciv Bukovyny druhoï polovyny XIX – počatku XX st. [Die nationale Bewegung der Bukowiner Ukrainer in der zweiten Hälfte des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts]. Černivci 1999, S. 383–411.

17 Ion Nistor: Istoria Bucovinei [Geschichte der Bukowina]. Bucureşti 1991, S. 352.

18 Černivec'kyj universytet 1875–1995 [Die Czernowitzer Universität 1875–1995]. Černivci 1995, S. 34.

19 Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111), S. 55.

Nach dem Tod des rumänischen Generalvikars, des zweiten Mannes hinter dem Erzbischof, verlangten einige Rumänen die Einsetzung des Theologieprofessors Eusebie Popovici. Seine Unterstützer begründeten in der Denkschrift an den Kaiser vom Februar 1913 den rumänischen Anspruch auf das Amt des Generalvikars mit den historischen Rechten der Rumänen als der ältesten Bevölkerungsgruppe. Sie behaupteten, dass die Ukrainer durch den unkontrollierten Zuzug viele Ortschaften im Norden ruthenisiert hätten und nun die Rumänen aus ihrem eigenen Haus und vom Boden ihrer Vorväter verdrängen. Die angebliche Machtgier der Ukrainer zeige sich auch darin, dass Rumänen immer mehr Mandate im Landtag an sie verlieren würden. Erwähnt wurde der Fall des rumänischen Großgrundbesitzers Nicu von Flondor, der 1911 sein Mandat an den ukrainischen Hochschullehrer Stepan Smal'-Stoc'kyj verloren hatte.[20] Die Tatsache, dass gerade er Vizepräsident des Landtages geworden war, verstanden diese Rumänen nicht als gerechte Partizipation. Groß war die Empörung der rumänischen Nationalisten, als durch eine kaiserliche Verfügung im September 1913 der Ukrainer Artemon Manastyrs'kyj als Generalvikar eingesetzt wurde. Für Wien war entscheidend, dass er eine ausgleichende Position vertrat. Er sollte auch dem Einfluss russophiler Kräfte entgegenwirken. Sein Stellvertreter wurde nun der von einigen Rumänen eigentlich für den Posten des Generalvikars vorgesehene Eusebie Popovici.[21]

Der zunehmende Einfluss der Ukrainer war nicht nur Ausdruck ihres wachsenden Anteils an der Bevölkerung. Die Politiker der Ukrainer hatten sich auch den Problemen der ländlichen Bevölkerung zugewandt. Den ukrainischen Genossenschaften gehörten 15.000 Mitglieder (1915) an. Der erwähnte Hochschullehrer Smal'-Stoc'kyj war gerade wegen seines Einsatzes für die Genossenschaften populär. Dagegen bemühten sich die Politiker der Rumänischen Nationalpartei kaum um konkrete Verbesserungen für die Bauern. Die Großgrundbesitzer hatten daran kein Interesse und die sozial aufgestiegenen Bauernsöhne in der Partei wollten nicht deren Unterstützung verlieren. Sie verteidigten vor allem die privilegierte Position der Rumänen. Aus den umfangreichen Mitteln des Religionsfonds wurden die Schulen und alle kulturellen Belange finanziert. Die Ukrainer benötigten für ihre vielen kulturellen

20 Memoriul românilor greco-orientali privitor la chestia bisericească din Bucovina [Die Denkschrift der griechisch-orientalischen Rumänen zur Kirchenfrage in der Bukowina]. In: Ion Nistor: Istoria bisericii din Bucovina [Geschichte der Kirche in der Bukowina]. Bucureşti 2004, S. 252–266.

21 Emanuel Turczynski: Geschichte der Bukowina in der Neuzeit: Zur Sozial- und Kulturgeschichte einer mitteleuropäisch geprägten Landschaft. Wiesbaden 1993 (Studien der Forschungsstelle Ostmitteleuropa an der Universität Dortmund, 24), S. 197.

Initiativen wie etwa die Lesesäle in den Dörfern ebenfalls immer mehr Mittel. Die Rumänen aus der Mittelschicht beanspruchten Fördermittel für ihre Zeitschriften und städtischen Klubs mit dem Hinweis, dass der Religionsfonds aus dem säkularisierten Besitz rumänischer Klöster stamme.[22]

Die Argumentation mit historischen Rechten verbreitete sich vor allem, nachdem Ion Nistor an der Czernowitzer Universität zu lehren begann und die Ukrainer als späte Eindringlinge darstellte. Er war 1912 nach studentischen Protesten gegen den russophilen Lehrstuhlinhaber für osteuropäische Geschichte Vladimir Mil'kovič auf einen neu geschaffenen Lehrstuhl für südosteuropäische Geschichte berufen worden.[23] Seine wichtigste Aufgabe sah er in der Stärkung des nationalen Bewusstseins der Rumänen.

Der bekannte und aus Rumänien stammende Historiker Nicolae Iorga hatte sich 1911 für die Aufnahme Nistors als korrespondierendes Mitglied der Rumänischen Akademie eingesetzt. Nistors Zeitschrift *Junimea Literară* publizierte Texte von Iorga.[24] Persönliche Kontakte dieser Rumänen zu den Führern der Bukarester Liga für die kulturelle Einheit aller Rumänen [Liga pentru Unitatea Culturală a Românilor] verdichteten sich nach 1912. Deren Gründungsmitglied Iorga lud junge Rumänen aus den Habsburger Gebieten zu Sommerkursen ins Königreich Rumänien ein, darunter waren auch einige Bukowiner Lehrer. Iorga hatte die Bukowina als Teil Rumäniens reklamiert und bekam 1909 ein Einreiseverbot in die Bukowina.[25] Unter dem Einfluss der Liga erhielt die nationale Propaganda einiger Bukowiner Rumänen neben den vorherigen Anklagen der Germanisierung des Schulwesens und Ruthenisierung in der Kirche ein neues Element. Sie kritisierten nun auch die Dominanz der Juden im Geschäftsleben.[26]

Die anderen beiden Strömungen unter den Rumänen der Bukowina wandten sich gegen die Kooperation mit der Liga aus Rumänien. Der konservative

22 Mariana Hausleitner: Fünf verschiedene Volkshäuser in Czernowitz und ihre Entwicklung bis 1914. In: Peter Haslinger, Heidi Hein-Kirchner, Rudolf Jaworski (Hgg.): Heimstätten der Nation. Ostmitteleuropäische Vereins- und Gesellschaftshäuser im transnationalen Vergleich. Marburg 2013, S. 89–114.

23 Paul Michelson: Ion I. Nistor in Romanian politics, scholarship and culture 1919–1933. In: *Codrul Cosminului* [Wald des Cosmin] 17 (2011), H. 1, S. 117–148, hier: S. 118.

24 Benjamin M. Grilj: Nationalisierung, Segregation und Exklusion in der Bukowina. Der (Allgemeine) Deutsche Schulverein und die Rumänische Kulturliga im Vergleich. In: Winkler (Hg.): Partizipation, S. 77–96, hier: S. 94.

25 Nicolas M. Nagy-Talavera: N. Iorga – o biografie [N. Iorga – eine Biografie]. Iaşi 1999, S. 129.

26 In einem Rückblick schildert ein Bukowiner Rumäne den Einfluss der Liga. Vgl. Teodor Bălan: Suprimarea mişcarilor naționale din Bucovina pe timpul războiului mondial 1914–1918 [Die Unterdrückung nationaler Bewegungen in der Bukowina in der Zeit des Weltkrieges 1914–1918]. Cernăuți 1923, S. 173.

Teofil Simionovici, Präsident des Rumänenklubs im Reichsrat, distanzierte sich von der antiösterreichischen Kritik der Liga. Der Abgeordnete Aurel von Onciul kritisierte Anfang 1914 die Propaganda der Liga bezüglich der Bukowina. Sie sollte sich auf die Verteidigung der von den Ungarn unterdrückten Rumänen in Siebenbürgen beschränken. Ihre Behauptung, dass das Schulwesen in der Bukowina ruthenisiert würde, sei absurd, denn es bestünden sehr viele rumänische Schulklassen.[27] Aufgrund der aufgeheizten Atmosphäre plädierte Onciul im März 1914 für die Auflösung des Bukowiner Landtages wegen der Obstruktion einiger Rumänen, die den Anschluss an Rumänien propagieren würden.[28]

Zur Lage der Bukowiner Rumänen nach Kriegsbeginn

Der Kundschaftsdienst der Gendarmerie in der Bukowina hatte die zunehmenden Kontakte rumänischer Nationalisten mit dem Königreich aufmerksam beobachtet. Kurz vor der Kriegserklärung an Russland Anfang August 1914 verhaftete die österreichische Gendarmerie einige als potentielle Feinde eingestufte Personen, darunter auch Rumänen. Viele hatten sich rechtzeitig beim Konsulat Rumäniens Reisepapiere verschafft und waren ins Königreich abgereist. Unter ihnen waren die Aktivisten der *Junimea Literară*, der Hochschullehrer Ion Nistor und der Gymnasiallehrer Ion Grămadă.[29]

Nach Beginn der Kampfhandlungen wurde in der Bukowina das Kriegsrecht eingeführt und die Zensur unterband alle politischen Äußerungen.[30] Czernowitz wurde dreimal von russischen Truppen besetzt und zurückerobert. Bis zum Herbst 1918 erschienen in der Bukowina keine Publikationen von national eingestellten Rumänen. Daher lässt sich deren Radikalisierung nur anhand von Publikation der nach Bukarest geflohenen Bukowiner Rumänen nachweisen. In den Perioden, in denen Teile der Bukowina von russischen Truppen besetzt waren, arbeiteten nur sehr wenige Rumänen mit der Besatzungsmacht zusammen. Diese setzte 1914 den Landesgerichtsrat Temistocle Bocancea als Leiter der Czernowitzer Stadtverwaltung ein.[31] Auch er hatte vor dem Krieg zur *Junimea Literară* von Ion Nistor gehört.[32] Trotz der Flucht der

27 H. F. van Drunen: „A Sanguin Bunch". Regional Identification in Habsburg Bukovina, 1774–1919. Amsterdam 2013, S. 344.
28 Aurel Onciul: Eine Kalamität. In: *Wahrheit* 7, Nr. 154/155, 6. März 1914.
29 Nistor: Istoria Bucovinei, S. 362f.
30 Ioan V. Cucuz, Matei Hulubei: Presa românească în Bucovina 1809–1944 [Die rumänische Presse in der Bukowina 1809–1944]. Bacău 1991, S. 63.
31 Turczynski: Geschichte, S. 214.
32 Nistor: Istoria Bucovinei, S. 297 und S. 361.

meisten Kollaborateure mit der russischen Armee veranlasste Eduard Fischer, der Kommandant der Landesgendarmerie, eine umfangreiche Strafaktion, als er am 21. Oktober 1914 nach Czernowitz zurückkehrte. Gleichzeitig führten die Gendarmen bei den Bauern der Umgebung von Czernowitz umfassende Requirierungen durch. Wer sich wehrte, wurde verhaftet. Es gab standrechtliche Todesurteile gegen Bauern.[33]

Eduard Fischer standen nur 1.600 Angehörige der Gendarmerie, des Landsturms und der Grenzfinanzwache für einen sehr langgestreckten Frontabschnitt zur Verfügung.[34] Deswegen ließ er seit November 1914 Abteilungen von Freiwilligen zur Verstärkung aufstellen. Der Abgeordnete Onciul und einige rumänische Bürgermeister rekrutierten 1.500 Mann. Mykola Vasyl'ko konnte 2.500 ukrainische Freiwillige mobilisieren. Da die meisten aus seinem Wahlkreis Putila stammten, wo viele Huzulen beheimatet sind,[35] wurde die Einheit Huzulisches Bataillon genannt.[36] Die Juden stellten 500 Mann für Bürgerwehren auf. Da die nur kurz ausgebildeten Freiwilligen an der Seite der Gendarmerie mit alten Gewehren gegen die Ende November 1914 erneut vorrückende Armee Russlands eingesetzt wurden, kamen viele bei den Kämpfen um.[37]

Während der zweiten russischen Besatzung, die bis zum 18. Februar 1915 dauerte, wirkte als Berater der Militärverwaltung vor allem Aleksej Gerovskij. Er hatte 1910 in Czernowitz wegen russophiler Sympathien in Untersuchungshaft gesessen. Damals konnte er fliehen und kehrte mit der russischen Armee nach Czernowitz zurück. Gerovskij formulierte nun eine Denkschrift an den Zaren, in der er um die Aufnahme der Bukowina in den russischen Staatsverband bat. Die Bevölkerung bestünde mehrheitlich aus orthodoxen Rumänen und Russen. Für ihn waren die Ukrainer von nationalistischen Agitatoren „verführte" Russen. Als besonders gefährlich stellte er den Abgeord-

33 Fischer wurde im November 1918 von der rumänischen Armee verhaftet. Ihm wurden 32 Exekutionen und 541 Deportationen zur Last gelegt. Vgl. Iorgu G. Toma: Din neajunsurile Bucovinei [Zu den Nöten der Bukowina]. Cernăuți 1924, S. 7.

34 Richard Hufschmied: „Nun ist Czernowitz mit einem Schlag eine Soldatenstadt geworden." Die dreimalige russische Besetzung der Hauptstadt der Bukowina im ersten Weltkrieg unter besonderer Berücksichtigung der Person des Gendarmerieoffiziers Eduard Fischer. In: S. B. Pyvovarov (Hg.): Bukovyna: istoryčni ta etnokul'turni studiï [Bukowina: Historische und ethnokulturelle Studien]. Černivci 2007, S. 101–121, hier: S. 107.

35 Huzulen sind ein russinisches Bergvolk in den Karpaten im Grenzgebiet zwischen der Ukraine und Rumänien und zählen zur ostslawischen Bevölkerungsgruppe.

36 V. M. Botušans'kyj (Hg.): Bukovyna v roky Peršoï svitovoï vijny 1914–1918 rr. Dokumenty [Die Bukowina in den Jahren des Ersten Weltkrieges 1914–1918. Dokumente]. Černivci 2014, S. 78.

37 Eduard Fischer: Krieg ohne Heer. Meine Verteidigung der Bukowina gegen die Russen. Wien, Leipzig 1935, S. 152; Turczynski: Geschichte, S. 213.

neten Mykola Vasyl'ko dar, der angeblich von den Wiener Zentralbehörden gekauft worden sei.[38]

Als die österreichischen Einheiten im Februar 1915 erneut Czernowitz zurückeroberten, führte die Gendarmerie wieder ein hartes Regime ein. Mehrere Rumänen wurden wegen Sympathiekundgebungen für die Russen verfolgt. Die prominentesten Opfer von Oberst Fischer waren der orthodoxe rumänische Erzbischof Vladimir von Repta und sein ukrainischer Stellvertreter Artemon Manastyrs'kyj. Die Geistlichen hatten auf Befehl des russischen Gouverneurs im Dezember 1914 ein Te Deum zum Namenstag des Zaren Nikolaj II. abgehalten und erhielten nun deswegen ein Zwangsdomizil im von Czernowitz weit entfernten Prag. Von einer härteren Strafe wurde abgesehen, da sich beide zuvor immer loyal gegenüber Wien verhalten hatten.[39]

Im Februar 1915 konnte die Gendarmerie einen Brief abfangen, den Iancu von Flondor an Ion I. C. Brătianu, den Chef der Nationalliberalen im Königreich, geschrieben hatte. Darin schilderte er, warum der Erwerb der Bukowina ein großer wirtschaftlicher Gewinn für Rumänien sein könnte.[40] Eine Untersuchung beim Militärgericht in Lemberg (ukr. L'viv) wurde eingeleitet, die sich bis 1918 folgenlos hinzog.[41] Wenn es um den Verdacht von Landesverrat bei weniger prominenten Rumänen oder Ukrainern ging, wurden sie sofort erschossen oder kamen in das Internierungslager Thalerhof bei Graz.[42] Unter den ukrainischen Internierten sollen besonders viele Geistliche gewesen sein.[43]

Radikalisierung von Czernowitzer Rumänen im Königreich Rumänien

Die Regierungen Frankreichs und Großbritanniens versprachen Rumänien zu Kriegsbeginn im Fall seines Kriegseintritts außer Siebenbürgen auch den Süden der Bukowina. Doch Rumänien blieb bis August 1916 neutral. Der russische Außenminister erklärte den besetzten Nordteil der Bukowina im

38 Nicolae Ciachir: Din istoria Bucovinei [Aus der Geschichte der Bukowina]. Bucureşti 1993, S. 77; Turczynski: Geschichte, S. 210.

39 Turczynski: Geschichte, S. 211f.

40 Constantin Ungureanu: Memoriul lui Iancu Flondor din anul 1915 despre hotarile Bucovinei [Denkschrift von Iancu Flondor aus dem Jahre 1915 zu den Grenzen der Bukowina]. In: *Codrul Cosminului* 8–9 (2002–2003), S. 272–284.

41 Ciachir: Din istoria, S. 79.

42 Georg Hoffmann, Nicole-Melanie Goll, Philipp Lesiak: Thalerhof 1914–1936: Die Geschichte eines vergessenen Lagers und seiner Opfer. Herne 2010 (Schriftenreihe der Fakultät für Mitteleuropäische Studien der Andrássy Gyula Deutschsprachigen Universität Budapest, 4).

43 Mychajlo Čučko: U hornyli vyprobuvan': Pravoslavna cerkva na Bukovyni v 1914–1919 rr. [In Zeiten der Herausforderungen: Die orthodoxe Kirche in der Bukowina 1914–1919]. Černivci 2015, S. 138.

September 1914 als zu Russland gehöriges Territorium. Gleichzeitig bot er Rumänien den vorwiegend rumänisch besiedelten Südteil an, in dem aber auch Deutsche, Juden und Polen lebten.[44]

Eduard Fischer berichtete, dass 80 Oberschüler und Studenten, 40 Lehrer und zehn Bauern 1914/1915 aus der Bukowina ins Königreich Rumänien geflohen waren. Um die Loyalität der rumänischen Oberschicht zu unterstreichen, behauptete der Kommandant der Gendarmerie, dass die Deserteure nur aus den untersten Schichten stammten.[45]

Viele Deserteure schlossen sich seit 1914 im Komitee der Flüchtlinge aus der Bukowina [Comitetul refugiaților din Bucovina] zusammen. Als Präsident wirkte Nistor, sein Stellvertreter war Dimitrie Marmeliuc. Dieser Verein bemühte sich vornehmlich um staatliche Stellen für seine Mitglieder oder Plätze an Offiziersschulen in Rumänien.[46] Ein weiterer Verein propagierte bereits 1915 explizit das Ziel der Vereinigung der Bukowina mit Rumänien. Diese Bukowiner Vereinigung [Asociația bucovineană] richtete Denkschriften an den rumänischen Ministerpräsidenten und forderte diesen zu einem schnellen Kriegseintritt Rumäniens auf. Der Czernowitzer Rechtsanwalt Emilian Sluşanschi argumentierte beim Bukarester Kongress der im Ausland lebenden Rumänen mit der bedrohten Lage der Rumänen durch die angebliche Germanisierung und Ruthenisierung des Schulwesens in der Bukowina. Er hetzte auch gegen Juden, indem er behauptete, dass die Fremden die rumänischen Handwerker verdrängt hätten. An der Czernowitzer Universität würden vor allem Juden lehren, was eine starke Übertreibung war. Auf dem Kongress sprach als ein weiterer Vertreter der Bukowiner Vereinigung auch der Lehrer Ion Grămadă.[47]

Ion Nistor hielt sich damals noch bedeckt: Er argumentierte nur mit den historischen Rechten der Rumänen, welche durch die Ukrainer bedroht seien. Für seine historischen Schriften wurde er im Mai 1915 als Vollmitglied in die Rumänische Akademie aufgenommen. Ausführlich begründete er seine Theorie von der Infiltration der Ukrainer erst in dem in Bukarest erschienenen Buch *Geschichte der Kirche in der Bukowina*. Er schrieb in der im Januar 1916 verfassten Einleitung, dass dieses Buch eine Waffe in den Händen der Rumänen gegen die ungerechtfertigten Ansprüche der Ukrainer werden solle.[48]

---

44 Oleksandr Dobržans'kyj, Volodymyr Staryk (Hgg.): Zmahannja za ukraïns'ku deržavnist' na Bukovyni 1914–1921 rr. [Kampf um die ukrainische Staatlichkeit in der Bukowina 1914–1921]. Černivci 2009, S. 24.

45 Erich Prokopowitsch: Die rumänische Nationalbewegung in der Bukowina und der Dakoromanismus. Graz, Köln 1965, S. 136 und S. 167.

46 Ciachir: Din istoria, S. 81.

47 Bălan: Suprimarea, S. 186.

48 Nistor: Istoria bisercii, S. 19.

Die national orientierten Beiträge von Nistor und anderen erschienen zwischen April und August 1916 in der Bukarester *Revista bucovineană* [Bukowiner Zeitschrift]. Ihr Herausgeber Ilie Torouțiu wandte sich in seinen Beiträgen vor allem gegen den Einfluss der Juden in der Bukowina. Er behauptete, dass sie die Herausbildung einer rumänischen Mittelschicht behindert hätten.[49] Dass sich diese Rumänen durch die Kriegsereignisse noch stärker radikalisierten, soll anhand des Buches eines aus Czernowitz geflohenen Theologen skizziert werden. Nicolae Cotos publizierte unter dem Pseudonym Coman dieses Pamphlet voller antisemitischer Klischees.[50] Unter der abwertenden Bezeichnung „Jiidani" behauptete er, dass vor allem Juden bei den österreichischen Behörden rumänische Patrioten wegen Kollaboration mit der russischen Armee denunziert hätten. Viele rumänische Bauern seien hingerichtet und die Intellektuellen ins Lager Thalerhof deportiert worden. Die Juden würden sich vor dem Dienst an der Front drücken und Geschäfte mit Kriegsmaterial machen. Die von dem Abgeordneten Onciul rekrutierten rumänischen Freiwilligen seien ins Verderben getrieben worden. Ein jüdischer Vorgesetzter habe die kaum ausgebildeten Bauern, denen statt eines Fronteinsatzes ein Einsatz im Rahmen der Heimverteidigung versprochen worden war, dann in die Feuerlinie gejagt. Den österreichischen Kommandanten der Gendarmerie Eduard Fischer bezichtigte er der Verfolgung vieler rumänischer Geistlicher. Jener wolle alle Rumänen vertreiben. Deswegen habe der Thronfolger Erzherzog Karl bei seinem Besuch in Czernowitz 1914 nur den Einsatz der Juden gelobt.[51]

In der Czernowitzer Kanzlei von Emilian Sluşanschi war auch der Rechtsanwalt Aurel Morariu tätig gewesen,[52] der wie Sluşanschi nach Bukarest geflohen war und dort 1915 eine Schrift publizierte hatte, in der er die 140 Jahre „Fremdherrschaft" in der Bukowina scharf kritisierte. Die Rumänen seien entnationalisiert und ihrer Rechte beraubt worden.[53] In Rumänien warb die Gruppe der Bukowiner Flüchtlinge gemeinsam mit jenen aus Siebenbürgen zwei Jahre lang für den Kriegseintritt an der Seite der Entente. Ministerpräsident Ion I. C. Brătianu führte seit Kriegsbeginn Geheimverhandlungen mit der Entente. Diese gestand ihm erst im Vertrag vom 17. Juli 1916 Sieben-

49 I. E. Torouțiu: Românii şi clasa dirigentă din Bucovina [Die Rumänen und die herrschende Klasse in der Bukowina]. Cernăuți 1911; Porporația şi clasele sociale în Bucovina [Bevölkerung und soziale Klassen in der Bukowina]. Bucureşti 1916.

50 Nicolae Coman: Martiriul Bucovinei 1914–1915 [Das Martyrium der Bukowina 1914–1915]. Bucureşti (ohne Jahr).

51 Ebenda, S. 226–234.

52 Petru Russşindilar: Un eminent jurist, om politic şi de cultura – Aurel Morariu [Ein bedeutender Jurist, Politiker und Kulturschaffender – Aurel Morariu]. In: *Analele Bucovine*i [Die Annalen der Bukowina] 7 (2000), H. 1, S. 25.

53 Aurel Morariu: Bucovina 1774–1914 [Die Bukowina 1774–1914]. Bucureşti 1915.

bürgen, das Banat und einen großen Teil der Bukowina zu. Am 1. August 1916 trat Rumänien auf der Seite der Entente in den Krieg ein. Es gelang der rumänischen Armee nur kurzzeitig in Siebenbürgen vorzudringen. Deutsche Truppen schlugen sie zurück und besetzten Bukarest. Die rumänische Regierung und der König flohen in die Moldau. Dank der russischen Unterstützung konnte dort die dezimierte Armee wieder aufgebaut werden. Das politische Engagement hatte für die Bukowiner Flüchtlinge unterschiedliche Folgen. Von denjenigen, die als Freiwillige in die rumänische Armee eintraten, fiel eine hohe Zahl bei den Kämpfen, darunter auch der Lehrer Grămadă.[54] Dagegen profitierten Ion Nistor, Aurel Morariu, Dimitrie Marmeliuc und andere von ihrer Unterstützung der Regierung Rumäniens. Sie kehrten im November 1918 mit der rumänischen Armee als deren Vertrauensleute in die Bukowina zurück.

Die Tätigkeit der politischen Vertreter der Bukowina in Wien

Unmittelbar vor der zweiten russischen Besetzung im November 1914 kam es zu großen Flüchtlingsströmen aus Czernowitz, die vor allem aus Deutschen und Juden bestanden. Einige gelangten ins Zentrum der Habsburgermonarchie und lebten lange in provisorischen Unterkünften. Deutsche Lehrer, die aus der Bukowina geflüchtet waren, bemühten sich um die Unterbringung Bukowiner Schüler, unabhängig ihrer Konfession oder Nationalität.[55] In Wien bestand das Zentrale Büro der Flüchtlinge aus Galizien und der Bukowina, das Bedürftigen materielle Unterstützung gewährte. Dort setzte sich der Abgeordnete Mykola Vasyl'ko vor allem für Hilfsaktionen zugunsten ukrainischer Flüchtlinge ein.[56]

Auch viele aus der Bukowina geflüchtete Sozialdemokraten bemühten sich um eine Verbesserung der Lage der vielen Flüchtlinge. Vor der dritten Invasion der Russen im Juni 1916 hatte die österreichische Gendarmerie den Abtrieb von 60.000 Kühen und Pferden aus der Bukowina befohlen. Der sozialdemokratische Abgeordnete George Grigorovici protestierte im Reichsrat

54 Constantin Loghin: Istoria literaturii române din Bucovina 1775–1918 [Die Geschichte der rumänischen Literatur in der Bukowina 1775–1918]. Cernăuți 1996, S. 314–317; Nistor: Istoria Bucovinei, S. 365.

55 Stellvertretend sei Franz Lang erwähnt, der das Flüchtlingsschülerheim in Linz leitete. Vgl. Professor Franz Lang. In: Hans Prelitsch: Einst hatte ich der Freunde viel. München 1964, S. 5.

56 Nevidoma vijna. Perša svitova vijna na storinkach „Pravoslavnoho bukovyns'koho kalendarja" 1914–1918 [Unbekannter Krieg. Der Erste Weltkrieg im „Orthodoxen Bukowiner Kalender" 1914–1918]. Černivci 2007, S. 70f.

gegen diese Maßnahme, die das Elend der Bukowiner Bauern noch vergrößert hatte.[57] Der zum Oberst der Gendarmerie avancierte Eduard Fischer hatte den Viehabtrieb damit begründet, dass sonst die Russen gestärkt worden wären. Dieser Viehbestand verblieb auch nach Kriegsende in Niederösterreich.[58]

Die ukrainischen Abgeordneten des Reichrats aus Galizien und der Bukowina hatten im Herbst 1914 ihre Loyalität dadurch unterstrichen, dass sie zur Unterstützung der Freiwilligen-Verbände aufriefen. Die von ihnen gebildete Ukrainische Fraktion forderte 1915 ein ukrainisches autonomes Kronland auf dem Gebiet, das österreichische Truppen von Russland erobert hatten. Sie wandte sich im November 1916 gegen die Proklamation des Königreichs Polen vor allem auf dem Gebiet des vormaligen Russisch-Polen. Das polnische Königreich erlangte erst im Mai 1917 eine konkrete Form, seine Vertreter beanspruchten auch die Verfügung über Galizien, wo viele Ukrainer lebten. Bei den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk ab Dezember 1917 forderten Vertreter der Westukrainischen Rada einen Teil Galiziens und den Nordwesten der Bukowina für ihr neues Staatswesen. Der Bukowiner Mykola Vasyl'ko nahm an den Verhandlungen teil.[59] Die österreichischen Unterhändler, die Getreidelieferungen aus der Ukraine für die hungernden Städte benötigten, schlossen am 8. Februar 1918 ein Geheimabkommen, in dem sie die Bildung des ukrainischen Staates akzeptierten. Daraufhin protestierten der Polenklub im Reichsrat und die ungarische Regierung.[60]

Onciul hatte in den Kriegsjahren wiederholt die ungarische Regierung aufgefordert, den Rumänen in Siebenbürgen Zugeständnisse zu machen. Er strebte wie vor dem Krieg eine Föderation zwischen Österreich-Ungarn und Rumänien an. Im Herbst 1917 verfasste er eine Analyse der politischen und ökonomischen Strukturen in Rumänien. Darin verwies er auf die elende Lage der Mehrheit der bäuerlichen Bevölkerung. Dem rumänischen König traute er keine sozialen Reformen zu.[61]

Nachdem die Bukowina seit August 1917 wieder unter österreichische Kontrolle gekommen war, blieben die meisten politischen Führer in Wien,

57 Petru Russîndilar: George Grigorovici şi socialdemocraţia în Bucovina [George Grigorovici und die Sozialdemokratie in der Bukowina]. Bucureşti 1998, S. 81–83.

58 Fischer: Krieg, S. 144–177.

59 Ceauşu: Parlamentarism, S. 462.

60 Paul Robert Magocsi: A History of Ukraine. Seattle 1996, S. 483–485; Rudolf A. Mark: Die gescheiterten Staatsversuche. In: Frank Golczewski (Hg.): Geschichte der Ukraine. Göttingen 1993, S. 172–201, hier: S. 185.

61 Auch Autoren, die Onciul als machtgierigen Politiker abtun, müssen seinen klaren Blick für die Verhältnisse in Rumänien eingestehen. Radu Grigorovici: Bucovina între milenii. Studii şi documente [Die Bukowina zwischen den Jahrhunderten. Studien und Dokumente]. Bucureşti 2006, S. 474.

weil durch das Kriegsrecht in der Bukowina keine politische Betätigung möglich war. Alle ukrainischen Abgeordneten von der National-Demokratischen Partei, der Volkspartei und der Sozialdemokratie forderten gemeinsam Autonomie in einem von der Westukrainischen Rada beanspruchten Gebiet innerhalb der Habsburgermonarchie. Nachdem Wilsons 14-Punkte-Programm zur Selbstbestimmung im Januar 1918 verkündet worden war, plädierten die Abgeordneten der Rumänen weiterhin für den Verbleib der Bukowina innerhalb der Monarchie. Doch sie sprachen nun von einem rumänischen Staatsgebilde aus Siebenbürgen und Teilen der Bukowina. Die Mehrheit der vierzehn Bukowiner Abgeordneten (sechs Rumänen, fünf Ukrainer, zwei Deutsche und ein Jude) begrüßte am 16. Oktober 1918 das Manifest von Kaiser Karl I. zur Schaffung eines Bundesstaates.[62] Doch die fünf Ukrainer sprachen sich einige Tage später bereits für die Gründung eines eigenen Staates aus Galizien und der Nordbukowina aus. Der Fluss Sereth (rum. Siret) sollte die Grenze zu einer neuen rumänischen Föderation aus Siebenbürgen und der Südbukowina bilden. Im beanspruchten Nordteil lag Czernowitz, der Sitz vieler rumänischer Institutionen, und darauf wollten die rumänischen Abgeordneten nicht verzichten. Sie bildeten den Rumänischen Nationalrat, der mit den Ukrainern weiter über die Zukunft der Bukowina beraten sollte.[63] Der rumänische Sozialdemokrat Grigorovici bezeichnete im Reichsrat am 22. Oktober 1918 Mykola Vasyl'ko als Hauptschuldigen für die überzogenen Forderungen der Ukrainer und die Besetzung des Gebietes durch ukrainische bewaffnete Kräfte.[64]

Ausblick auf die Entwicklungen nach Kriegsende

Nach der Februarrevolution in Petrograd gärte es bei den russischen Truppen in Jassy (rum. Iaşi). In der Armee Rumäniens blieb es durch das drakonische Strafsystem ruhig. König Ferdinand I. versprach den Soldaten, die mehrheitlich Bauern waren, eine Bodenreform nach Kriegsende.[65] Aus russischen Kriegsgefangenenlagern kamen seit Sommer 1917 Rumänen aus Siebenbürgen und der Bukowina nach Jassy, die in die Armee Rumäniens integriert wurden. Ion Nistor agitierte sie im Juni 1917 zum Kampf gegen das „Habsburger

62 Sextil Puşcariu: Memorii [Erinnerungen]. Bucureşti 1978, S. 324; Turczynski: Geschichte, S. 215f.

63 Dobržans'kyj, Staryk (Hgg.): Zmahannja, S. 198f.; Kurt Scharr: Die Landschaft Bukowina. Das Werden einer Region an der Peripherie 1774–1918. Wien, Köln 2010, S. 219.

64 Der Kampf um Czernowitz. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung / Czernowitzer Tagblatt*, Nr. 380, 3. November 1918, S. 3.

65 Keith Hitchins: Rumania 1866–1947. Oxford 1994, S. 266.

Joch“ und gegen die Ansprüche der Westukrainischen Rada auf den Norden der Bukowina.[66] Er war Mitinitiator des in Jassy gegründeten Nationalen Komitees der Rumänen aus Siebenbürgen und der Bukowina [Comitet național al Românilor Ardeleni şi Bucovineni], das mit fragwürdigen Statistiken auch die Nordbukowina zum mehrheitlich rumänisch besiedelten Territorium erklärte. Die Regierung von Aleksandr F. Kerenskij in Petrograd einigte sich nicht mit der Ukrainischen Zentralrada aus Kiew. Nach der Machtübernahme der Bolschewiki in Russland sah sich die Regierung Rumäniens im Mai 1918 genötigt, einen Sonderfrieden mit den Mittelmächten zu schließen. Zwei Bezirke Bessarabiens und einige Gebietsstreifen von Rumänien sollten an die österreichische Bukowina angeschlossen werden. Der König verzögerte die Unterschrift und setzte auf den Sieg der Entente.[67]

Nach mehr als einem Jahr Besetzung zogen die russischen Truppen am 3. August 1917 aus Czernowitz ab. Kaiser Karl I. besuchte die Stadt am 6. August,[68] die Beseitigung der Kriegsschäden begann, die Schulen wurden eröffnet und Flüchtlinge kehrten heim. Aus dem Teil Rumäniens, der nicht unter deutscher Militärverwaltung stand, drang nationale Propaganda über die Grenze. Onciul wandte sich im Sommer 1918 gegen die Agitation zum Anschluss der Bukowina an Rumänien. Er hob in einer Broschüre hervor, dass Rumänien ein völlig reaktionäres Wahlrecht habe und die gesamte politische Macht in den Händen einiger Minister liege.[69]

Doch mit dem Zerfall des Habsburgerreiches im Herbst 1918 kam die Stunde der Anhänger der Entente. Das Komitee der Flüchtlinge aus der Bukowina trieb nun von Rumänien aus den schnellen Anschluss an Rumänien voran. Ion Nistor war noch in Jassy und forderte einige Vertraute in Czernowitz zum Handeln auf. Die rumänischen Intellektuellen um den Hochschullehrer Sextil Puşcariu gaben ab 22. Oktober die Zeitung *Glasul Bucovinei* [Die Stimme der Bukowina] heraus, in der die Vereinigung aller Rumänen gefordert wurde. Sie beanspruchten bei einer Versammlung am 27. Oktober 1918 die Verfügung über die gesamte Bukowina und erklärten sich zur Konstituante. Obwohl sich die rumänischen Abgeordneten in Wien zum Nationalrat

66 Ciachir: Din istoria, S. 88f.

67 Lucian Boia: „Germanofilii“. Elita intelectuală românească în anii primului război mondial [Die „Germanophilen“. Die intellektuelle rumänische Elite in den Jahren des Ersten Weltkrieges]. Bucureşti 2009, S. 48f.; Erich Prokopowitsch: Das Ende der österreichischen Herrschaft in der Bukowina. München 1959, S. 11.

68 Wolfdieter Bihl, Peter Jung, Walter Lukan, Bertram Regius: Czernowitz im Ersten Weltkrieg. Aus dem Tagebuch des k. k. Landesgerichtsrates Dr. Alfons Regius. In: *Österreichische Osthefte* 27 (1985), H. 2, S. 115–213, hier: S. 194–197.

69 Aurel von Onciul: Reedificarea României. Un studiu al reformelor necesare [Die Neuordnung Rumäniens. Eine Studie der notwendigen Reformen]. Cernăuți 1918, S. 57 und S. 61.

erklärt hatten, nannten sich Sprecher dieser nicht gewählten Versammlung ebenfalls Rumänischer Nationalrat.[70] Den Vorsitz übernahm der zuvor mandatslose Großgrundbesitzer Iancu von Flondor, der wegen der Bauernunruhen sein Gut in der Nordbukowina verlassen hatte. Am 2. November 1918 schickte er einen Boten zum König nach Jassy mit der Aufforderung, dass die Armee Rumäniens die bolschewistischen Unruhen bekämpfen solle.[71]

Den Anspruch des nicht gewählten Rumänischen Nationalrates in Czernowitz auf die gesamte Bukowina wiesen die Ukrainer umgehend zurück. Am 28. Oktober 1918 forderte eine Versammlung von Studenten in Czernowitz die Städte Czernowitz, Sereth und Storozynetz für die im Entstehen begriffene Westukrainische Volksrepublik.[72] Das Ukrainische Komitee der Bukowina rief im Namen der Lemberger Rada die Ukrainer dazu auf, sich gegen die Ansprüche der rumänischen Bojaren zu wehren. Am 3. November 1918 organisierte das Komitee eine große Versammlung in Czernowitz, zu der auch mehrere Tausend Bauern aus der Umgebung kamen. Der Regierungsrat versprach eine radikale Bodenreform, denn über ein Viertel der Ukrainer waren landlose Tagelöhner. Die Lemberger Rada proklamierte den Anschluss der nordwestlichen Bukowina mitsamt Czernowitz an die Westukrainische Volksrepublik. Ihren Aufruf zur friedlichen Umgestaltung unterstützten die Abgeordneten der National-Demokraten, der Volkspartei und auch ukrainische Sozialdemokraten. Doch der sozialdemokratische Abgeordnete Grigorovici wandte sich gegen den Anspruch der Ukrainer auf Czernowitz. Gleichzeitig verlangte seine Partei eine Bodenreform und stellte klar, dass dies keine bolschewistische Forderung sei. Die ehemaligen Flüchtlinge begründeten damit die Bildung einer bewaffneten Garde. Besonders aggressiv gebärdete sich der Gymnasiallehrer Dimitrie Marmeliuc,[73] der sich vor allem für den Vorstoß der rumänischen Armee in der Bukowina einsetzte, um eine Ukrainisierung zu verhindern.[74] Während die rumänischen Großgrundbesitzer eine Aufteilung ihrer Güter verhindern wollten, erwarteten Angehörige der kleinen rumänischen Mittelschicht vom Anschluss der gesamten Bukowina an Rumänien Aufstiegschancen – ohne die Konkurrenz der vielen Nichtrumänen.

70 Puşcariu: Memorii, S. 319–321.
71 Nistor: Istoria Bucovinei, S. 390.
72 Versammlung der ukrainischen Studenten in Czernowitz. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung / Czernowitzer Tagblatt*, Nr. 380, 3. November 1918, S. 2.
73 Bolschewismus. In: *Vorwärts*, Nr. 21, 9. November 1918; Russindilar: Grigorovici, S. 109.
74 Sammlung seiner Artikel vgl. Dimitrie Marmeliuc: Pe drumul idealului [Auf dem Wege des Ideals]. Cernăuți 1919, S. 25.

Die Rada der Westukrainischen Volksrepublik ernannte Ende Oktober 1918 den Landtagsabgeordneten Omeljan Popovyč als ihren Vertreter in der Bukowina. Dieser vereinbarte mit dem Rumänen Onciul die vertragliche Aufteilung der Bukowina. Der letzte österreichische Landespräsident Josef Graf von Ezdorf übergab beiden am 6. November 1918 und in Anwesenheit von zwei Reichsratsabgeordneten die Verfügungsgewalt.[75] Doch nach einem Hilferuf des selbsternannten Rumänischen Nationalrates marschierten Einheiten Rumäniens am 8. November 1918 in die Südbukowina ein. Zu diesem Zeitpunkt hatte der Sozialdemokrat Osyp Bezpalko in Czernowitz eine multiethnische Bürgerwehr aufgestellt, die für Ordnung sorgte.[76] Nur im Süden hatten Agitatoren die Bauern zu Plünderungen bei Juden aufgerufen und es kam zu Übergriffen. General Iacob Zadic rückte mit Einheiten der Armee Rumäniens auch in den Norden vor und behauptete, dort habe sich Anarchie ausgebreitet.[77] Ihm widersprach der langjährige Abgeordnete Onciul, der den Truppen Rumäniens entgegengefahren war. Er wurde verhaftet und in Jassy interniert. Seine Vereinbarung mit den Ukrainern über die Aufteilung der Bukowina stellten die Befürworter eines Anschlusses der gesamten Bukowina als Verrat dar.[78]

Die schwach bewaffneten Kräfte der Ukrainer zogen sich kampflos vor der Übermacht nach Galizien zurück. Die Armee Rumäniens verhaftete nach dem Einmarsch in Czernowitz am 11. November 1918 alle zurückgebliebenen Führer der Ukrainer, unter ihnen viele Geistliche. Omeljan Popovyč, Osyp Bezpalko, Mykola Vasyl'ko und andere waren nach Stanislau (heute ukr. Ivano-Frankivs'k) geflohen. Dort versuchten sie Anfang 1919 die Führer der Westukrainischen Volksrepublik davon zu überzeugen, dass sie den Anspruch auf die Nordbukowina aufrechterhalten sollten. Bezpalko setzte sich vor allem für soziale Reformen ein. Vasyl'ko ging als Botschafter der Westukraine in die Schweiz und engagierte sich für ihre Anerkennung.[79]

In den Tagen des Vormarsches hatte am 9. November 1918 eine neue Regierung in Bukarest den Wiedereintritt in den Krieg auf der Seite der

75 V. M. Botušans'kyj, P. P. Bryc'kyj, H. V. Čajka, E. P. Jurijčuk (Hgg.): Osyp Bezpalko – vydatnyj ukraïns'kyj hromads'kyj i političnyj dijač [Osyp Bezpalko – ein bedeutender ukrainischer sozialer und politischer Akteur]. Černivci 2013, S. 43.

76 Ukrainisch-rumänisch. In: *Vorwärts*, Nr. 21, 9. November 1918.

77 Darstellung aus den Erinnerungen des kurzzeitigen Kommissars. Vgl. Omeljan Popovyč: Vidrodžennja Bukovyny [Die Wiedergeburt der Bukowina]. In: *Bukovyns'kyj žurnal* [Bukowiner Journal], H. 2–3, Černivci 1992, S. 166–196, hier: S. 189.

78 Marian Olaru: Activitatea politică a lui Aurel Onciul 1904–1918 [Die politische Aktivität von Aurel Onciul 1904–1918]. In: *Analele Bucovinei* 2 (1995), H. 2, S. 287.

79 P. P. Bryc'kyj, O. Dobržans'kyj, E. P. Jurijčuk: Bukovynci u borot'bi za ukraïns'ku deržavnist' [Bukowiner im Kampf für den ukrainischen Staat]. Černivci 2007, S. 22 und S. 108.

Entente erklärt. Unter den Bedingungen des Kriegsrechtes proklamierte eine Versammlung von geladenen Gästen am 28. November 1918 den Anschluss der gesamten Bukowina an Rumänien. Die Vertreter der Juden blieben ihr fern, weil ihnen ihre Bürgerrechte nicht garantiert wurden und in Rumänien damals die Mehrheit der Juden staatenlos war. Abgeordnete der Ukrainer waren nicht vertreten, nur einige Bauern mit ukrainischen Namen. Nistor behauptete bei dieser Feier, dass die österreichischen Behörden alle verfolgt hätten, die rumänisch fühlten. In der Anschlusserklärung wurde der Versuch der ukrainischen „Zuwanderer" verurteilt, die Bukowina für sich zu beanspruchen.[80]

Nistor teilte sich bis April 1919 die Macht mit dem Großgrundbesitzer Iancu von Flondor. Als Flondor sich auch für die politische Partizipation der Nichtrumänen einsetzte, wurde er von Nistor verdrängt. Flondor hatte sich für die regionale Selbstverwaltung eingesetzt, Nistor hingegen für die Zentralisierung aller Entscheidungen über die Bukowina in Bukarester Ministerien. Nistor führte als Sonderminister in der Bukarester Regierung die schnelle Rumänisierung der Bukowina durch. Durch die sofortige Einführung des Rumänischen als einzige Amtssprache konnte er alle wichtigen Posten in der Verwaltung und Justiz mit den Anhängern aus seiner Partei der Einheit [Partidul Unirii] besetzen.[81]

In der orthodoxen Kirche wurde wieder Vladimir von Repta eingesetzt, den die österreichische Regierung im Sommer 1918 in Ruhestand geschickt hatte. Er eliminierte die ukrainisch-rumänische Parität im erzbischöflichen Konsistorium.[82] Die rumänische Gendarmerie und die Geheimpolizei Siguranța sorgten für Friedhofsruhe. Das Kriegsrecht wurde im Grenzgebiet mit Hinweis auf irredentistische Strömungen bis 1928 aufrechterhalten. Unter diesen Bedingungen konnte die Agrarreform bis 1921 vertagt werden. Danach wurde Land im ukrainischsprachigen Nordteil der Bukowina vornehmlich an rumänische Neusiedler verteilt, um so das Grenzgebiet zu sichern.[83]

---

80 Unirea necondiționată [Die bedingungslose Vereinigung]. In: Ioan Scurtu, Liviu Boar (Hgg.): Minoritățile naționale din România 1918–1925 [Nationale Minderheiten in Rumänien 1918–1925]. Bucureşti 1995, S. 117; Nistor: Istoria Bucovinei, S. 395–402.

81 Vlad Gafița: Divergences politiques entre Iancu Flondor et Ion Nistor concernant le problème du rythme de l'intégration de la Bucovine dans le Royaume de la Roumanie [Politische Differenzen zwischen Iancu Flondor und Ion Nistor bezüglich des Problems der Geschwindigkeit der Integration der Bukowina in das Königreich Rumänien]. In: *Codrul Cosminului* 11 (2005), S. 103–109, hier: S. 106; Hausleitner: Rumänisierung, S. 138–140.

82 Dobržans'kyj, Staryk (Hgg.): Zmahannja, S. 325f. und S. 378f.

83 Hausleitner: Rumänisierung, S. 157f.

84 Irina Livezeanu: Cultural Politics in Greater Romania. Regionalism, Nation Building, & Ethnic Struggle 1918–1930. Ithaca, London 1995, S. 64.

Viele ukrainische Schulen wurden sofort in rumänische verwandelt.[84] In der Universität setzte Nistor die Einführung der rumänischen Vortragssprache durch, weswegen die Mehrheit der aus dem ganzen Habsburgerreich rekrutierten Professoren 1919 Czernowitz verließ.[85] An ihre Stelle traten bald viele Mitstreiter von Nistor, die sich bei Kriegsbeginn nach Rumänien abgesetzt hatten. Hier sei nur Dimitrie Marmeliuc erwähnt, der Forderungen nach sozialen Reformen des Sozialdemokraten Grigorovici als anarchistische Agitation bekämpft hatte.[86] 1921 wurde er, kaum habilitiert, Universitätsprofessor und gleichzeitig auch Abgeordneter. Der Lehrstuhl für ukrainische Sprache wurde geschlossen und die Zahl der ukrainischen Studenten ging stark zurück. Aufgrund ihrer Proteste wurden die ukrainischen Studentenverbände immer wieder verboten. Die Kritik aller Nichtrumänen wurde durch Zensurmaßnahmen unterdrückt.[87] Der jüdische Journalist Manfred Reifer bezeichnete das neue System als „Deklassierung der ukrainischen und jüdischen Einwohner zu Bürgern zweiter Klasse“[88].

Trotz vieler Beschwerden von Seiten der Nichtrumänen aus der Bukowina an die Pariser Friedenskonferenz sprach Ende Mai 1919 der Rat der vier Großmächte die gesamte Bukowina dem Königreich Rumänien zu.[89] Aus der Bukowina waren Ergebnisse einer obskuren Volkszählung vorgelegt worden, wonach die Anzahl der Rumänen sehr stark angewachsen war. Anders als 1910 stellten sie nun mit 46,7 Prozent die größte Gruppe, gefolgt von 28 Prozent Ukrainer, 10,9 Prozent Juden, 8,4 Prozent Deutschen, 4,2 Prozent Polen und weiteren kleineren Ethnien.[90] Mit solchen Zahlen sollten die Forderungen der Sozialdemokraten nach einem Plebiszit in der Bukowina entkräftet werden.

85 Manfred Rehbinder: Die Rechts- und Staatswissenschaftliche Fakultät der Franz-Joseph-Universität in Czernowitz. In: Ştefan Purici (Hg.): Procese politice, sociale, culturale şi economice in Bucovina, 1861–1918. Aspecte edificatoare pentru o Europă unită? [Politische, soziale, kulturelle und ökologische Prozesse in der Bukowina, 1861–1918. Aspekte des Baues eines geeinten Europas?]. Suceava 2002, S. 115–140, hier: S. 117.

86 Russindilar: Grigorovici, S. 109f.

87 Markus Winkler: Legea presei şi cenzura în Monarhia habsburgică şi în România. Studiu de caz: Bucovina [Das Pressegesetz und die Zensur in der Habsburgermonarchie und Rumänien: Fallbeispiel Bukowina]. In: Andrei Corbea-Hoisie, Ion Lihaciu, Markus Winkler (Hgg.): Prolegomene la un dicționar al presei de limba germană din Bucovina istorică (1848–1940) [Studien zu einem Lexikon der deutschsprachigen Presse in der Bukowina (1848–1940)]. Iaşi 2012, S. 79–105, hier: S. 93.

88 Manfred Reifer: Ausgewählte historische Schriften. Dokumenten-Sammlung. Cernăuți 1938, S. 65.

89 Hausleitner: Rumänisierung, S. 102–114; Mark: Die gescheiterten Staatsversuche, S. 194–196.

90 Victoria Camelia Cotos: Populația Bucovinei în perioada interbelică [Bevölkerung der Bukowina in der Zwischenkriegszeit]. Iaşi 2009, S. 46.

Für die Friedenskonferenz war mittlerweile bei den neuen Grenzziehungen die Nationalitätenstruktur nicht mehr ausschlaggebend. Aufgrund der von Sowjetrussland und dem Ungarn Béla Kun ausgehenden Gefahr einer Ausbreitung des Bolschewismus strebten die Alliierten einen Schutzwall um die umkämpften Gebiete an. Sie sprachen Rumänien, Polen und der Tschechoslowakei auch ukrainisch besiedelte Gebiete zu, weil die militärischen Kräfte der Westukrainischen Volksrepublik für eine Stabilisierung zu schwach waren. Diesen neuen Nationalitätenstaaten wurde die Unterzeichnung von Schutzrechten für die ethnischen Minderheiten auferlegt. Doch sie verstanden sich als Nationalstaaten und waren in der Folgezeit nur zu geringen Zugeständnissen bereit.

Da in der Bukowina die Nichtrumänen mit über 60 Prozent die Bevölkerungsmehrheit stellten, war dort in den 1920er-Jahren der Widerstand gegen Maßnahmen zur Zwangsrumänisierung besonders stark ausgeprägt. Doch anders als im benachbarten Bessarabien, wo es immer wieder zu Unruhen kam, artikulierte sich der Protest in der Bukowina in den gewählten Institutionen. Durch das bereits seit 1907 eingeführte allgemeine Wahlrecht hatte sich in der Bukowina eine politisch erfahrene Schicht von Akteuren in allen Ethnien herausgebildet. Bei diskriminierenden Maßnahmen wehrten sich die Abgeordneten der Ukrainer, Deutschen und Juden sowie der Sozialdemokraten zumeist gemeinsam.

Die Karpatho-Ruthenen und der Erste Weltkrieg

Zwischen vorsichtiger politischer Emanzipation und Verfolgung

MARC STEGHERR

Trotz ihrer Größe[1] galten die Ruthenen als nichthistorisches, nichtdominierendes Volk unter den Völkern des Habsburgerreiches. Dass sie ihr Zentrum außerhalb des Reiches hatten, verschaffte ihnen mit den Italienern und Serben eine Sonderstellung,[2] die mit Blick auf die Lage der Ruthenen in Galizien und

1 Zahlenmäßig nahmen die Ukrainer/Ruthenen in Cisleithanien den vierten Platz nach den Deutschen, Tschechen und Polen ein. Die Mehrheit der ruthenischen Bevölkerung Österreichs lebte um 1910 in Galizien (91,17 Prozent) und in der Bukowina (8,67 Prozent), in Wien und anderen Kronländern dagegen nur 0,16 Prozent. Vgl. Serhij Popyk: Bukovyns'ka model' transkordonnoho partnerstva: realiï ta problemy vzajemyn [Bukowinisches Model der grenzüberschreitenden Partnerschaft: Realitäten und Probleme der Zusammenarbeit]. Kyïv 1999, S. 126. Die Bezeichnung ‚Ruthenen', die vom 18. Jahrhundert bis Anfang des 20. Jahrhunderts in der Habsburgermonarchie für die Ostslawen bzw. die Ukrainer gebräuchlich war, stammt von ‚Rutheni', der latinisierten Form von Rus, Rusyn, Ruscia, Russia oder Ruzzia, den alten Eigenbezeichnungen der Ostslawen. Ruthenen siedelten im Ostteil Galiziens, im Nordteil der Bukowina und in der ungarischen Karpatenukraine. Erst im Laufe des Ersten Weltkriegs war die Verwaltung bestrebt, die Bezeichnung Ruthenen und ruthenisch durch Ukrainer und ukrainisch zu ersetzen. Die Ruthenen bildeten in der Habsburgermonarchie eine Sprachgruppe von 4,2 Millionen (7,9 Prozent der Gesamtbevölkerung). Der Großteil der Ruthenen (3,7 Millionen) lebte in Cisleithanien, wo sie mit 12,6 Prozent die viertgrößte Sprachgruppe bildeten. Galizien hatte mit 3,3 Millionen (40,2 Prozent der Bevölkerung) die größte Zahl der Ruthenen. In der Bukowina lebten weitere 0,3 Millionen (38,4 Prozent der Bevölkerung). In der ungarischen Reichshälfte waren ca. eine halbe Million Ruthenen in den nordöstlichen Komitaten konzentriert (2,5 Prozent der Bevölkerung Ungarns). Die Eigenbezeichnung der ungarischen Ruthenen lautet Rusyny, in der modernen Literatur auch als Russinen bezeichnet. Daneben gab es ethnische Kleingruppen wie die Huzulen, Bojken oder Lemken, die sich national und sprachlich schwer zuordnen ließen. Je nach Standpunkt der Betrachter wurden diese Bergbauern der Karpatenregion von Polen, Slowaken oder Ukrainern vereinnahmt.

2 Vgl. Robert A. Kann: Das Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie. Geschichte und Ideengehalt der nationalen Bestrebungen vom Vormärz bis zur Auflösung des Reiches im Jahre 1918. 2 Bde. Graz, Köln 1964 (Veröffentlichungen der Arbeitsgemeinschaft Ost,

der Bukowina auch als „innerer Kolonialismus“ seitens der österreichischen Verwaltung bzw. der polnischen und ungarischen Herrschaft beschrieben wird. Die Ruthenen reagierten einerseits mit Idealisierung der Situation in Galizien und in der Bukowina, andererseits mit scharfer Kritik an ihrer politischen Marginalisierung etwa durch die ungarischen Magnaten.[3] Aus diesem Grunde zeigten die Ruthenen auch demonstrativ ihre Treue zum Erzhaus, als sich die Ungarn in der Revolution von 1848/1849 von der Monarchie zu emanzipieren versuchten. Wie die Kroaten beteiligte sich die ruthenische Nationalgarde an der Niederschlagung des Aufstandes, was den Ruthenen den Ruf einbrachte, die „Tiroler des Ostens“ zu sein.[4] Diese Treue wurde nicht belohnt, wenn man von dem großen Versprechen absieht, dank der Zugehörigkeit zur Monarchie Zugang zu Europa als politischem und kulturellem Raum zu haben.[5] Den Ruthenen bzw. Ukrainern, die in den österreichischen Kronländern Galizien und Bukowina und in den nordostungarischen Komitaten siedelten, unterstellte man vor dem Ersten Weltkrieg eine allgemein russlandfreundliche Haltung, ein Verdacht, der sich im Laufe des Krieges noch verstärken sollte. Bezeichnend dafür ist die Rede von der „ukrainischen Irredenta“. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts war jedoch die ukrainophile Haltung wesentlich stärker als die angeblich vorherrschende russophile. Über dieser stand generell eine politische austrophile Haltung, und das, obwohl die Aussichten der ruthenischen Minderheit in der Donaumonarchie auf Gleichberechtigung vor allem gegenüber den Ungarn und Polen nicht eben groß waren. Russland galt nur zeitweise als Alternative, aus kulturellen, aber auch aus politischen Gründen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts sollte sich auch eine sogenannte russinophile Haltung herausbilden, die von der Theorie ausgeht, dass die Ruthenen in den westlichen Teilen der heutigen ukrainischen Siedlungsgebiete, also weitgehend in dem Raum, der damals die östlichen Gebiete der Donaumonarchie ausmachte, eine eigene sprachliche, kulturelle, histori-

4 und 5), hier Bd. 1, S. 56. Heute gehört der größte Teil Galiziens und der Bukowina zur Ukraine. Die Tatsache, dass ihre westlichen Gebiete fast 150 Jahre Bestandteil der Habsburgermonarchie waren, gestattet es, die Ukraine teilweise den Nachfolgestaaten Österreich-Ungarns zuzurechnen.

3 Vgl. Larissa Cybenko: „Vielvölkerstaat“ vs. „Völkerkerker“ im Schaffen der ‚österreichischen Ukrainer‘ um 1900. In: Wolfgang Müller-Funk, Peter Plener, Clemens Ruthner (Hgg.): Kakanien revisited. Das Eigene und Fremde (in) der österreichisch-ungarischen Monarchie. Tübingen, Basel 2002 (Kultur – Herrschaft – Differenz, 1), S. 254–270.

4 Vgl. Ivan L. Rudnytsky: The Ukrainians in Galicia under Austrian Rule. In: *Austrian History Yearbook* 3 (1967), H. 2, S. 32; was die Kaisertreue der Tiroler und die der Ruthenen betrifft, siehe: István Diószegi: Die Außenpolitik der Österreichisch-Ungarischen Monarchie 1871–1877. Wien, Köln, Graz 1985, S. 233.

5 Vgl. Oksana Zabužko: Filosofija ukraïns'koï ideï ta jevropejs'kyj kontekst [Philosophie der ukrainischen Idee und europäischer Kontext]. Kyïv 1993, S. 16–18.

sche und letztlich auch ethnische Identität auszeichnet.[6] Das Russinische wird heute von Linguisten als eigene Standardsprache anerkannt,[7] während die Frage einer eigenen, von der ukrainischen distinkten Identität umstritten ist. Da die unter Wiener bzw. Budapester Herrschaft lebenden Ruthenen fürchteten, die ungarische Revolution von 1848 werde ihnen nur Nachteile und weitere rechtliche Zurücksetzung bringen, erwog einer der bedeutendsten ruthenischen Politiker, Adol'f Dobrjans'kyj (1817–1901), alternativ die Anlehnung an Russland. Doch im Grunde sah Dobrjans'kyj die Zukunft der Karpatho-Ruthenen viel eher innerhalb der Monarchie. Die Ruthenen begriffen sich zwar als der kleinere Teil eines 15-Millionen-Volkes, dessen überwiegender Teil im russischen Zarenreich lebte, doch Österreich erschien angesichts der Unterdrückung der Ruthenen im östlichen, russischen Teil ihres Siedlungsgebietes als die bessere Wahl. Die Zahl der Schulen mit ruthenischer Unterrichtssprache war in der gesamten Monarchie relativ gering, doch ein Verbot des Ukrainischen, wie es die zaristische Regierung 1876 aussprach, schien in der Habsburgermonarchie undenkbar.[8] Die galizischen Ruthenen konnten etwa auf eine eigene Staatsgründung verweisen, das hochmittelalterliche Halitsch (ukr. Halyč),[9] woraus ein ukrainischer Nationalismus ganz eigener Prägung innerhalb der österreichischen Monarchie resultierte, der „nach Verwirklichung der zunächst eher bescheidenen Ziele im Verband dieses Staates strebte und durchwegs austrophil ausgerichtet war".[10] Wie den Ruthenen sollte auch den Kroaten, die unter dem Banus Jelačić ebenfalls zur Niederringung des ungarischen Aufstandes wesentlich beigetragen hatten, nach Meinung Erzherzog Franz Ferdinands ihre Treue endlich entgolten werden,

6 Diese These propagiert der kanadisch-amerikanische Historiker Paul Robert Magocsi.

7 Vgl. z. B. Peter Rehder (Hg.): Einführung in die slavischen Sprachen. Darmstadt 72012.

8 Tatsächlich stärkte die Politik des Zarismus in Russland, die die russischen Ukrainer sogar noch mehr unterdrückte als die ungarische Regierung die Karpathoruthenen, die karpathoruthenische nationale Widerstandsbewegung. Vgl. Robert A. Kann: A History of the Habsburg Empire 1526–1918. Berkeley, Los Angeles, London 1974, S. 527; vgl. Michael Hrushevsky: A History of Ukraine. New Haven 1941, S. 483–513; Ivan Žeguc: Die nationalpolitischen Bestrebungen der Karpatho-Ruthenen 1848–1914. Wiesbaden 1965 (Veröffentlichungen des Osteuropa-Instituts München, 28), S. 92–100; Emil Ohonovskij: Ruthenische Literatur. In: Die österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild (auf Anregung und unter Mitwirkung des Erzherzog Rudolf). Bd. 19: Galizien. Wien 1898, S. 660–665, und ebenda: Emil Kakužniácki: Die ruthenische Sprache und Literatur. Bd. 20: Bukowina. Wien 1899, S. 401–405.

9 Kann: Nationalitätenproblem der Habsburgermonarchie, S. 323.

10 Thomas Kletečka: Außenpolitische Vorstellungen von Parteien und Gruppen in Cisleithanien. Die Ruthenen. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. VI: Die Habsburgermonarchie im System der internationalen Beziehungen. 1. Teil. Wien 1989, S. 436.

um sie nach dem einseitigen Ausgleich mit Ungarn von 1867 nicht weiter der Monarchie zu entfremden. Nach gewissen Erfolgen in den Jahren 1848/49 waren in der Ära des Neoabsolutismus alle unter dem Druck der revolutionären Ereignisse gemachten Zusagen widerrufen worden. Dobrjans'kyj, der aus der Gegend von Eperies (ung. Eperjes, slowak. Prešov) stammte, dem ruthenisch besiedelten Gebiet im Nordosten der heutigen Slowakei, und daher häufig mit slowakischen Nationalisten zusammenarbeitete, wurde 1848 vom Bezirk Schemnitz (ung. Selmecbánya, slowak. Banská Štiavnica) in der Zentralslowakei in den ungarischen Landtag gewählt. Die Kooperation geschah aus strategischen Gründen, programmatisch trat Dobrjans'kyj jedoch für eine Vereinigung aller Ruthenen des Habsburgerreiches ein, das heißt der Ruthenen im Nordosten Ungarns mit denjenigen, die in den benachbarten österreichischen Provinzen Galizien und Bukowina lebten, und für die Herauslösung dieses neuen Kronlandes aus dem Verbund der ungarischen Krone.[11] Im Gegensatz zu diesem Maximalprogramm sah das Minimalprogramm die Errichtung einer autonomen ruthenischen Provinz aus den oberungarischen Komitaten (im Rahmen des ungarischen Staates) vor.[12] Wenn auch keines dieser Ziele erreicht wurde, kam es nach der 1848er-Revolution dazu, dass unter maßgeblicher Beteiligung Dobrjans'kyjs vorübergehend im neuen Distrikt Ung eine administrative Einheit der Ruthenen in den Komitaten Ung, Bereg, Ugocsa und Máramaros geschaffen wurde.[13] Nicht nur der politische Wunsch nach Vereinigung der Ruthenen in einem Kronland blieb unerfüllt, auch die kirchenpolitische Stärkung der griechisch-katholischen Ruthenen, die sich seit ihrer Union Anfeindungen der Orthodoxie, aber auch der römisch-katho-

11 Für Einzelheiten zu Dobrjans'kyjs politischem Programm, siehe Žeguc: Die nationalpolitischen Bestrebungen, S. 43–71; J. Pereni [József Perényi]: Iz istorii zakarpatskich ukraincev 1849–1914 [Geschichte der Karpatho-Ukrainer 1849–1914]. Budapest 1957, S. 43–87; Ivan Gavrilovič Kolomiec: Social'no-ekonomičeskie otnošenija i obščestvennoe dviženie v Zakarpat'e vo vtoroj polovine XIX stoletija [Die sozialökonomischen Verhältnisse und die soziale Bewegung im Karpatenland in der 2. Hälfte des 19. Jahrhunderts], 2 Bde. Tomsk 1961 und 1962, hier Bd. II, S. 428–462.

12 Spätere ruthenische Nationalprogramme, z. B. das von Zemplén 1867, erwähnten nicht mehr die Verbindung mit den österreichischen konnationalen Gebieten. Vgl. Wolfdieter Bihl: Die Ruthenen. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. III: Die Völker des Reiches. 1. Teil. Wien 1980, S. 555–584, hier S. 559.

13 Paul Robert Magocsi: Ruthenische kulturpolitische Organisationen. In: Helmut Rumpler, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. VIII: Politische Öffentlichkeit und Zivilgesellschaft. 1. Teil. Wien 2006, S. 1350; Žeguc: Die nationalpolitischen Bestrebungen, S. 47–50; L'udovít Haraksim: K sociálnym a kultúrnym dějinám Ukrajincov n Slovensku do roku 1867 [Zur Sozial- und Kulturgeschichte der Ukrainer in der Slowakei bis 1867]. Bratislava 1961, S. 157–159.

lischen Ungarn und Polen erwehren mussten,[14] fand nicht statt. Ihr Ansinnen, die Ruthenen Österreich-Ungarns mögen in einer Metropolie vereint werden, wurde abgelehnt,[15] und für „die Ruthenen Nordungarns trat nur insofern eine Erleichterung ein, als die slowakischen und ruthenischen Komitate dem Kaschauer Militärdistrikt zugeteilt wurden und dort ein höheres Maß an kultureller und politischer Freiheit erhielten"[16]. Die Zahl der ruthenischen Schüler an den katholischen Gymnasien Oberungarns stieg in den 1860er-Jahren stark an, wobei die Unterrichtssprache Ungarisch war. Neben Užhorod (ung. Ungvár, dt. Ungwar) entwickelte sich am Sitz der 1807 eingerichteten Diözese Eperies ein zweites Kulturzentrum, wo man Liberalität demonstrierte und ebenso deutlich machte, dass man mit Wien und Budapest kooperieren wolle, während die Kirchenführung in Užhorod die Beziehungen zu Ostgalizien vertiefte. Um den galizischen Polen politisch entgegenzukommen, waren die ruthenischen Wünsche nach Emanzipation nach der 1848er-Revolution sogar vollständig negiert worden. Während des Ersten Weltkriegs erging am 4. November 1916 sogar ein kaiserliches Handschreiben über die Erweiterung

14 Zwischen katholischen Polen und unierten Ruthenen herrschte zeitweise ein scharfer interkonfessioneller Gegensatz. 1774 beklagte sich der Lemberger unierte Bischof Leo Šeptyc'kyj (1749–1779) in einem Majestätsgesuch darüber, dass die Lateiner die unierten Ruthenen Schismatiker, ihre Kirchen Synagogen und die Geistlichkeit Popen nannten, obwohl diese doch eigentlich Katholiken seien. Verschärfend hinzu kam der soziale Gegensatz zwischen polnischem Adel und ruthenischer Grundschicht, polnischer „Adelskirche" und „Herrenglaube" und ruthenischer „Volkskirche" und „Bauernglaube", bis mit dem Hofdekret vom 28. Juli 1774 verfügt wurde, dass an die Stelle der Bezeichnung „Unierte" der Begriff „graeci ritus catholici" (griechisch-katholisch) zu treten, die Geistlichkeit sowohl im Privatverkehr als auch in „ämterlichen Correspondenzen" Pfarrer zu heißen habe und dass die „Söhne des ruthenischen Adels und der Geistlichkeit […] nach Maßgabe ihrer Befähigung gleich den Polen zu öffentlichen Ämtern befördert werden". In: Julian Pelesz: Geschichte der Union der ruthenischen Kirche mit Rom. Bd. 2. Würzburg, Wien 1878/80, S. 646–648; vgl. Emanuel Turczynski: Orthodoxe und Unierte. In: Adam Wandruszka, Peter Urbanitsch (Hgg.): Die Habsburgermonarchie 1848–1918. Bd. IV: Die Konfessionen. Wien 1995, S. 399–478, insbes.: Abschnitt B. 2: Die Karpato-Ruthenen und die Ruthenen Galiziens als unierte Glaubensgemeinschaft, S. 417. Die Ruthenen, die ursprünglich der griechisch-orthodoxen Kirche angehört hatten, bildeten seit der Union mit der römisch-katholischen Kirche von 1646 eine überwiegend monoethnische Konfessionsgemeinschaft ohne nennenswerte Oberschicht und ohne kulturelle Mittelpunkte, abgesehen von dem Bischofssitz Munkács (ukr. Mukačeve, dt. Munkatsch). Durch die Unterstellung von Munkács und Eperies unter den Erzbischof von Gran als Primas von Ungarn 1775 und die Verlegung des Sitzes nach Ungvár (1775) erhielten die unierten Ruthenen hierarchische Selbständigkeit. Vgl. Eduard Winter: Der Josefinismus. Die Geschichte des österreichischen Reformkatholizismus 1740–1848. Berlin 1962 (Beiträge zur Geschichte des religiösen und wissenschaftlichen Denkens, 1), S. 88; Albert M. Ammann: Abriß der ostslawischen Kirchengeschichte. Wien 1950, S. 656–659.

15 Vgl. Turczynski: Orthodoxe und Unierte, S. 449.

16 Ebenda.

der galizisch-polnischen Autonomie, die die Abhängigkeit der Ruthenen weiter vertieft hätte. Da den Ruthenen die Machtmittel fehlten, übernahmen die konservativen, klerikalen sogenannten Altruthenen die politische Führung, die zwar keine Machtbasis im Volk hatten, es aber als einzigen politischen Weg sahen, den deutsch-österreichischen Zentralisten in Wien zu folgen, zu Polen und Russen gleichermaßen auf Distanz zu gehen und sich zugleich als eigenständige Ethnie zu profilieren.[17] Um sich von den Polen abzusetzen, waren sie vorsichtig russophil, was sich indes verstärkte, je mehr sich Habsburger-Dynastie und Polen politisch annäherten. Diese russophile Tendenz lässt sich gut an der Entwicklung der ruthenischen Kulturvereine ablesen,[18] die sich vorwiegend der Verbreitung der ruthenischen Kultur und Sprache widmeten und nach 1867 gegen die fortschreitende Magyarisierung ankämpften.[19] Um Publikationen herauszugeben, musste indes zuerst die

17 Turczynski schreibt dazu: „Verglichen mit der Lage der Ukrainer in Rußland, wo alle sprachlich-kulturellen Regungen rücksichtslos unterdrückt wurden, hatten die Ruthenen Galiziens und Nordungarns in Wien besonders günstige Entfaltungsmöglichkeiten. Vor allem die Ruthenen Galiziens fühlten sich dort frei von allen Polonisierungstendenzen, die ihnen in Lemberg begegneten." In: Turczynski: Orthodoxe und Unierte, S. 459.

18 Als erste kulturelle Organisation der ungarischen Ruthenen gilt der Literarische Verein von Eperies (Lyteraturnoe Zavedenie Prjaševskoe), den der griechisch-katholische Geistliche und nationale Erwecker Aleksander Duchnovyč (1803–1865) 1850 gegründet hatte. Der Verein erhielt zwar nie ein offizielles Statut, hatte seinen Sitz im Haus von Duchnovyč in Eperies und bestand nur drei Jahre lang, dennoch konnte er einiges bewirken, z. B. zwölf Publikationen, darunter drei Bände eines ersten ruthenischen literarischen Almanachs, die zwischen 1850 und 1852 erschienen, und Duchnovyčs eigenes Gebetbuch *Chlib dusy* [Brot der Seele] von 1851. Ebenfalls in Eperies wurde 1862 die Gesellschaft des Heiligen Johannes des Täufers (Obščestvo sv. Joanna Krestitelja i Predteči) von Duchnovyč und Dobrjans'kyj ins Leben gerufen. Zu ihren anfangs 400 Mitgliedern zählten Ruthenen und Slowaken und sie hatte das vorrangige Ziel, die zunehmende Magyarisierung der Jugend aufzuhalten und sie „zum künftigen Dienst an der (ruthenischen) Nationalbewegung und Wiedergeburt" heranzubilden. Diesem Ziel widmete sich auch das griechisch-katholische Studentenheim in Eperies, das Alumneum. Erschwerend kam jedoch hinzu, dass 1877, ein Jahr nach seiner Bischofsweihe, der unierte Bischof von Eperies, Mykola Tovt (1838–1882), eine Änderung der Statuten der Gesellschaft durchsetzte und die Verwaltung sich selbst unterstellte. Tovt unterstützte die Assimilierungspolitik der nichtmagyarischen Nationalitäten. „Von diesem Zeitpunkt an", schreibt Magocsi, „bis zum Zusammenbruch Österreich-Ungarns im Jahre 1918 bestand die Gesellschaft des Heiligen Johannes des Täufers zwar weiter, ihren ruthenischen Charakter hatte sie jedoch verloren; ihre einzige wirkliche Zielsetzung bestand nun darin, das Studentenheim Alumneum ganz im Sinne der Vorgaben des regierenden griechisch-katholischen Bischofs von Eperies zu führen." In: Magocsi: Ruthenische kulturpolitische Organisationen, S. 1353. Die Gesellschaft des Heiligen Johannes des Täufers bestand formell bis 1945, als ihr Eigentum verstaatlicht wurde. Die umfassendste Erörterung der verschiedenen Aspekte der Gesellschaft findet sich bei: Olena Rudlovčak, Josyf Selepec', Andrij Čuma, Mychajlo Ryčalka, Ljbycja Babota (Hgg.): Karpats'kyj svit [Karpatische Welt]. Prešov 1993.

19 In der unierten Eparchie von Munkács hatten sich unierte Geistliche 1864 in der Theologischen Gesellschaft (Hittani Tărsulat) zusammengeschlossen und baten die Regierung um

Sprachenfrage geklärt werden. Sahen sich die ostslawischen Einwohner im Berggebiet Nordostungarns als Teil der russischen oder der ukrainischen Nation, oder machte sie der Umstand, dass sie seit tausend Jahren in Ungarn lebten, zu einer eigenen ruthenischen Nation, mochten ihre Dialekte auch ukrainisch sein? Unter dem Einfluss von Adol'f Dobrjans'kyj, der die Leitung der Gesellschaft übernommen hatte, und einiger unierter Kleriker wie Ivan Rakovs'kyj, Aleksandr Mitrak, Anatolij Kralyc'kyj, Jevhenij Fencyk, Ivan Sil'vaj oder Kyril Sabov richtete sich die Gesellschaft anfangs russophil aus. Ihre Publikationen erschienen in russischer Sprache bzw. einer an das Russische angenäherten Sprachform, mit Lehnwörtern aus dem Kirchenslawischen und den lokalen ruthenischen Dialekten, die als Slaweno-Russisch, von ihren Anhängern als „Karpatho-Russisch" und von ihren Kritikern als „jazyčie" (Kauderwelsch) bezeichnet wurde. Dass Russisch gewählt wurde, hatte mit den Hoffnungen der Ruthenen auf eine russische Unterstützung gegen die Ungarn zu tun. Dobrjans'kyj war Verbindungsmann der habsburgischen Regierung zu den zaristischen Armeen gewesen, die 1849 die ungarische Revolution niedergeschlagen hatten. Die ungarische Revanche sollte nicht lange auf sich warten lassen. Der neue Bischof von Munkács, Stepan Pan'kovyč (1820–1874), förderte die Magyarisierung, er blockierte die Bemühungen der Basilius-Gesellschaft um ein eigenes Bürgerzentrum oder Volkshaus (Narodnyj Dom) und war maßgeblich an der Vertreibung der russophilen Intellektuellen und Priester beteiligt, die in entlegene Dörfer versetzt und isoliert wurden. 1873 wurden Dobrjans'kyj und Rakovs'kyj als Vizevorsitzender der Basilius-Gesellschaft abgesetzt. In den 1870er- und 1880er-Jahren ließ der Verein seine wenigen Publikationen nicht mehr auf Russisch, sondern in einer auf dem lokalen ruthenischen Dialekt beruhenden Sprachform erscheinen. Unterstützer waren junge, pro-ruthenische Schriftsteller wie Jevmenij Sabov, Jurij Žatkovyč, Vasyl' Čopej und in den 1890er-Jahren Vasyl' Hadžega,

Erlaubnis zur Gründung einer literarischen Gesellschaft, die 1866 unter dem Namen Obščestvo sv. Vasiliia Velikoho [Gesellschaft des Heiligen Basilius des Großen] entstand. Das Ziel der Gesellschaft, so die Satzung, bestand in der „Förderung der geistigen und moralischen Bildung der griechisch-unierten Katholiken in den Eparchien von Munkács und Eperies" [Statuten der Literarischen Gesellschaft der subkarpathischen griechisch-unierten Katholiken, 15. Dez. 1864. Auszug aus der Übersetzung bei Maria Mayer: The Rusyns of Hungary: Political and Social Developments 1860–1910. New York 1997, S. 268]. Man beabsichtigte die Publikation von Lehrbüchern, Aufklärungsschriften und Zeitschriften in ungarischer und ruthenischer Sprache, die Zahl der Mitglieder stieg in den ersten vier Jahren von 350 auf 700, und es konnten einige Schulbücher, ein jährlicher Almanach (*Misjacoslov*, 1868–1889) und die ersten ruthenischen Zeitungen herausgegeben werden: *Svit* [Welt], Užhorod 1867–1871; *Novyj svit* [Neue Welt], Užhorod 1871/72; *Karpat'* [Karpate], Užhorod 1873–1886.

Avhustyn Vološyn und Hijador Stryps'kyj. Anfang des 20. Jahrhunderts hatte sich das organisierte politische und kulturelle Leben der Ruthenen auf eine einzige Institution reduziert, eine Druckerei, die eine Zeitung und einige ruthenischsprachige Bücher publizierte.[20] Die Führung der Budapester Organisationen bestand fast „durchwegs aus magyarisierten Ruthenen (die abwertend Magyaronen genannt wurden), wie Jenő Szabó, Endre Rabár (Andrij Hrabar), Emil Demjanovics und Ignác Roskovics"[21]. Schon lange vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges im Jahr 1914 verfügten die Ruthenen Ungarns über keine kulturellen oder sonstigen Organisationen, keine politischen Parteien oder informelle Interessengruppen, die sich um die Verteidigung und den Erhalt einer ruthenischen Nationalität gekümmert hätten. Daher meinte ein Beobachter 1916: „In zehn Jahren wird die ruthenische Jugend nicht nur im Geist, sondern auch in der Sprache magyarisch sein. Fruchtlos wird jeder Versuch anderer slawischer Völker […] sein, ihre [ruthenischen] Brüder zu befreien: Es wird in den Karpaten keine [slawischen] Brüder mehr geben, überall nur mehr Magyaren!!"[22]

Das Beispiel der Basilius-Gesellschaft zeigt, wie die russophilen Altruthenen zunehmend an Unterstützung verloren und von den um 1860 entstandenen Jungruthenen allmählich verdrängt wurden.[23] Diese vertraten anfangs weder eine austro- noch eine russophile Linie. Ende des 19. Jahrhunderts waren aus dieser neuen Richtung zwei Parteien hervorgegangen: die bei weitem stärkere Ukrainische National-Demokratische Partei [Ukraïns'ka Nacional'no-Demokratyčna Partija], deren Mitgliederstruktur von sehr weit linksstehenden „Fast-Sozialisten" bis zu griechisch-orthodoxen Klerikern reichte, und die Ukrainische Radikale Partei [Ukraïns'ka Radykal'na Partija].

20 Vgl. Magocsi: Ruthenische kulturpolitische Organisationen, S. 1356f.

21 Für Details zur Budapester Gruppe magyaroner Ruthenen, siehe: Mayer: Rusyns of Hungary, S. 153–189; und dies.: Beiträge zur Geschichte der Ruthenen (Karpatoukrainer) um die Jahrhundertwende. In: *Acta Historica Academiae Scientiarum Hungaricae* 19 (1973), H. 1–2, S. 115–150, insbesondere S. 139–147.

22 Magocsi: Ruthenische kulturpolitische Organisationen, S. 1356. Magocsi bilanziert, dass in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Ruthenen in Ungarn politisch aktiv waren, wenn auch ihr korporatives Leben unterentwickelt war. Im Gegensatz zu den meisten anderen Völkern im Habsburgerreich verfügten die Ruthenen niemals über eigene politische Parteien, Theater oder Bibliotheken. Den Grund sieht Magocsi darin, dass sich die ruthenischen Intellektuellen die Assimilierungspolitik der ungarischen Regierung zu eigen gemacht hätten, was bereits die Namensgebung der damaligen ruthenischen Organisationen und Studentenklubs zeigen würde, wie z. B. der ‚Görög Szertartású Katolikus Magyarok Országos Bizottsága' [Nationales Komitee für Magyaren mit griechisch-katholischem Ritus] (gegründet 1898) oder der ‚Magyar Görög-katolikuso Egyesülete' [Verein der Magyarischen Griechisch-Katholiken] (gegründet 1902), die beide ihren Sitz in Budapest hatten.

23 Zur Genese der ruthenischen politischen Parteien, siehe Bihl: Ruthenen, S. 579–582.

Beide Parteien arbeiteten im Wiener Reichsrat zusammen, sie strebten die kulturelle, wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit an, wobei ihr politisches Fernziel die Vereinigung der gesamten ukrainisch-ruthenischen Nation war. Doch sollte dieses „ukrainische Piemont" innerhalb des österreichischen Staates geschaffen werden, der trotz aller Probleme die relativ besten Bedingungen dafür bot.[24] Die Ruthenen erwarteten als Gegenleistung für ihre Treue zu Habsburg vor allem Unterstützung für ihre Emanzipation gegenüber den Polen, die die Ruthenen genauso abschätzig wie die Russen beurteilten, als unterentwickelten Stamm des russischen respektive polnischen Volkes, „gente Rutheni natione Poloni"[25]. Da etwa die polnischen Statthalter Galiziens lange die russophile Richtung befürworteten, um die erstarkende ukrainische Nationalbewegung zu diskreditieren, begannen die Ruthenen die antirussische österreichische Politik zu unterstützen, in der Hoffnung, damit ihre ukrainische Agenda zu fördern.

Als der Balkankrieg 1912 eine Krise heraufbeschwor, versicherten 200 Anführer der ruthenischen Nationaldemokraten, Radikalen und Sozialdemokraten die Monarchie ihrer Treue und Unterstützung, sollte es zu einem Krieg mit Serbien und Russland kommen.[26] Beistand erhielten sie auch von jenem Teil der rumänischen Intelligenz, die der rumänische Kulturhistoriker Lucian Boia als „Germanophile" bezeichnet, während führende nationalistische Politiker der Rumänen von einer Aufwertung der Ruthenen, zumal wenn sie uniert waren, nichts wissen wollten.[27] Trotz dieses wachsenden Bekenntnisses zur Monarchie und einer allgemein anti-russischen Stimmung gab es einen Rest der alten Russophilen, die angesichts einer nahezu völligen Bedeutungslosigkeit immer radikaler wurden – sie traten für das Aufgehen im russischen Volk

24 Vgl. Kletečka: Außenpolitische Vorstellungen, S. 437.

25 Ebenda, S. 436; Robert A. Kann: Geschichte des Habsburgerreiches 1526 bis 1918. Wien, Köln, Weimar 1993 (Forschungen zur Geschichte des Donauraumes, 4), S. 470.

26 Vgl. Rudnytsky: The Ukrainians in Galicia, S. 66.

27 Lucian Boia: „Weder D. A. Sturdza noch Ionel Brătianu wollten von den Unierten oder gar von der Errichtung einer ihrer Kirchen etwas wissen. Ein Zitat aus dem Gespräch [des katholischen Erzbischofs Netzhammer] mit Brătianu: ‚Nun habe ich gehört, sagt der Ministerpräsident, daß Sie für die griechisch-katholischen Rumänen oder für die Unierten, wie man auch sagt, hier eine besondere Kirche zu bauen beabsichtigen. Lateinische Kirchen können Sie meinetwegen bauen soviele Sie nur wollen, aber ich muß Ihnen auf das deutlichste sagen, daß der Bau einer rumänisch-unierten Kirche uns durchaus nicht gefallen würde! – Aber seit Jahrzehnten verlangten die Unierten nach einer eigenen Kirche! – Ich sage Ihnen, wir halten eine solche Kirche für unnötig und für unpassend! – Was soll ich nun tun? – Ich sage es Ihnen, die Kirche nicht bauen!'" In: Lucian Boia: Die Germanophilen. Die rumänische Elite zu Beginn des Ersten Weltkrieges. Berlin 2014, S. 79f. Boia zitiert aus: Nikolaus Netzhammer (Hg.): Raymund Netzhammer. Bischof in Rumänien. Im Spannungsfeld zwischen Staat und Vatikan. Bd. 1. München 1995 (Veröffentlichung des Südostdeutschen Kulturwerks, 70), S. 213, Eintrag vom 15. Juli 1909.

ein und hofften auf die Okkupation der österreichisch-ruthenischen Gebiete durch das Zarenreich.[28] Doch als 1914 der Krieg ausbrach und die Holovna Ukraïns'ka Rada (Oberster Ukrainischer Rat) als oberste politische Vertretung der Ruthenen gebildet wurde, erließ sie ein Manifest, das den festen Willen, gegen Russland zu kämpfen, bekräftigte und den Sieg der österreichisch-ungarischen Monarchie als den eigenen Sieg bezeichnete.[29] Doch die Unzufriedenheit mit den geringen politischen Rechten und der Unterdrückung durch die polnische oder ungarische Herrschaft wuchs. Der Freund Hugo von Hofmannsthals, Freiherr Leopold von Andrian zu Werburg (1875–1951), der sich in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg zu einem Spezialisten für Polen- und Ruthenenpolitik im k. u. k. Ministerium des Äußeren entwickelt hatte, stellte denn auch fest, dass die Monarchie drei Wunden hätte, die ostgalizische, die italienische und die serbische. „Oesterreich geht dem Untergang entgegen, wenn es nicht radical reformiert wird",[30] hatte Andrian seinem Freund Alexander Brosch zu Arenau „in kakanischer Untergangsstimmung schon am 17. April 1913 geschrieben".[31] In dieser Einschätzung traf er sich mit den Bemühungen des Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand und dessen Belvedere-Kreises um eine Reform, insbesondere eine Aufwertung der kleinen Nationen in einer trialistischen, föderalisierten Monarchie. Dass die Ruthenen politisch unreif seien, wie der galizische Statthalter Michał Bobrzyński 1912 behauptete,[32] hing auch damit zusammen, dass die Mehrheit nach wie vor auf dem Land lebte, als Bauern, Handwerker oder Tagelöhner, und der Bildungsstand allgemein niedrig war. Über 60 Prozent der Ruthenen waren Analphabeten. 296 Mittel- und Gewerbeschulen mit polnischer Unterrichtssprache standen um 1911/12 lediglich zwölf mit ruthenischer Unterrichtssprache gegenüber. Der k. u. k. Außenminister Alois Lexa von Aehrenthal forcierte daher die Gründung einer Universität im galizischen Lemberg, wie sie die Jungruthenen seit Ende des 19. Jahrhunderts forderten, aus bildungspolitischen Gründen, aber auch und nicht zuletzt, um das politi-

28 Vgl. Zbynek A. B. Zeman: The Break-up of the Habsburg Empire 1914–1918. London, New York, Toronto 1961, S. 4.

29 Vgl. Rudnytsky: The Ukrainians in Galicia, S. 66; Kletečka: Außenpolitische Vorstellungen, S. 437.

30 Brief von Leopold von Andrian an Alexander Brosch zu Arenau, 17. April 1913. In: Österreichisches Staatsarchiv, Kriegsarchiv, B 232, Fasz. 11.

31 Ursula Prutsch: Die Polen- und Ruthenenpolitik der k. u. k. Monarchie 1911–1918 aus der Sicht Leopold von Andrians. In: Müller-Funk, Plener, Ruthner (Hgg.): Kakanien revisited, S. 272.

32 Vgl. Bericht Leopold von Andrians an Graf Leopold Berchtold, Warschau, 15. Juli 1912. In: Deutsches Literaturarchiv Marbach a. N. (i. F. DLA), Signatur A:Andrian (Bestandsart: Nachlass, i. F. A:Andrian), Nr. 3804.

sche Bewusstsein unter den Ruthenen zu fördern und sie so als Gegengewicht zu den sprachlich und sozial privilegierten Polen aufzubauen, die ihre galizische Landesautonomie genossen und die eigene ruthenische Minderheit diskriminierten. Andrian fand es bedenklich, dass die österreichische Staatsidee über Jahrzehnte den Ruthenen nur über die Polen vermittelt worden war. Der mehrheitlich nationalistische Wiener Polenclub der polnischen Abgeordneten widersetzte sich den Plänen des österreichisch-ungarischen Außenministers, wie auch Russland, dem die nationalen Ambitionen der ‚Kleinrussen' ein Dorn im Auge waren. Aus Warschau berichtete Andrian, „die meisten Wortführer der hiesigen Presse" und der polnischen Partei der Nationaldemokraten hätten sich in der Universitätsfrage „all der negativen Gedankengänge bedient", die „intransigente nationale Eitelkeit und Talent zur politischen Sophisterei eingeben kann". Man klage in Warschau über die Parteilichkeit der Wiener Regierung, die die Ruthenen „auf Kosten älterer und cultivierterer Nationen, wie z. B. der Czechen und der Slovenen begünstigte".[33]

Aehrenthal empfand die Notwendigkeit eines nationalen Ausgleichs als so wichtig, dass er im Februar 1911 die Stelle des Warschauer Generalkonsuls mit dem Diplomaten Leopold von Andrian besetzte, von dem er lange genug wusste, dass er in der polnisch-ruthenischen Frage eine sachlich-pragmatische Haltung vertrat. Während seiner Tätigkeit in Warschau berichtete Andrian über die Vereinnahmungs- und Propagandastrategien der Russen gegenüber den Ruthenen in Galizien und der Bukowina sowie im Zarenreich selbst.[34] Die

33 Bericht Andrians an Berchtold, 10. Mai 1912. In: DLA, A:Andrian, Nr. 3779/80. Bihl meint indes, dass „das Verhältnis zu den Polen nicht nur ein negatives" gewesen sei, was sich an den freiwilligen Übertritten zum polnischen Volkstum, an den Ausgleichsversuchen der Jahre 1894 und 1914 mit den Polen oder gemeinsam organisierten Agrarstreiks zu Beginn des 20. Jahrhunderts gezeigt habe. Nichtsdestotrotz sei das ruthenisch-polnische Verhältnis aber vorwiegend feindselig gewesen. In der Bukowina mit ruthenischer Mehrheit herrschte seit dem Ausgleich des Jahres 1910 friedliche Koexistenz mit den Rumänen, Deutschen, Juden, Polen, Magyaren, Armeniern usw. Um Zugang zur internationalen Wissenschaft zu haben, unterstützten die Ruthenen die Gründung der Czernowitzer deutschen Universität. Problematisch wäre die Assimilierung der Ruthenen an die Slowaken gewesen. Im Zeitraum von 1848 bis 1918 vollzog sich bei den Ruthenen „der komplizierte Prozeß der Selbstfindung als eigenständige Nationalität". In: Bihl: Ruthenen, S. 584.

34 Nach einem Gespräch mit Erzbischof Andrej Šeptyc'kyj, einer der Symbolfiguren für die ruthenische Nationsbildung, berichtete Andrian nach Wien, dass eher von „ukrainischer Propaganda in Russland" gesprochen werden könne, „als die bei uns gedruckten Erzeugnisse der nationalen Literatur in Klein-Rußland gelesen werden und als die ruthenischen Professoren, Aerzte, etc., welche zum Besuche von Bekannten nach Kiew reisen, ihren dortigen Connationalen von ihrer Lage in Galizien reden, welche, wenn auch beeinträchtigt durch mancherlei Chicanen der Polen, doch golden sei, im Verhältnisse zu der in Rußland, wo die Existenz-Möglichkeit für den gebildeten Klein-Russen erst beginne". Bericht Andrians an Berchtold, 15. Juli 1912. In: DLA, A:Andrian, Nr. 3804. In Russland war die ukrainische Sprache 1876 verboten worden.

ruthenischen Intellektuellen schätzte Andrian als überwiegend österreichtreu ein und wertete ihre oft aggressive, nationalistische Propaganda als ungeschickt. Der galizische Ausgleich vom Januar 1914, den Andrian als „Reichsnotwendigkeit ersten Ranges“[35] bezeichnete, führte zwar nicht zur Gründung der angestrebten Universität, um die Russen nicht zu brüskieren, aber die Zahl der ruthenischen Landtagsabgeordneten wurde erhöht. Während seiner Amtszeit unternahm Andrian 1912 und 1913 wiederholt informelle Reisen nach Galizien, um neben der russischen und polnischen Version der ethnischen Konflikte eine ergänzende österreichische zu bieten, da das ruthenische Problem „in polnischer Beleuchtung sattsam bekannt sei“.[36] Das war umso drängender, als der Ruf nach einem unabhängigen ukrainischen Staat, den etwa der von Emigranten aus der Dnipro-Ukraine gegründete Bund zur Befreiung der Ukraine unterstützte, lauter wurde, je länger der Krieg dauerte und je schlimmer die Gewalttaten gegen die ruthenische Bevölkerung wurden. Die Ruthenen wurden zu Beginn des Weltkriegs zum doppelten Opfer, der österreichischen Armee, die sie für russische Spione hielt, und der russischen Armee, die die unierten Ruthenen als Agenten Wiens und der römischen Kirche verfolgte. Gegen die vermeintlichen ‚Moskwophilen‘ oder ‚Russophilen‘ erließen Statthalter und Kriegsverwaltung bereits bei Kriegsausbruch einen Erlass über den präventiven Arrest der politisch Verdächtigen. Typisch für das Chaos bei Kriegsausbruch waren die Fehler bei den Arresten, besonders in den Fällen, wo Denunzianten von der österreichischen Kriegskommandantur Kopfgeld für sogenannte „russische Patrioten“ erhielten. Nachdem die Mittelmächte die von Russland anfangs eroberten östlichen Grenzgebiete 1915 zurückgewonnen hatten, herrschte zunächst große Freude, die aber schnell getrübt wurde durch das brutale und in den meisten Fällen nicht berechtigte Vorgehen des k. u. k. Militärs gegen Kollaborateure,[37] das sich insbesondere gegen die gebildete Schicht der Ruthenen richtete. Verhaftungen, Prozesse und standrechtliche Exekutionen waren an der Tagesordnung. Dabei reichte es oft aus, Verdächtige durch den Ort zu führen, um den durch entsprechende Propaganda aufgeheizten ‚Volkszorn‘ zu entladen, wie etwa der aus Ostgalizien stammende ruthenische Abgeordnete Eugen Petruszewycz berichtete. Am 16. September 1914 brachte eine Militärpatrouille 45 Arretierte aus dem Dorf Wolica (Bezirk Dobromil) nach Przemysl, darunter die Tochter des grie-

35 Vgl. DLA, A:Andrian, Bericht Nr. 3950. Vgl. auch Nr. 3410 und Nr. 3402.

36 Vgl. Bericht Andrians an Graf Stephan Burián, 26. Juli 1915. In: DLA, A:Andrian, Nr. 3463; Prutsch: Polen- und Ruthenenpolitik, S. 277–281.

37 Vgl. Isabel Röskau-Rydel: Wende an der galizischen Front. In: dies. (Hg.): Deutsche Geschichte im Osten Europas. Berlin 1999, S. 159.

chisch-katholischen Dorfpfarrers und „gesinnungstüchtige, ukrainische Bauern". Es hätte unter ihnen keinen einzigen Russophilen und auch sonst keinen Grund zu ihrer Arretierung gegeben, meinte Petruszewycz. Doch am Tag darauf kam es zum Massaker. Als die Gefangenen durch Przemysl geführt wurden, standen unzählige Schaulustige Spalier und riefen: „Verräter! Aufhängen!" Die Gewalt eskalierte, als ein Trupp Soldaten anrückte. „Jetzt näherte sich zufällig eine Abteilung magyarischer Soldaten, die, als sie erfuhren, dass angebliche Russophile geführt werden, sich mit gezückten Säbeln auf die wehrlosen Arretierten stürzten und unter ihnen ein grauenhaftes Gemetzel anrichteten", so Petruszewycz.[38] Die Bilanz: 42 Tote, nur drei kamen mit dem Leben davon. Für das Blutbad wurde niemand zur Verantwortung gezogen. Leopold von Andrian, der Anfang August 1914 seines Konsulatspostens in Warschau enthoben und in das Ministerium des Äußeren versetzt worden war, unternahm im Juli 1915 Informationsreisen nach Ostgalizien, um sich ein Bild von der Lage der ruthenischen Bevölkerung unmittelbar nach dem Ende der russischen Okkupation zu machen, „bevor ein konventionelles unter Parteigenossen verabredetes Bild an Stelle der spontanen Wahrnehmungen getreten"[39] sei. In seiner umfassenden Studie stellte Andrian fest, dass die Ruthenen die kurze russische Okkupation der polnischen Hegemonie vorziehen würden. Die österreichisch-ungarische Kriegspolitik, die Ressourcenausbeutung und Requirierungen mit sich brachte, hätte neben den Ruthenen vor allem die jüdische Bevölkerung in größtes Elend gestürzt. Andrian schlug als Ausweg die Ernennung eines österreichischen Statthalters, die Forcierung österreichischer Propaganda und die besondere Förderung der jüdischen Bevölkerung vor.[40]

Die bereits zu Anfang des Krieges weitgehend affektgeladene Politik gegenüber den Ruthenen sollte sich jedoch im Laufe des Krieges soweit verschärfen, dass eine solche ausgleichende, positive Propaganda zunehmend irreal erscheinen musste. In den zentralen und westlichen Gebieten der Monarchie wurden schließlich sogar Internierungslager eingerichtet, zu deren größten Graz-

38 Zitate vgl. Prutsch: Polen- und Ruthenenpolitik, S. 282.

39 Vgl. Bericht Andrians an Burián, Krakau, 26. Juli 1915. In: DLA, A:Andrian, Nr. 3463. In der Landeshauptstadt und in 51 Landbezirken erhob Andrian bei Bezirkshauptmannschaften und Gendarmerieposten Daten, befragte Ortsgeistliche und Vertreter der verschiedenen sozialen Schichten polnischer und ruthenischer Ethnien über Identität, Bildungspolitik und Nationalismus. In seiner mehr als 60-seitigen Studie belegte er detailliert die Hegemonie der polnischen Minderheit über die Ruthenen in Ostgalizien, die sie als „historisches Recht" legitimierte, wies auf das gänzliche Fehlen von ruthenischen Realschulen und ruthenischem Personal in der galizischen Statthalterei hin; er kritisierte zudem die (aus Angst oder Anpassung) resultierende pro-russische sowie antisemitische Haltung vieler polnischer Geistlicher und Beamter. In: Prutsch: Polen- und Ruthenenpolitik, S. 281.

40 Vgl. Bericht Andrians an Burián, Krakau, 26. Juli 1915. In: DLA, A:Andrian, Nr. 3463.

Thalerhof gehörte. Dort starben von September 1914 bis Mai 1917 mehrere tausend Ruthenen an Unterernährung, Krankheiten und Misshandlungen. Erst diese Drangsal bewirkte, dass die Ruthenen ernsthaft über eine Loslösung aus der Monarchie nachdachten.

Während im russischen Teil des ukrainischen Siedlungsgebietes die ukrainische Sprache seit 1876 verboten war sowie Identität und Kultur unterdrückt wurden, entstanden in Galizien und der Bukowina zur gleichen Zeit ruthenische Druckereien und Verlage. Lemberg wurde in den 1880er- und 1890er-Jahren zu einer Literaturmetropole und zu einem Zufluchtsort der politischen und kulturellen Emigration aus dem Zarenreich. Ostgalizien galt gar als „ukrainisches Piemont", als Teil des Habsburg-Mythos der Koexistenz, der sicher im Vergleich zu dem, was nach 1918 kommen sollte, seine Berechtigung hat. Auch ein ukrainischer Gegenwartsautor wie Jurij Andruchovyč erzählt, dass die ruthenischen Bauern das Bild des Kaisers wie die Heiligenbilder mit bestickten Tüchern schmückten.[41] Andererseits dominieren in den Werken von Ivan Franko, Ol'ha Kobyljans'ka oder Vasyl' Stefanyk die Sozialkritik, in deren Hintergrund die Ablehnung der kaiserlich-königlichen Innenpolitik in den Kronländern steht. Um die Jahrhundertwende wurde die Kritik zunehmend schärfer. Eine Dekonstruktion herrschender Stereotypen, Bilder und Mythen der Ruthenen fand statt, in einer Art ruthenischer ‚Kolonialliteratur', die um Stichwörter wie Bodenschätze, Ausbeutung, Zentrum und Peripherie kreiste. Ivan Franko kritisierte die bescheidenen Verfassungsrechte der ruthenischen Bauern, Lev Vasylovyč-Sapohivs'kyj stellte in seiner poetisch-realistischen Prosa das Glück und die Ruhe der ruthenischen Dörfer und die Rechtlosigkeit der ruthenischen Bauern den schrankenlosen Ansprüchen auf Bodenbesitz seitens der polnischen Magnaten gegenüber. Franko ironisierte nicht von ungefähr die glorreiche nationale Tradition des polnischen Adels. Der verbreiteten Meinung, die k. u. k. Regierung hätte den Ruthenen Zugang zu Bildung und nationaler Emanzipation ermöglicht, widersprach der früh verstorbene Autor Les' Hrynjuk (1883–1911), indem er auf die seiner Meinung nach extrem hohe Analphabetenrate unter den österreichischen Ruthenen verwies, was sie im Vergleich zu den anderen Völkern der Habsburgermonarchie, aber sicher nicht zu jenen Russlands, war. Bezeichnend für die Situation der Ruthenen war, dass die Rede vom ‚Völkerkerker' im Schaffen mehrerer ruthenischer Autoren immer deutlicher hervortrat, etwa bei Denys Lukijanovyč (1873–1965), Hnat Chotkevyč (1878–1938) oder der bukowinischen Schriftstellerin Ol'ha Kobyljans'ka (1863–1942). Die Verlorenheit und

41 Jurij Andruchovyč: Dezorijentacija na miscevosti [Desorientierung auf dem Gelände]. Ivano-Frankivs'k 1999, S. 7.

Verzweiflung der Ruthenen, deren Sprache niemand versteht und deren Land in den Worten Joseph Roths zum „großen Schlachtfeld des großen Krieges“[42] wurde, erscheinen in ihren Erzählungen in ihrer besonderen Tragik. In der Erzählung *Waldmutter. Eine Skizze aus dem ukrainischen Leben* ahnt die Huzulin Dakija, dass sie ihren Sohn, der eingezogen wird, nicht mehr wiedersehen wird. Die innigste Szene der Erzählung ist der Abschied der Mutter von ihrem Sohn. Die Huzulin betet zur Gottesmutter und zur Kaiserin, ihr Kind zu beschützen. Ruthenisch, die Muttersprache des Soldaten, wird zur Sprache „des Verrates“, des Konstrukts einer „ukrainischen Irredenta“. Das Dilemma, in das der Krieg das einfache ruthenische Volk stürzt, wird auch in Kobyljans'kas meisterhafter Erzählung *Judas* deutlich, die Anfang Dezember 1914 spielt,[43] oder im *Brief eines zum Tode verurteilten Soldaten an seine Frau*.[44] Diese Erzählung handelt von einem ruthenischen Soldaten, der vor Müdigkeit im Schützengraben auf den Knien eingeschlafen war und deshalb als Deserteur galt. Das Todesurteil fällt auch deshalb, weil die Richter die Sprache des Soldaten, der sich zu verteidigen versucht, nicht verstehen: „Sie wollen mich wegen Verrats erschießen. Niemand sprach meine Sprache. Sie war so weit und so verlassen. Wer würde sie hören? Sie kann den Fremden nichts bringen. […] Ich und meine Sprache müssen sterben.“[45] Diese Erfahrungen von Unterdrückung und Verfolgung leben fort, auch in der Diskussion über eine eigenständige, sich von der ukrainischen unterscheidende ruthenisch-russinische Identität, die gerade die Westukraine, die Ostslowakei, jene Gebiete prägen würde, die einst zur Donaumonarchie gehörten.

---

42 Joseph Roth: Reise durch Galizien [1924]. In: Karl-Markus Gauß, Martin Pollack (Hgg.): Das reiche Land der armen Leute. Literarische Wanderungen durch Galizien. Klagenfurt 1992, S. 95.

43 Ein alter ruthenischer Bergbauer, dessen Sohn zur k. u. k. Armee eingezogen wurde, wird eines Tages auf dem Heimweg von einer russischen Kompanie aufgegriffen, und er soll zeigen, wo die österreichischen Truppen stationiert sind. Die Russen schieben ihm ein paar Münzen zu, die er ohne zu überlegen einsteckt. Der Bauer versichert nichts zu wissen, wird aber blutig geschlagen, und er führt die Russen schließlich in den Wald, wo sie auf eine österreichische Patrouille treffen, deren vier Soldaten von den Russen erschossen werden. Zur Strafe, dass er den Weg nicht sofort gezeigt hat, muss der Bauer die Leichen begraben. Dabei entdeckt er, dass unter den Gefallenen sein eigener Sohn ist. Er stellt sich dem österreichischen Gendarmen, bittet aber, noch einmal zum Grab seines Sohnes gehen zu dürfen, wo er sich erhängt. Als der Gendarm in der Schlussszene den toten Bauern über dem Grab seines Sohnes findet, herrscht im Wald die tiefe Stille des Winters. Alles ist bedeckt von Schnee, dem Symbol des Todes. In dem armen Bauern konzentriert sich der Schmerz eines zerrissenen Volkes, dessen Hoffnungen immer wieder enttäuscht wurden.

44 Siehe hierzu im vorliegenden Band auch die Analysen in den Beiträgen von Peter Rychlo, Kati Brunner und Svitlana Kyrylyuk.

45 Zitate vgl. Prutsch: Polen- und Ruthenenpolitik, S. 284.

Negotiating Loyalty

The Bessarabian Germans from the Russian Empire to the Romanian Nation-State (1917–1919)

SVETLANA SUVEICA

By the beginning of the Paris Peace conference in 1919, where self-determination was set as the basis for the re-drawing of the post-war East European borders, Bessarabia changed its political status from the Western gubernia of the Russian Empire to the Eastern province of the Romanian nation-state.[1] Although Romania immediately began to integrate the newly-acquired province, Russia, and later the USSR, contested its status. Within the region itself, there was not a unique response to political changes. The "new" regional elite, which brought the February 1917 Revolution to the imperial periphery, later supported, with some exceptions, the union of Bessarabia with Romania as a measure saving the region from Bolshevism. By contrast, the "old" imperial elite, also conscious of the Bolshevik danger, opted for the return of Bessarabia back to Russia, regardless of geographical separation of the two by Ukraine. Its representatives, backed by the Russian émigrés and diplomats in Paris and other European capitals, hoped that after the successful defeat of the Bolsheviks by the White armies, "Mother Russia" led by a monarch would be restored. When the Peace conference opened its doors, the representatives of both groups rushed to the French capital to support either the Romanian or the Russian "cause" for Bessarabia. Each group claimed to have large social and ethnic support in the region.

The Bessarabian Germans, along with other minorities, were listed among the supporters of either the Romanian or the Russian political project. Whereas the members of the Romanian delegation to the conference thanked "our

1 The Declaration of the union of Bessarabia with Romania was voted for by the majority of Bessarabian deputies of "Sfatul Țării", the legislative body of the region, on 27 March 1918 (Old Style [O.S.], Julian calendar). Unless marked otherwise, all dates are O.S.

German colonists from Southern Bessarabia who, led by their worthy pastor Haaze [Haase],[2] also adhered, after a few months, to our Union",[3] the supporters of the Russian interests claimed that, despite economic and social difficulties experienced during the war, the Germans did not support the union of Bessarabia with Romania; moreover, along with Russians, Ukrainians, Jews, Bulgarians and Armenians, they were for the return of Bessarabia to Russia, regardless of the confusion as to which political regime was to be installed there. The latter issue fuelled the idea of a plebiscite in the four Bessarabian central counties populated by the Moldovan majority, assuming that the minorities would automatically opt for the region's return to Russia.[4]

The situation of Bessarabian Germans in a period marked by the transition from the Russian to the Romanian regime and the actions taken by their elite representatives in order to make the interests of the group acknowledged and fulfilled is not a new topic in historiography. There is valuable analysis of the war consequences on the South-Russian Germans during the last years of the Romanov empire and the reactions of those who were integrated into the "enemy aliens" cliché[5] and German historians have made important contributions to clarifying the effects of Russia's restrictive policies concerning the Bessarabian Germans.[6] In her comprehensive study on the meanders of the

2 On Haase's controversial biography, see Horst Eckert: Aufstieg, Wirken und Fall des Oberpastors Daniel Haase. Ein biographischer Versuch. Stuttgart 2012.

3 "De asemenea, aducem mulțumirile noastre coloniștilor germani din sudul Basarabiei, care în frunte cu vrednicul lor Pastor Haaze [Haase], aderează și ei, peste câteva luni, la Unirea noastră." Ion Constantin, Ion Negrei, Gheorghe Negru (Coord.): Ioan Pelivan, istoric al mișcării de eliberare națională din Basarabia [Ioan Pelivan, the Historian of the National Liberation Movement of Bessarabia]. Bucharest 2012, p. 614 (this and subsequent quotations translated by the author).

4 The idea of the plebiscite was vociferated by the Russian Ambassador to Paris, Vasilii A. Maklakov, during the hearings held at the Peace conference by the "Big Four" on 2 July 1919. See Secret. Notes of the Meeting of the Heads of Delegations of the Five Powers held in Mr. Pichon's Room at the Quai d'Orsay, Paris, on Wednesday, 2 July 1919, at 3.30 p.m., F.M. Records 15–29, 14 May–2 July 1919, vol. 2, American Commission to Negotiate Peace.

5 See Eric Lohr: Nationalizing the Russian Empire. The Campaign Against Enemy Aliens during World War I. Cambridge, Massachusetts, and London, England 2003; Olga Kurilo: Die Lebenswelt der Russlanddeutschen in den Zeiten des Umbruchs (1917–1991). Ein Beitrag zur kulturellen Mobilität und zum Identitätswandel. Essen 2010; Alfred Eisfeld: Die Russlanddeutschen. München 1999 (Studienbuchreihe der Stiftung Ostdeutscher Kulturrat, 2); Beate Störtkuhl, Jens Stüben, Tobias Weger (eds.): Aufbruch und Krise. Das östliche Europa und die Deutschen nach dem Ersten Weltkrieg. Munich 2010.

6 Ute Schmidt: Bessarabien. Deutsche Kolonisten am Schwarzen Meer. Potsdam 2012; idem: Die Deutschen aus Bessarabien. Eine Minderheit aus Südosteuropa. Cologne, Weimar, Vienna 2006; Jakob Becker: Bessarabien und sein Deutschtum. Bietigheim/Württemberg 1966.

integration of the German minority into Romania, Olga Schroeder emphasised that, although considered by the Romanian regime as a "state-supportive and reliable element", the Bessarabian Germans did not immediately showed readiness to merge with the new state. The process was marked by a series of pitfalls; moreover, connection to the Germans from other provinces was established only slowly.[7] As Mariana Hausleitner and Hildrun Glass demonstrate, further development of the German minority within Romania was deeply marked by the drawbacks in the minority politics of the Romanian state; it did not show readiness to embrace Bessarabia with its past heritage, neither proposed functional mechanisms which would ensure a civic role for minorities along with the Romanian majority.[8] This contradicts the argument of Romanian "nationalist" historiography on the readiness of Bessarabian minorities, including German, to embrace the new regime and cooperate due to the Bolshevik danger. With few exceptions, the Moldovan historians positioned themselves in support of either the Romanian or the Russian political perspective for Bessarabia. Such positions remain relevant to this day.[9]

While challenging the "side-taking" approach that placed Bessarabian Germans among the supporters of either the Romanian or the Russian interests in the region, this study aims to reveal what interests were followed and what actions were taken by the representatives of this minority during the period of transition from one regime to another. Taking as a point of departure the disappointment, loss and fear lived by this minority during the war as a consequence of the "hostile" approach of the Russian government, I aim to clarify what expectations it had of the Romanian regime, what strategies of negotia-

7 Olga Schroeder: Die Deutschen in Bessarabien 1914–1940. Eine Minderheit zwischen Selbstbehauptung und Anpassung. Stuttgart 2012 (Schriften des Heimatmuseums der Deutschen aus Bessarabien, 45). On the connection with the German groups from other Romanian provinces, see also Vasile Ciobanu: Germanii din România în anii 1918–1919 [The Germans of Romania in the Years of 1918–1919]. Sibiu-Hermannstadt 2013, pp. 202–214.

8 See Hildrun Glass: Zerbrochene Nachbarschaft. Das deutsch-jüdische Verhältnis in Rumänien (1918–1938). Munich 1996 (Südosteuropäische Arbeiten, 98); Mariana Hausleitner: Deutsche und Juden in Bessarabien 1814–1941. Zur Minderheitenpolitik Russland und Großrumäniens. Munich 2005 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität, 102).

9 On the readiness of national minorities to support the Romanian administration, see Ion Agrigoroaiei, Gheorghe Palade: Basarabia în cadrul României întregite, 1918–1940 [Bessarabia within the Greater Romania, 1918–1940]. Chișinău 1993; Gheorghe Cojocaru: Integrarea Basarabiei în cadrul României (1918–1923) [The Integration of Bessarabia into Romania (1918–1923)]. Bucharest 1997; on the "hostile attitude" toward the Romanian "occupation", see Petr M. Shornikov: Bessarabskie nemtsy pod vlastiju Rumynii: gosudarstvo v gosudarstve? [Bessarabian Germans under the Romanian authority: A state within a state?]. In: *Problemy natsional'noi strategii* 3 (2011), vol. 3, pp. 151–159.

tion with the new power were embraced and under which conditions loyalty toward the new state was expressed. At the same time, I will observe how the Romanian government dealt with the challenge of persuading the Bessarabian Germans to cooperate, and what was offered in exchange for their loyalty. Finally, the position of the Deutsches Reich concerning the situation and the status of the Bessarabian Germans during the period discussed is clarified.

1917 and the consequences

By the beginning of the February 1917 revolution, the German colonists of Southern Bessarabia, like their co-nationals of other gubernias of the Russian Empire, found themselves in a drastic situation. Although before the war they had enjoyed local rights to autonomy and economic and social privileges, at the outbreak of war they started to be treated as "enemy subjects":[10] besides extensive war requisitions, endured by other inhabitants too, they were also subjected to confiscation of land and deportation.[11] The dispossession of land, based on the two Tsarist Decrees (2 February and 15 December 1915),[12] was conducted in three stages: (1) confiscation of properties by the provincial administration for the benefit of the state, (2) sale of estates by mortgage banks, including the Bessarabian Bank, which organized public auctions, under the pretext of non-payment of debts,[13] (3) sale of estates by individuals, commercial banks and the Chișinău Regional Court, based on the same claim of the non-payment of debts, despite the moratorium instituted by the Tsarist Decree of 13 September 1914. Alienation and mortgages, as well selling of goods were forbidden; thus, in addition to the dispossessed, there was a group of colonists unable to alienate their property because of the restrictions imposed.[14]

10 Lohr: Nationalizing, pp. 94–121.

11 On the deportations of the Bessarabian Germans to Astrakhan, Ufa and Syberia, see Schroeder: Die Deutschen, pp. 26–36.

12 See K. E. Lindeman: Prekrashcenie zemlevladenija i zemlepol'zovanija poselean-sobstvennikov. Ukazy 2 fevralja i 13 dekabrja 1915 goda i 10, 15 ijulia i 19 avgusta 1916 goda i ikh vlijanie na ekonomicheskoe sostojanie juzhnoi Rossii [Termination of tenure and of land-ownership of the villagers. Decrees of 2 February and 13 December 1915, of 10 July, 15 and of 19 August 1916 and their impact on the economic situation in Southern Russia]. Moscow 1917.

13 Memoriu asupra exproprierii coloniştilor germani din Basarabia. Arhivele Naționale Istorice Centrale București, fond Reforma agrară din 1921 din România, județul Cetatea Albă, dosar 5/1927, f. 1; județul Cahul, dosar 35/1931, f. 19–22 [Statement on expropriation of German settlers in Bessarabia. Central Historical National Archives Bucharest, fund agrarian reform of 1921 in Romania, Cetatea Albă County, file 5/1927, leaf 1; Cahul County, file 35/1931, leaves 19–22].

14 For a more detailed analysis of the effects of the decrees on the Bessarabian Germans, see Svetlana Suveică: Integrarea Basarabiei în România şi minoritatea germană [The Integra-

The overthrow of the Tsarist regime in February 1917 and the subsequent proclamation of civil rights raised the hopes of the Germans for an improvement of their overall situation, namely the return of properties and compensation of loss. They harboured hopes of an economic nature, and sought approval for the use of German as the official language of instruction in schools[15] and churches, and the reinstitution of administrative autonomy and minority rights under the new rule. On 11 March 1917, the Russian Provisional Government cancelled the above-mentioned decrees, but property rights were not returned to the colonists was not established. At the first Congress of the Russian Germans which took place on 14–17 May 1917 in Odessa, the autonomy movement of the German groups of Southern Russia was launched. The Bessarabian Germans who, according to the 1897 census, accounted for 60,206 persons or 3.1 % of the population,[16] sent 300 delegates, two of whom became involved in the work of the organizational committee.[17] The congress was the first reunion to express the collective clamour for the annulment of the two restrictive decrees of 1915 and formulated the re-establishment of the economic, social and cultural rights of the former German colonists of the Russian Empire.

After the appointment of the Provincial Commissioner in Bessarabia on behalf of the Provisional Government, the Germans formulated their economic and social claims before regional authorities. With this aim, on 1 June 1917, in the administrative centre of Tarutino (Ukrainian: Tarutyne), the representatives of the colonists from Akkerman (Romanian: Cetatea Albă), Bender (Romanian: Tighina, Russian: Bendery) and Ismail (Ukrainian: Izmaïl, Russian: Izmail) created a Regional Committee (Bessarabisches Bezirkskomittee),

tion of Bessarabia in Romania and the German Minority]. In: Cătălin Turliuc, Flavius Solomon (Coord.): Punți în istorie. Studii româno-germane [Bridges in History. Romanian-German Studies]. Iași 2001, pp. 71–75.

15 Although the Germans had the highest percentage of educated people among their population, schooling took place in state schools, the language of instruction being Russian. See, at large, Luminița Fassel: Das deutsche Schulwesen in Bessarabien (1812–1940). Munich 2000 (Veröffentlichungen des Südostdeutschen Kulturwerks, 75).

16 Pervaja vseobshchaja perepis' naselenija Rossiiskoj imperii, 1897 goda. T. III: Bessarabskaja gubernija [The First General Population Census of the Russian Empire, 1897. Vol. III: The Gubernia of Bessarabia]. St. Petersburg 1905, pp. 70–73. See also L. S. Berg, Bessarabija – strana – ljudi – khozeajstvo, Chișinău 1993, pp. 116. A report written in French for Russian legations during the Peace conference indicated there were 70,000 Bessarabian Germans in 1918. Les minorités ethniques en Roumanie [Ethnic minorities in Romania], 1918. Russia, Posol'stvo [Embassy] (U.S.), Reel 23, Box 22 Subject file, Folder 22.4 Bessarabia, Hoover Institution Archives, Stanford, California (further, HIA).

17 The teacher of Sărata, Albert Mauch, and the lawyer Karl Gassert. Schroeder: Die Deutschen, pp. 43f.

in which Pastor Daniel Haase was elected as president and Andreas Widmer, the former deputy in the First State Duma and the vice-president of Akkerman zemstvo [a form of local government, S. S.], as vice-president.[18] With regard to the authority of the regional administration, to which the committee passed the pleas, a witness of these events noted:

> The position of the Provincial Commissioner and his assistants is depressing. They do not receive anybody's support. They understand the present situation and take all measures for the unification, but without any success. Without any reason, many go against them personally and against their orders. The reasonable, calm Provincial Commissioner can only throw up his hands.[19]

It soon became obvious to the Bessarabian Germans that instead of awaiting a response from the helpless regional authorities, other strategies should be embraced. After October 1917, when the Bolsheviks took power, they also took over the expropriation project, expanding it to the next level. This time, the calculation was based on class and ethnicity, the Germans being among ethnic categories in disgrace of the new rule, mainly because of their pleas to regain their property rights. Moreover, private ownership was not protected anymore. Nevertheless, the Germans who were in a precarious economic situation was precarious expressed hope for a better life.[20]

The rapid sequence of events in Russia, Ukraine and, subsequently, in Bessarabia, was not acknowledged by local Germans post-factum. When the regional legislative body "Sfatul Țării" was created, they delegated representatives who participated in all the stages of its activity: during the establishment of the Bessarabian Democratic Republic as part of the Russian Federative Republic (2 December 1917–24 January 1918), the independent Moldovan Republic (24 January–27 March 1918), and after Bessarabia united with Roma-

18 Ibid., p. 51; Ingeborg Fleischhauer: Die Deutschen im Zarenreich. Zwei Jahrhunderte deutsch-russischer Kulturgemeinschaft. Stuttgart 1986, pp. 548f.

19 Louis Guy Michael: More Corn for Bessarabia. Russian Experience 1910–1917. East Lansing, Michigan 1983, p. 114. The author was an American farmer from Ohio, invited by Bessarabian Gubernial Zemstvo (the main institution of self-administration of the region with the status of a gubernia) to teach the peasants corn breeding. The mimeograph of Michael's writings can be consulted at HIA (Collection: Overview of the Louis Guy Michael mimeograph: Russian experience, 1910–1917); Vasilii A. Maklakov Papers, 1881–1956, Box 19 Subject File, Folder 19.1 Bessarabia. Obshchestvo Bessarabtsev, HIA. On the book, see, in detail, Svetlana Suveica, Louis Guy Michael. Impresii despre Basarabia (1910–1916) [Impressions on Bessarabia (1910– 1916)]. In: *Cugetul. Revista de istorie şi cultură* (2005), 1, pp. 32–43.

20 See Eric Lohr, Nationalizing; Hugo Jedig: Die Rußlanddeutschen in den ersten fünfzig Jahren des Bestehens der Sowjetmacht. In: Hartmut Kugler (ed.): Kulturelle Identität der deutschsprachigen Minderheiten in Russland/UdSSR, Kassel 1992, p. 12.

nia and acquired the status of regional autonomy (27 March–27 November 1918). A separate position of the Germans within "Sfatul Țării" was first formulated on 16 January 1918, as a reaction to the presence of Romanian troops in Bessarabia:

> The Assembly of zemstvo councillors […] is attached to the Ukrainian Republic, in the form that will be decided by the Ukrainian Constituent Assembly, believing that Ukraine will develop close ties with other independent regions of Russia, until they form in the future a united democratic Russian republic.[21]

On 9 February, Ukraine signed a separate peace with the Central Powers, on the condition that it would receive military support to stop the Bolshevik troops that were marching towards Kiev in exchange for grains and raw materials; on 28 February, the German-Austrian troops started to advance towards Southern Ukraine. At the same time, the plea of the Bessarabian Germans for autonomy within Ukraine were not well received by Ukrainian nationalists. Although the presence of Romanian troops in Southern Bessarabia brought a certain feeling of security for the Germans, there was no guarantee of lasting stability. Dissatisfaction with the passivity of regional executive body remained, which motivated the Germans to work together in order to seek support from the distant "Heimat".

Seeking protection from the "Heimat"

On 2 March 1918, the Pastor of Hoffnungstahl (now Cebrykove, Ukraine) and Kassel (now Velykokomarivka, Ukraine) and the chairman of the Chief Committee of the All-Russian Union of Russian Citizens[22] of German Nationality [Vorsitzender des Hauptkomitees des Allrussischen Verbandes

21 "Adunarea consilierilor zemstvei […] se alipește la republica ucraineană, în forma în care va fi hotărâtă de către adunarea constituantă ucraineană, având credința că Ukraina se va dezvolta în legătură strânsă cu celelalte regiuni independente ale Rusiei, până când se vor uni în viitor într-o republică democratică unică rusească." Ștefan Ciobanu: Unirea Basarabiei. Studiu și documente cu privire la mișcarea națională din Basarabia în anii 1917–1918 [The Union of Bessarabia. A Study and Documents about the National Movement in Bessarabia during 1917–1918]. Chișinău 1993, Annex XCIV, pp. 146f.

22 The concept of *citizenship*, coming from the French, was considered a politicesed idea in the Russian Empire. Instead, the concept of *subjecthood*, showing the legal status of the individual in relation to the monarch, was used widely up to February 1918. On the difference in meaning of both concepts for Russian society, see Eric Lohr: Graždanstvo i poddanstvo. Istorija ponjatij [Citizenship and Subjecthood. A History of Concepts]. In: Alexey I. Miller, Denis A. Sdvižkov, Ingrid Schierle (eds.): "Ponjatija o Rossii". K istoričeskoj semantike imperskogo perioda. Tom 1 ["Concepts of Russia": Toward a Historical Semantics of the Imperial Period. Vol. 1]. Moscow 2012, pp. 197–225.

russischer Bürger deutscher Nationalität], Immanuel Winkler, proposed to the German governmental representatives in Berlin a plan to create a "flourishing German colony on the Black Sea and the Danube". According to this plan, should the northern part of Bessarabia become united with Romania, Bessarabia was to be divided into two parts, along the Bender to Reni railroad. The division was based on the fact that in the north the population was largely Romanian, whereas the southern part (the districts of Akkerman, Ismail and Bender) there were also Germans, Ukrainians, Russians, Bulgarians and Jews.[23] According to the plan, the Romanians from the south could move to the north, so that the space could be freed for the Germans from Dobrogea (German: Dobrudscha) and the Southern Ukraine and a German-populated settlement area, comprising southern Bessarabia and south-western Kherson gubernia (without Odessa) could be formed. Another argument was that in the districts of Odessa and Tiraspol, as well in the southern part of Ananiev (Ukrainian: Anan'ïv, Russian: Anan'ev, German: Ananjiw), the land was in possession of the German colonists, the German element being very strong there. Where a dense German settlement could not be ensured, payment was to be sought in exchange for land. A larger region, populated by "real German colonists, pioneers of the German element on the Black Sea, to continue its centennial faithful work", was seen as serving as an outpost of the German Reich. The plan expressed the willingness of the Bessarabian Germans to embrace German citizenship with all the benefits and obligations that entailed, together with the readiness to support the national and economic existence of the German Reich. The document ended with a plea for the support of the plan from German authorities.[24]

In the context of Romania's growing interest in gaining Bessarabia, the position of the German authorities was one of hesitation. In mid-March 1918, the German Kaiser Wilhelm II expressed concern about with showing support for the union of Bessarabia with Romania that was about to become a *fait accompli*, "because this could jeopardize our relations with the Ukrainians, if they find out about it."[25] In a telegram addressed to the German Legation in Bucharest, the State Secretary for Foreign Affairs, Richard von Kühlmann, also advised that Romania's wishes should be treated "with sympathy and reserve". It was emphasized that Germany should not rush to offer any guarantee for the union, its priority remaining the support of Ukrainian interests.

23 Von Pastor Winkler übergeben [Delivered by Pastor Winkler], no. 2.778, 30 April 1918. Politisches Archiv des Auswärtigen Amts (further, PA AA), R 22.865, f. 1–5.

24 Ibid.

25 Letter from 11 March 1918, signed Grünau, PA AA, R 22.114.

At the same time, the union of Bessarabia with Romania was seen as an opportunity to keep Russia and Ukraine away from the mouths of the Danube, as well as to prevent territorial closeness between Russia and Bulgaria. The economic advantage, acknowledged for Romania, was considered favourable for Germany as well, since it was in a difficult economic situation "during the war and after the war".[26]

At the same time, the Romanian prime minister, Alexandru Marghiloman, in a meeting with Bessarabian representatives, sought "verbal assurances", confirmed by Kühlmann, that the Romanians would have a "free hand" in the region if they lent their vessels to the Germans.[27] Another condition discussed during the negotiations for a separate peace with the Deutsches Reich,[28] but about which the Bessarabians were not informed, was grain requsition from the region, which ammounted to 11,00 vagons; apparently, Kühlmann would only agree to give the Romanians a "free hand" after the Romanians had provided economic assurances.[29] The Bessarabian representatives did not seem concerned about what a "free hand" for Romania would mean and under which conditions it was given; they were more worried about the "amputation" of northern Bessarabia, desired by Ukraine, about what would happen with "Sfatul Țării", the executive body of the Council of Directors (ministers), and about the future status of private estates. No specific questions about the status of the German or other minorities were raised.

The Declaration of the Union of Bessarabia with Romania was voted through on 27 March 1918 by the majority of "Sfatul Țării" deputies; the two deputies representing the German minority, Filip Almendinger and Robert von Lesch, abstained from voting. The latter declared that the delegates were not authorized to support or disapprove of any changes to the region's political status:

> As a representative of the Germans of the Moldavian Republic, who amount to more than 75,000, and on behalf of my faction, I declare that the German population has not authorized us to decide on the issue of where the Moldavian

26 Telegram, no. 167, 19 March 1918. Signed von Kühlmann, PA AA R 22.114. The position of Germany on the union of Bessarabia with Romania is explained only passim in historiography. On the position of the Allies, see Marcel Mitrasca: Moldova: A Romanian Province under Russian Rule. Diplomatic History from the Archives of the Great Powers. New York 2002.

27 "Je parle des l'assurances verbales et de la dépêché de Horstmann me confirmant de la part de Kühlmann "main libre" au cas où nous donnons nos bateaux." Alexandru Marghiloman: Note politice, vol. III 1917–1918, Bucharest 1927, p. 448f., notes of 5 April, 1918 (New Style [N.S.], Gregorian calendar).

28 The peace treaty between Romania and Central Powers was signed in Bucharest on 7 May 1918.

29 Marghiloman: Note politice, pp. 438f., notes of March 28, 1918 (N.S.).

> Republic belongs; this issue can be solved by the Congress of All Germans of the Moldavian Republic. Therefore, we abstain from voting.[30]

The decision was in direct connection with the unclear status of German properties lost in 1915.[31] Moreover, the fact that the idea of forming a German autonomous region was further promoted by representatives of the Bessarabian Germans should not be ignored either. At the Congress of the Germans of Bessarabian and Kherson gubernias, which took place on 21–22 April 1918 in Odessa, Pastor Winkler publicly argued that, under the new political circumstances, the right solution for the status of the German minority was the creation of a German autonomous region of Southern Russia as part of the independent Ukraine.

The option of becoming a German citizen was also laid down on the table by the Bessarabian Germans. On 7 May, the Congress of the Germans of the former gubernias of Taurida, Ekaterinoslav, Kharkov, Voronezh and the Don region, which took place on 7 May in Prishib (Ukrainian: Pryshyb), formulated an address to the German Kaiser, expressing their concerns regarding the status of the former German colonists and stating the readiness of those who once belonged to the Russian Empire to become German citizens and enjoy the protection of the Deutsches Reich. "Until our destiny is finally determined", support for the military and economic organization of the colonists from Germany was awaited.[32] In a telegram to the Kaiser, the latter was asked to mediate the issue with Kiev, but the German authorities did not give any encouragement to the plan.[33]

With the advancement of the German troops in Ukraine, the number of requests for German citizenship rose, especially from the left bank of the Dniester, where the Bolshevik danger was higher.

> […] In the south the colonists in Akkerman Uyezd [administrative subdivision, S. S.] were scarcely able to conceal their hopeful anticipation of the arrival of German troops. They owed no allegiance to the czar. Through the decades of their exile from the Fatherland they had kept in touch with all German things.

30 "În calitate de reprezentant al tuturor Germanilor din Republica Moldovenească, care se ridică la mai bine de 75,000, în numele fracțiunii mele declar, că populația germană nu ne-a împuternicit să hotărâm chestiunea alipirei Republicii Moldovenești oriunde ar fi; la această chestiune poate da răspuns congresul tuturor germanilor din Republica Moldovenească. Deaceea noi ne abținem de la vot." Procesul-verbal al ședinței Sfatului Țării din 27 martie 1918. Ciobanu: Unirea, p. 233.

31 Schroeder: Die Deutschen, p. 86.

32 Ibid., pp. 75f.

33 Telegram, Bucharest, 16 May 1918. PA AA, R 22.274.

> They would welcome any opportunity that a closer relation to Germany might give them to take over the land of the estates that they covered,[34]

Louis Guy Michael, who was well aquainted with the Bessarabian realities, noted in his memoirs. By contrast, the Ukrainians[35] "were for revolution, any kind of revolution", the Bulgarians "were awaiting the opportunity to rise against the estate owners regardless what the form of the government might be", whereas the Moldovan peasants "were indifferent to the occupation of Bessarabia by the Germans who could not be worse masters than the Russian officials."[36]

Based on the information that reached Berlin at the end of April 1918, the Romanians' treatment of the Bessarabian Germans was "extremely bad and reckless". The telegram of 30 April 1918, issued by the Sub-Secretary of State in the Ministry of External Affairs, Baron Hilmar von dem Bussche-Haddenhausen, addressed to von Kühlmann, indicated that

> 1. All meetings and discussions are forbidden; 2. German newspapers from Odessa are not permitted; 3. Man and women have been abused and raped; 4. Everything has been taken from the colonists without payment and receipt; 4. With the occasion of the Romanian occupation, churches should hold services in German; 5. The German clergy are forced to swear an oath to the King.

Von dem Bussche-Haddenhausen considered that the union of Bessarabia with Romania required the demand of guarantees that the situation of German colonists under the Romanian regime would not get worse than under the Russian regime.[37] The German government was expected to intervene directly, but in the circumstances related to the signing of the Peace treaty with Romania, an amiable solution that would please both parties was preferred.

Negotiating with the Romanians

In a ciphered telegram of 2 May 1918, the German Legation in Bucharest informed Berlin of the "difficulties with the Germans, related mainly to their

34 Michael: More Corn, p. 114.

35 Termed "Little Russians" in the source. The ethnonym, which shows the identification of the Ukrainian elite who strived for equal national, social and religious rights within Russian Empire, was promoted by the Russian government, but lost its significance after 1917. On Ukrainian identification within Russian Empire, see Alexey Miller: The Ukrainian Question: The Russian Empire and Nationalism in the Nineteenth Century. Budapest, New York 2003.

36 Michael: More Corn, p. 114.

37 Telegram, no. 1.280, 30 April 1918. PA AA, R 22.865.

lack of knowledge of the political situation" in the country. The suggestion was that the Romanian Prime Minister, Alexandru Marghiloman, telegraphed the Romanian politician Constantin Stere (1865–1936),[38] who was in Chișinău (German: Kischinew, Russian: Kishinëv) at the time, to ask him to accompany the representatives of the Bessarabian Germans to Iaşi (German: Jassy).[39] On 16 May, the Counsellor of the German Legation, Alfred Horstmann, informed Berlin that a group of seven delegates, led by Pastor Haase and accompanied by Stere, had been received by the prime minister. They "did not make demands, but only stated that they wanted to obtain certainty regarding their fate and the organization of their church and school system."[40] Examination of the plan to establish an autonomous German colony on the Black Sea, comprising all-South Russian Germans, was also mentioned.

During the meeting, the conditions under which the Germans would become Romanian citizens were discussed. Pastor Haase reiterated before the prime minister that his co-nationals wished to remain in Bessarabia under the Romanian Supreme Command (Oberhoheit), "otherwise they wanted to return, because in no way do they want to become Romanians." In response to Haase's expression of fear of "Romanianization" and assimilation, Stere ensured the delegates that a series of privileges would be granted to "the Germans who, as hard-working, quiet people, belong to the best Bessarabian people who will preserve the country". One of the privileges mentioned was local self-administration. Subsequently, their situation was expected to get "incomparably better" than under the Russian rule. "However, if the Bessarabians acquired German citizenship, they would all be deprived of the right to participate in self-government", the German public servants being replaced with Romanians. To avoid the inevitable friction at the local level that would lead to the intervention of the German Legation, Stere proposed that a German prefect from among locals would be left in charge, to "protect the Germans from the assaults" until the elections for the Chamber took place. He also made promises that during the parliamentary elections the circumscriptions would be projected in such a way that three deputies for the Chamber would be

38 Constantin Stere, of Bessarabian origin, played a crucial role in persuading the Bessarabian delegates to vote for the union of the region with Romania. On 4 April 1918, he was elected president of "Sfatul Țării". The fact that Stere took the mission to Iaşi is also confirmed by the personal notes of Panteleimon V. Sinadino, the head of the Union of Bessarabian Great Landowners, who was supposed to meet Stere on that day. Beseda. Marghiloman IV. Vasilii A. Maklakov Papers, Box 18, Folder 18.10 Bessarabia. Soyuz Zemel'nyh Sobstvennikov, f. 24, HIA.

39 Telegram, 2 May 1918, Bucharest. PA AA, R 22.865.

40 Telegram, 16 May 1918, Bucharest. PA AA, R 22.274.

elected to represent the interests of the German community, so that its representativeness in the Romanian legislative bodies would be fully ensured. One of the conditions for the acceptance of Romanian citizenship was conscription, which the Germans rejected. Horstmann concluded: "I think this solution is not unfavourable, and I may ask for instructions whether to persuade the Germans in this regard, and if they do not thereby agree with them, to express the opinion of their return [to Germany] and possible resettlement to the Baltic provinces."[41] The final solution remained to be discussed by Berlin and Bucharest. Concerning the delegation to the Romanian government, the *Norddeutsche Allgemeine Zeitung* wrote that the Bessarabian Germans, some 30,000 souls – half the official number – living in 200 settlements, had "trust in Germany".[42] A week later, the same newspaper wrote that despite "kind reception and good promises" made by the Romanian government, the situation of the Bessarabian Germans remained rather uncertain.[43]

In the context of the Ukraine's claim to Bessarabia, well-acknowledged by the German diplomats as early as the Brest-Litovsk negotiations of February–March 1918, there followed a discussion about the possible migration of Germans from southern Ukraine to Romania between the representatives of the Supreme Army Command (Oberste Heeresleitung, OHL), the State Secretary of the Interior and Friedrich von Lindequist, the president of the Association of German Settlement and Migration (Vereinigung für Deutsche Siedlung und Wanderung). A ciphered telegram, sent to Kiev on 4 June 1918, stated that a Commissioner for the Affairs of the German colonists (Kommissariat für Angelegenheiten der deutschen Kolonisten) was to be established in Ukraine, with the aim to "help the colonists practically rather than if we favour further boundless plans." It was thus agreed that mass emigration of the Germans from Southern Ukraine to Romania should not be supported "beforehand".[44]

In late May 1918, Pastor Daniel Haase, together with Daniel Erdman, went with the mission to Berlin – a simultaneous initiative but separate from that of the other South Russian Germans. As a response to the request to ensure the security of the German settlers, two German battalions were sent to the Southern Bessarabia.[45] After the Germans had obtained special protection from the German troops, albeit it briefly, Pastor Winkler spoke in Tarutino

41 Ibid.
42 *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, no. 248, 17 May 1918. Bundesarchiv, R 8034 II / 2476, f. 17.
43 Der Friede mit Rumänien und das Russlanddeutschtum. In: *Norddeutsche Allgemeine Zeitung*, no. 268, 25 May 1918. Bundesarchiv, R 8034 II / 2476, f. 34.
44 Telegram, 4 June 1918. PA AA, R 22.274.
45 Schroeder: Die Deutschen, pp. 77f.

and urged his co-nationals not to obey the Romanian orders, to throw down the Romanian flag and to refuse to worship the Romanian King.[46]

In the meantime, the issue of a possible exchange of the Ukrainian Germans with the Ukrainians who populated Southern Bessarabia was discussed among the German officials. In a telegram, sent to Horstmann in Bucharest on 20 June 1918, von dem Bussche-Haddenhausen mentioned the "thoughts that had arisen" concerning the population exchange, which seemed in line with the plan for the creation of an autonomous German region under the protection of the "Heimat". According to von dem Bussche-Haddenhausen, "a larger number and the tightness of German settlements in Bessarabia would bring, besides advantages for the colonists themselves, a better-negotiated offer from German politics regarding the interests of the settlers." The diplomat was advised to exchange views with Marghiloman in that regard, with the mention that "realization of the plan would free Romania from the danger of strong Ukrainian irredentism in Bessarabia." Bussche thought that these strategic advantages would hardly be comparable with the economic and cultural pleas made by Bessarabian Germans.[47] According to Bussche, the colonists were ensured that the German government was taking the necessary steps to support their interests and were advised to take the issue of the Romanian citizenship "with ease", since the border between Ukraine and Romania was not definitely fixed.[48]

By the autumn of 1918, the loss of Bessarabian autonomous status within Romania, gained in March 1918, looked imminent. A good number of "Sfatul Țării" deputies, among them 13 who had voted for the union of Bessarabia with Romania, perceived the loss of autonomy as a withdrawal from the guarantee of democracy and freedom for all the Bessarabians regardless of their ethnic and social origin. Several days before, General Arthur Văitoianu had visited Chișinău in order to persuade the deputies to vote for the cancellation of regional autonomy, because "it will be good for Romania's position in Paris",[49] as forty deputies argued before the Romanian government in a memorandum expressing disagreement with the unfulfilled conditions of regional

46 Ibid., p. 78.
47 Telegram, 20 June 1918, Berlin. PA AA, R 9.820.
48 A 29304, undated. PA AA, R 9.820.
49 Compte-rendu par le député V. Tziganko, chef du parti paysan, d'un entrevue qu'il eut en compagnie d'autres deputés avec le Commissaire General de la Bessarabie – General Vaitoianu, le vendredi 23 novembre 1918 [Report by deputy V. Tziganko, leader of the peasant party, after a deputies meeting with the General Commissioner of Bessarabia – General Vaitoianu, Friday, 23 November 1918]. Alexandr N. Krupenskii Papers, Box 2 Subject file, Folder Romania – (Relations with Bessarabia), HIA.

autonomy stipulated in the Declaration of the union. According to the document, the Romanian regime violated the civil liberties and the governmental agents that had replaced local public servants abused power, violated minority rights and artificially fed the conflict between the ethnic groups, which had previously enjoyed peaceful and friendly relations.[50] Among the signatories of the memorandum, which was, in fact, the last unsuccessful attempt to preserve the regional autonomy of Bessarabia within Romania, was the German deputy Filip Almendinger.

At the same time, the German community was awaiting practical steps from the Romanian government toward solving its economic situation. Several days before the cancellation of regional autonomy on 27 November 1918, the head of the Bessarabian Directorate of Agriculture, Emmanuel Catelli, issued an ordinance on the return of the German colonists' possessions, dispossessed earlier by the Peasants' Bank.[51] Later on, the repossession was tergiversated by the intervention of "Casa Noastră", the institution responsible for the implementation of the agrarian reform in the region, which cancelled the order and ensured that all the expropriated land was first collected in the state rural fund. The situation was criticised by the First President of the Chișinău Court of Appeal, Vespasian Erbiceanu, who wrote a series of addresses to the Ministry of Justice and published two studies on the matter.[52] Despite the demarches via different channels, the Romanian government came back to the issue only in the autumn of 1919, shortly before the parliamentary elections. Formally, the Decree-Law no. 4,236 of 6 October 1919[53] abrogated the Russian laws of 1915 and reinstated the colonists "in their rights previous to these exceptional laws."[54] The decree was acclaimed at the Congress of the Bessarabian Germans, which took place on 22 October 1919 in Tarutino.[55] In fact, the regula-

50 Memorandum, undated. Alexandr N. Krupenskii Papers, Box II Subject file, 1918–1934, Folder Romania – (Relations with Bessarabia), HIA.

51 Ordonanță, Nr. 9.548, 9 November 1918. Constantin Hamangiu: Codul general al României [The General Code of Romania], vol. IX–X, 1919–1922, Legi uzuale [Customary Laws]. Bucharest 1926, p. 225.

52 Vespasian Erbiceanu: Situația coloniștilor austro-ungari și germani din Basarabia față de decretul-lege al reformei agrare [The situation of the Austro-Hungarian and German Settlers in Bessarabia before the Agrarian Decree-Law]. In: *Cuvântul dreptății* I (6), 15 June 1919, pp. 81f; Idem: Naționalizarea justiției și unificarea legislativă în Basarabia [Nationalization of Justice and Legislative Unification in Bessarabia]. Bucharest 1934, p. 145. On Erbiceanu's activity with regard to the German colonists, see Sorin Radu: Vespasian Erbiceanu (1865–1943). Studiu monografic [Vespasian Erbiceanu (1865–1943). A Monographical Study]. Târgoviște 2015, pp. 101–104.

53 Here, and foll., N.S.

54 *Monitorul Oficial al României*, no. 138, 8 October 1919.

55 Schroeder: Die Deutschen, p. 99.

tion that established the precise procedure for the return of land to the former colonists was not issued until April 1922.[56] The Bessarabian Germans were thus formally returned their properties, which were subsequently expropriated on the basis of the 1920 Agrarian Law of Bessarabia.[57]

The capitulation of Germany in November 1918 shattered the plans for a German autonomous region under the protection of the "Heimat". On 7 March 1919, the Congress of Bessarabian Germans took place in Tarutino. The assembly unanimously decided to express support for the union of Bessarabia with Romania, being "firmly convinced that the German settlers in Bessarabia will live in peace and unity with the Romanian people, united under one crown."[58] The implementation of the plea, addressed to the Romanian king and the government, were considered "guarantees" for the development of the German minority "as a conscious national and political unity, assuming that the new state will gladly offer them everything the German colonists considered vital conditions."[59] The list contained claims for the development of education, administration and justice in the mother tongue, representation in legislative and executive bodies of the country, the autonomy of church and school, and the guarantee of all civil rights for the Germans as full citizens of the Romanian state. In return, the Germans ensured the regime that the decision was taken "with seriousness and great responsibility" and with "trust in God". They ensured the new rulers of Bessarabia that they were ready to respond with loyalty, and "will always be faithful to the Throne and the State."[60]

On 24 May 1919, a telegram from Berlin informed the Romanian officials that the representatives of Bessarabian Germans had been sent back home, after the Romanian government had agreed to a series of concessions regarding their future status. These were the following: the Romanian troops to be withdrawn from the districts of Akkerman, Ismail and Bender; a German prefect to be appointed for all three counties; the electoral circumscriptions to be set up in such a way that the Germans will get three places in the Chamber; extensive

56 *Monitorul Oficial al României*, no.15, 23 April 1922. Svetlana Suveică: Basarabia în primul deceniu interbelic (1918–1928): Modernizare prin reforme [Bessarabia in the First Interwar Decade (1918–1919): Modernization by Means of Reforms]. Chișinău 2010, pp. 174f.

57 *Monitorul Oficial al României*, no. 258, 13 March 1920.

58 "[…] Este de convingerea fermă, că coloniștii germani din Basarabia vor trăi în pace și unire cu poporul român, uniți sub același sceptru." Hotărârea congresului de la Tarutino a coloniștilor germani din Basarabia din 7 martie 1919 cu privire la unirea Basarabiei cu România (hotărârea a fost luată cu unanimitate de voturi). In: Ciobanu: Unirea, CLXXIV, p. 259.

59 "… Ca o unitate națională și politică conștientă, presupunând că statul nou le va oferi și le va da bucuros totul, ce coloniștii germani consideră ca condițiuni vitale." Ibid.

60 Ibid.

autonomy in villages to be guaranteed; the German Liaison officer to the Romanian Supreme Command (Oberhoheit), having his residence in the district of Akkerman, to act simultaneously as the trustee of the Germans; the Germans to be granted a temporary (two-year) exemption from conscription to the Romanian Army. For its part, the German government expressed "no political interest" in a potential transfer of South Russian Germans to Bessarabia.[61] The Germans were advised to express satisfaction with the concessions made and refrain from returning to Berlin and insisting on their claims. It was also agreed that in the autumn a delegation of Bessarabian Germans would go to Bucharest for further talks. Horstmann expressed the opinion that "it will be easier for them to make a decision once the state of order in Bessarabia is established, and precise assurance on the issue of returned migration can be given."[62]

In the first parliamentary elections in "Greater Romania", held on 19–22 November 1919, the German community elected three out of ninety Bessarabian deputies, as well one senator.[63] In this context, the president of the Odessa Committee for Saving Bessarabia, Vladimir N. Tverdokhlebov, informed the head of the "Bessarabian Delegation" in Paris, Alexandr N. Krupenskii, that the Romanians were successful in persuading minorities to express their support for the new regime. He observed with irony that "the German colonists were also 'bought'; the law for the return of the land confiscated before 1917 was issued, and they are 'reconciled'; Mr. Widmer[64] goes to the Senate."[65]

Conclusions

After the February 1917 Revolution, the Bessarabian Germans started to act together with other German co-nationals from the South Russian gubernias in order to obtain the cancellation of the legislation that led to their unfavourable treatment as "enemy subjects" and to regain their economic, social and cultural rights. When the Russians left and the Romanians were about to estab-

61 Telegram, 24 May 1919. Der K[aiserliche] Legationsrat an Auswärtiges Amt, PA AA, R22.274; Doc. A 29547, undated. PA AA, R 9.820.

62 Ibid.

63 On the 1919 elections and their results for Bessarabia, see Suveică: Basarabia, p. 64–82.

64 Dr. Oscar Widmer, the veterinary doctor from Tarutino, was elected as senator. Vasile Ciobanu, Sorin Radu, Partide politice și minorități naționale din România în secolul XX [Political Parties and National Minorities in Romania in the Twentieth Century]. Sibiu 2007, p. 223.

65 "Nemcev-kolonistov tože 'kupili'; proveden zakon o vozvraščenii im otobrannyh do 1917 g. zemel', i oni 'primirilis'; g. Vidmer idet v Senat." Vladimir N. Tverdokhlebov – Alexandr N. Krupenskii, Odessa, 15–20 November 1919. Vasilii A. Maklakov Papers, Box 17 Subject file, Folder 17.4 Bessarabia. Correspondence – Krupenskii, 1918–1919, HIA.

lish their regime in the region, the Germans unsuccessfully sought the protection of unstable regional bodies. In the search for long-term solutions to securing the community's economic, social and cultural rights, their elite representatives took action on the local, regional and external levels. With the advancement of the German troops into Ukraine, a plan for the establishment of an autonomous region encompassing Germans of the former Southern Russian gubernias was put to the German government. While they declared their readiness to protect the interests of their co-nationals in Bessarabia, the German authorities were rather reserved in their response. Taking into account the changing military and political circumstances, they tacitly approved the union of Bessarabia with Romania, while remaining interested in controlling the situation in Ukraine. Despite possible strategic and economic advantages, the autonomy and migration plans of the South Russian colonists were not encouraged either. Instead, Germany adopted the role of a mediator between the Romanian authorities and the Bessarabian Germans, so that a compromise suitable for both parts was effected.

After the capitulation of Germany in November 1918, the only solution for the Bessarabian Germans was to try to obtain from the new government guarantees for economic, civic and social rights. Their determination to negotiate a new status under the new regime, closely related to previous deprivation of rights, made sense when the status of Bessarabia was under discussion at the Peace conference in Paris. Acknowledging that the Bessarabian Germans, along with other social and ethnic groups, would not express instant loyalty and subordination, despite the Bolshevik danger, the Romanian government, to which it was important to show support for the Bessarabian minorities in Paris, expressed readiness to negotiate. In exchange for loyalty, the Bessarabian Germans were promised restoration of property rights, legislative representativeness and local autonomous administration, promises which were partially fulfilled. Thus during the transition of Bessarabia from the Russian to the Romanian regime, the automatic qualification of the Bessarabian Germans as either pro-Romanian or pro-Russian does not correspond to their positon, the intricated and sinuous character of which was shaped by both the regional and the international circumstances.

Von der Front nach Zion

Jüdische Sichtweisen auf den Ersten Weltkrieg im Osten Europas

HANS-JOACHIM HAHN

Nach dem Ersten Weltkrieg ging der aus Prag stammende Schmuel Hugo Bergmann (1883–1975), der 1903 und 1904 Obmann der Prager zionistischen Studentenvereinigung Bar Kochba gewesen war, als Leiter der Kulturabteilung der zionistischen Bewegung nach London. Von dort aus emigrierte er im Mai 1920 nach Palästina. Am 1. August 1919 notierte er in London in sein Tagebuch:

> Heute vor fünf Jahren zog ich hinaus. […] Heute vor fünf Jahren zog ich *ins Dunkle hinaus*. Dieser Tag riß mich aus dem gewohnten Dasein und *warf mich ins Freie*, und wenn ich für eines dem Schicksal dankbar sein will, so ist es dafür, daß ich diesen *Weg der Wagnisse und Erlebnisse*, diesen Nicht-Gewohnheitsweg, *den zu wählen* ich Mama bei ihrem Besuch im Feld vorausgesagt habe, wirklich gewählt habe. Es ist bitter oft und furchtbar die Sehnsucht nach meinem geordneten Leben, nach Schreibtisch, nach Büchern, Wissenschaft und Ruhe – aber es ist *nicht unser Teil*, *diesen Weg* zu gehen. Mögen ihn unsere Söhne oder Enkel wiederfinden![1]

In dieser Passage wird an den Eintritt in den Ersten Weltkrieg als Kriegsfreiwilliger, das sogenannte Augusterlebnis 1914, erinnert, der hier jetzt als bewusste Wahl für einen „Weg der Wagnisse und Erlebnisse" gedeutet ist und zugleich auf Bergmanns Entscheidung für den Zionismus und die kurz bevorstehende Aufbauarbeit in Palästina verweist. Die Kriegsteilnahme und die Entscheidung für einen zionistischen „Weg" fallen dabei auffällig in eins. Zum einen knüpft Bergmann so an den Dezisionismus an, mit dem der mit Bergmann befreundete Martin Buber (1878–1965) in seinem programmatischen

1 Schmuel Hugo Bergmann: Tagebücher und Briefe. Bd. 1: 1901–1948. Hg. von Miriam Sambursky. Mit einer Einleitung von Nathan Rotenstreich. Königstein/Ts. 1985, S. 124. Hervorhebung durch den Autor.

Text *Die Losung* aus dem ersten Heft der mitten im Krieg im Frühjahr 1916 erstmals von ihm herausgegebenen zentralen Zeitschrift des sogenannten Kulturzionismus[2], *Der Jude* (1916–1928), die Beteiligung jüdischer Soldaten am Weltkrieg als Mittel zur Förderung jüdischen Gemeinschaftsgefühls begrüßt hatte. Die Kontingenz eines ungewissen Schicksals, die eingangs aufgerufen wird, erfährt dabei sogleich eine auffällige Aufladung und Sinngebung. So erinnert die Wortwahl noch an die mit der Einberufung verbundenen Ambivalenzen, wenn vom Hinausziehen „ins Dunkle" oder vom Wurf „ins Freie" die Rede ist. In der letzteren Formulierung klingt zudem Arthur Schnitzlers Romanerstling *Der Weg ins Freie* (1908) an, der hier offenbar als Votum für die Auswanderung nach Palästina begrüßt wird. Eingeschlagen wurde der zionistische Weg nach Palästina, um so die Voraussetzung zu schaffen, dass die Kinder und Enkel dereinst sich wieder dem, durchaus sehnsüchtig herausgehobenen „Gewohnheitsweg" von Schreibtisch, Büchern und Wissenschaft würden zuwenden können. Implizit spielt die Passage auch auf Moses an, der das Volk Israel aus der Gefangenschaft in Ägypten befreite, aber selbst nicht mehr die Grenzen in das gelobte Land überschritt, wenn Bergmann erst für die Kinder und Enkel eine Rückkehr zum „Gewohnheitsweg" postuliert. So aber lässt sich das „[W]iederfinden" als doppelte Wiederholung interpretieren: Während die Kinder und Enkel auf Grund seiner Entscheidung in der Zukunft zum wissenschaftlichen Alltag innerhalb einer neuen jüdischen Gemeinschaft zurückkehren können, soll sein eigenes Votieren für den Zionismus und den Weg nach Palästina ebenfalls bereits eine Rückkehr darstellen: die zur jüdischen Gemeinschaft.

Die Stimmung, mit der Bergmann in den Krieg gezogen war, so urteilt die Herausgeberin seiner *Tagebücher & Briefe* Miriam Sambursky, habe der Haltung vieler Juden zu Beginn des Ersten Weltkriegs entsprochen: „[M]an sah im Krieg gegen Rußland den Kampf gegen das zaristische Regime mit seiner Unterdrückung aller freiheitlichen Bestrebungen, und vor allem das Land der Pogrome, wie die in Kischinew (1903 und 1905) und in Gomel (1903)."[3] Das Kriegserlebnis sollte Bergmann dann jedoch „in eine tiefe geistige Krise" stürzen, schreibt Eleonore Lappin, was er Buber 1915 brieflich mitteilte.[4] Entgegen der idealistischen und wirklichkeitsfremden Auffassung aus Bubers *Losung*,

2 Aktuell zum Kulturzionismus: Andreas B. Kilcher: Jüdische Renaissance und Kulturzionismus. In: Hans Otto Horch (Hg.): Handbuch der deutsch-jüdischen Literatur. Berlin, Boston 2016, S. 99–121.

3 Bergmann: Tagebücher, S. 57.

4 Eleonore Lappin: Der Jude 1916–1928. Jüdische Moderne zwischen Universalismus und Partikularismus. Tübingen 2000 (Schriftenreihe wissenschaftlicher Abhandlungen des Leo Baeck Instituts, 60), S. 76.

gegen die Gustav Landauer und Gershom Scholem unmittelbar nach ihrer Veröffentlichung im Frühjahr 1916 bereits vehement protestierten, habe der Krieg bei Bergmann zwar das Zugehörigkeitsgefühl zur deutschen Nation und Kultur verstärkt, zugleich sei aber sein jüdisches Nationalgefühl dabei weitgehend verblasst.[5] Gerade wegen dieser durch das eigene Kriegserlebnis ausgelösten Zweifel am Zionismus sowie seiner gegen Ende des Krieges wahrgenommenen Rolle als Verkünder nationaljüdischer Wege in mehreren programmatischen Texten in Zeitschriften wie *Der Jude* oder *Esra* (1919–1920) erscheint Bergmann für ein Verständnis einiger der Beweggründe, die *von der Front nach Zion* führten, besonders interessant. Dass er darüber hinaus wegen seiner Erfahrungen mit deutschen und tschechischen Nationalbestrebungen in Prag einen jüdischen Nationalismus anstrebte, der auf einen Ausgleich nationaler Interessen abzielte und das zukünftige Palästina durch Binationalität gekennzeichnet sah, hat Dimitry Shumsky in seiner 2013 ins Deutsche übersetzten Studie *Zweisprachigkeit und binationale Idee. Der Prager Zionismus 1900–1930* gezeigt. So legte Bergmann gegen Ende des Jahres 1918 in seinem Aufsatz *Die wahre Autonomie* „einen knapp, aber präzise formulierten Entwurf für eine binationale Regelung in Palästina vor"[6].

Bergmann diente während des ganzen Krieges in der österreichischen Armee; er begann als Leutnant, wurde 1915 zum Oberleutnant befördert und beendete den Krieg schließlich als Hauptmann.[7] Zu den Stationen im Osten gehörten u. a. Przemyśl, Jarosław, Sandomierz und Biłgoraj. Während der gesamten Zeit führte er ein Tagebuch, das er bereits am 1. August 1914 begann. Es ist erhellend, diesen Eintrag mit der späteren Deutung desselben Tages zu kontrastieren:

> Abreise nach Prag. Fahrt durch Nazdar [Hurrah!] und Hedla [Sieg!]. Die fahrenden Militärzüge tragen Zeichnungen und Aufschriften. Von B. Trübau mit dem 40-Mann-Wagen. Die Gesellschaft im Wagen: Lustige Kadetten und Leutnants. Ich begreife noch nicht recht, wohin ich fahre, bis ich aus der Presse erfahre, daß Deutschland mobilisiert hat. Nun der Wechsel der Gefühle. Tränen drängen sich unaufhörlich in die Augen, und dabei fühle ich, durch die mährische Ebene fahrend, *die Größe des Werkes*, das vollbracht werden soll; […]. In Pererau erfahre ich, daß der Krieg an Rußland erklärt ist. Ich werde begeis-

5 Ebenda.

6 Dimitry Shumsky: Zweisprachigkeit und binationale Idee. Der Prager Zionismus 1900–1930. Aus dem Hebräischen von Dafna Mach. Göttingen 2013 (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, 14), S. 271.

7 Bergmanns Kriegstagebuch 1914–1918 ist erhalten geblieben und wurde ediert; dort finden sich auch die Angaben über seine militärischen Ränge. Vgl. Bergmann: Tagebücher. Bd. 1, S. 57.

> tert, rufe sogar: nieder mit dem Zaren, und ein Jude antwortet mir: Rache für die Pogrome.
> Früh in Krakau. […] Schreckliche Fahrt nach Przemysl (Heringe). *Auf Wiedersehen im Massengrab*!
> Ankunft in Przemysl. […] *Die bösen Dinge kommen einem tropfenweise zu*. Hangen und Bangen bei der Gewißheit, daß wir fortgehen. Ich bin froh, daß ich nichts Unwahrhaftes gesagt oder dazu getan habe, um vom Felddienst befreit zu werden. Wahrheit, Wahrheit und Ehrlichkeit! *Es ist eine große Sache, für die ich kämpfen darf. Wie werde ich mich bewähren?*
> […] Neuerliche Vereidigung. Erst werden die Polen gerufen, dann die Ruthenen, als ob die Juden gar nicht vorhanden wären; es predigt ein polnischer und ein ruthenischer Geistlicher, als ob Juden gar nicht vorhanden wären […].[8]

Festgehalten sind hier neben der Überhöhung des Krieges zur „große[n] Sache, für die ich kämpfen darf", auch die Gefühlsschwankungen zwischen Gerührtheit zu Tränen bei der Nachricht vom Kriegseintritt Deutschlands, dem Ausbruch „Nieder mit dem Zaren" wegen der Kriegserklärung gegen Russland, den Unannehmlichkeiten der Mobilisierung bis hin zu existentiellen Ängsten beim Näherrücken der Front. Unklar bleibt hingegen, worauf sich der Wunsch nach Bewährung eigentlich bezieht; ob auf den Einsatz als Soldat der österreichisch-ungarischen Armee oder im Hinblick auf die zionistische Verortung. Zugleich notiert Bergmann eine Benachteiligung von Juden innerhalb der Armee, eine Erfahrung, die vielfach in Kriegstagebüchern oder Briefen jüdischer Soldaten während des Ersten Weltkriegs zu finden ist. Nur wenig später, am 18. August 1914, dem Geburtstag des österreichischen Kaisers, hält Bergmann außerdem fest, das Armee-Oberkommando habe verlautbart, „daß Karten, die hebräisch, stenographisch oder in Geheimschrift geschrieben sind, verbrannt und nicht weiter befördert werden", eine Anweisung, deren antijüdischen Inhalt er sogleich kommentiert: „Also jedes Volk darf Briefe in seiner Sprache und Schrift schreiben, nur nicht das jüdische."[9]

Ausgehend von der Differenz zwischen Bergmanns notierten Beobachtungen am 1. August 1914 und der späteren Vereindeutigung des mit diesem Tag beginnenden Ungewissen seiner Zukunft fünf Jahre später als Entschluss für einen zionistischen Neuanfang, soll hier nach der Wechselwirkung von Wahrnehmungen und ideologischen Positionierungen gefragt werden. Offensichtlich verändert sich das Erlebte zudem im Lichte späterer Erkenntnisse, was

8 Ebd., S. 59. B. Trübau (Böhmisch Trübau, tsch. Česká Třebová) und Peregau (sic, eigentlich Prerau, tsch. Přerov).
9 Ebenda, S. 61.

einen Allgemeinplatz der Erinnerungsforschung darstellt.[10] Wenn hier nur zum Teil auf Texte von Juden aus der Region Bukowina und Galizien zurückgegriffen wird, hängt das vor allem mit der Fragestellung und der zumindest doppelten Zugehörigkeit jüdischer Akteure zusammen. Der großen Tragweite von Zugehörigkeit, einem Begriff, der in den aktuellen Sozialwissenschaften eine gewisse Konjunktur erfährt, sind der vorliegende Sammelband und die ihm vorausgegangene Tagung gewidmet.[11] So kann Loyalität als Ausdruck einer Zugehörigkeit zu einer Institution, zu Personen, einer Gruppe oder auch einer Nation gedeutet werden. Daher lässt sich zunächst thetisch festhalten: Weil neben der jeweiligen staatsbürgerlichen Zugehörigkeit auch die Zugehörigkeit zur jüdischen Gruppe insgesamt und damit auch im befeindeten Lager bestand und daraus ein übergreifendes, transnationales Solidaritätsgefühl resultierte, machten im Grunde alle jüdischen Gruppierungen, mit zionistischen ebenso wie orthodoxen oder unterschiedlichen assimilierten Positionen, das daraus resultierende Dilemma zum Gegenstand ihrer Kriegsreflexionen. Hinzu kommt, worauf in der Forschung immer wieder hingewiesen wurde, dass die Begegnung mit dem sogenannten Ostjudentum vor, nach und vor allem während des Ersten Weltkriegs für viele Juden aus Deutschland oder Österreich eine Art „Schlüsselerlebnis" darstellte, „das einerseits die Judenfrage ins Zentrum stellte und andererseits von Fall zu Fall auch eine Stärkung der spezifischen jüdischen Identität bewirkte".[12]

Zum Forschungsstand sei angemerkt, dass heute die Feststellung von Frank M. Schuster in seiner vor über einem Jahrzehnt erschienenen grundlegenden Dissertation *Zwischen allen Fronten. Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkriegs* (2004), die Auswirkungen des Ersten Weltkriegs „auf die Welt der osteuropäischen Juden und ihre Geschichte [seien] heute nahezu

10 Schon die bahnbrechende Studie von Maurice Halbwachs weist auf eine Reihe von prägenden Faktoren hin, die die Perspektive beeinflussen, die wir auf die Vergangenheit werfen. Zentral ist dabei u. a. die Wechselwirkung zwischen individueller und kollektiver Erinnerung; so begrenzt und formt das kollektive Gedächtnis die individuelle Erinnerung des Angehörigen einer Gruppe. Vgl. Maurice Halbwachs: Das kollektive Gedächtnis. Mit einem Geleitwort zur deutschen Ausgabe von Heinz Maus. Aus dem Französischen von Holde Lhoest-Offermann. Frankfurt/M. 1985.

11 Zu einigen theoretischen Überlegungen über den Begriff der Zugehörigkeit vgl. Joanna Pfaff-Czarnecka: Zugehörigkeit in der mobilen Welt. Politiken der Verortung. Göttingen 2012 (Das Politische als Kommunikation, 3).

12 Mark H. Gelber: Das Jiddische, die Ostjuden und Stefan Zweigs Reise nach Galizien im Ersten Weltkrieg. In: ders.: Stefan Zweig, Judentum und Zionismus. Innsbruck, Wien, München 2014 (Schriften des Centrums für Jüdische Studien, 24), S. 156–165, hier: S. 161.

13 Frank M. Schuster: Zwischen allen Fronten. Osteuropäische Juden während des Ersten Weltkriegs (1914–1919). Köln, Weimar, Wien 2004 (Lebenswelten osteuropäischer Juden, 9), S. 17.

vergessen"[13], nicht mehr uneingeschränkt zutrifft. Zuletzt hat auch das Jubiläum des Kriegsbeginns neue Forschungen angeregt. So enthält etwa das im Herbst 2014 erstmals erschienene *Jahrbuch für europäisch-jüdische Literaturstudien*, dessen ersten Band Petra Ernst vom Grazer Centrum für Jüdische Studien herausgegeben hat, eine Reihe von Aufsätzen zur Frage jüdischer Erinnerung hinsichtlich des Ersten Weltkriegs. Die ebenfalls 2014 erschienene Studie *Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg* von Sarah Panter stellt zwar die Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg von Juden in Deutschland, Großbritannien, Österreich und den USA ins Zentrum ihres Vergleichs; sie enthält jedoch auch ein umfangreiches Kapitel über die jüdischen Perspektiven auf die Lage der osteuropäischen Juden 1915–1916.[14] Zionistische Deutungen des Ersten Weltkriegs, fokussiert auf die kulturpoetische Funktion der Sprache, hat Eva Edelmann-Ober untersucht. Auch diese Studie beschäftigt sich zwar nicht mit Galizien und der Bukowina, liefert aber wichtige Erkenntnisse zu übergreifenden Dimensionen zionistischer Sinngebung.[15] Zu erwähnen sind für die hier bearbeitete Fragestellung zudem auch ältere Forschungen, insbesondere die den Ersten Weltkrieg betreffenden Abschnitte aus Eleonore Lappins einschlägiger Studie über Bubers *Der Jude*, ebenso wie die ideengeschichtliche Habilitationsschrift von Ulrich Sieg *Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe* (Berlin 2001).

Im Folgenden werde ich anhand von Texten Nathan Birnbaums, Stefan Zweigs, Binjamin Segels, Eduard Bernsteins und Schmuel Hugo Bergmanns jüdische Sichtweisen auf den Ersten Weltkrieg im Osten Europas unter dem spezifischen Fokus auf jüdische Vergemeinschaftung, kulturelle Zugehörigkeit und Nationswerdung hin analysieren. Dabei vertrete ich die These, dass Kriegserfahrungen, wie sie u. a. in Briefen, Tagebuchnotaten, Gedichten, Erzählungen sowie publizistischen Texten reflektiert wurden, den zionistischen Diskurs entscheidend beeinflussten. Zugleich übte umgekehrt aber auch die zionistische Positionierung Einfluss auf die Wahrnehmung des Krieges aus. So nahmen von den etwa 1.000 Mitgliedern des zionistisch orientierten Kartells jüdischer Verbindungen, das erst im Juli 1914 als Zusammenschluss entstanden war, etwa 98 Prozent am Weltkrieg teil. Daran erinnert Thomas Meyer in einem Radiobeitrag über den Philosophen Leo Strauss:

---

14 Sarah Panter: Osteuropa als Projektionsfläche? Jüdische Perspektiven 1915–1916 auf die Lage der osteuropäischen Juden. In: dies.: Jüdische Erfahrungen und Loyalitätskonflikte im Ersten Weltkrieg. Göttingen 2014 (Veröffentlichungen des Instituts für Europäische Geschichte Mainz, 235), S. 97–177.

15 Eva Edelmann-Ober: Sprache des Krieges. Deutungen des Ersten Weltkriegs in zionistischer Publizistik und Literatur (1914–1918). Berlin, Boston 2014 (Conditio Judaica. Studien und Quellen zur deutsch-jüdischen Literatur- und Kulturgeschichte, 88).

> Diejenigen, die an der Heimatfront waren, schrieben ideologische Schulungsbriefe und schickten sie in die Kampfgebiete. So weit, so wenig ungewöhnlich. Aber worum ging es in diesen Briefen? Um die jüdische Frage, darum, dass nicht der Aufklärer Mendelssohn oder die orthodoxen Rabbiner das deutsche Judentum definieren, sondern der Politiker und Jude Theodor Herzl mit seinen Visionen eines jüdischen Staates.[16]

Das heißt, das zionistische Projekt der Schaffung einer neuen jüdischen Gemeinschaft, das bereits um 1900 herum seinen Ausgang nahm und in den Debatten um eine kulturelle, nationale und territoriale *Renaissance* des Judentums konturiert wurde, erfährt vor dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs eine Reformulierung. Die Vorstellungen von jüdischer Nationalität werden dabei zum Teil in scharfer Abgrenzung von den europäischen Kriegsmächten und der europäischen Kultur entworfen. Für die Entstehung von Eugen Hoeflichs (1891–1965) „Panasiatismus", einer radikal anti-europäischen Spielart des Kulturzionismus, war die Kriegserfahrung Hoeflichs zunächst an der Ostfront, später in der Türkei und in Palästina, zentraler Auslöser.[17] Aber auch andere Autoren sahen das an der Symbolgestalt Moses Mendelssohn, der Haskala und der Emanzipation festgemachte Einlassen auf die „Mächte Europas" nun als einen falschen Weg an, der zu widerrufen sei. So schreibt etwa Gustav Witkowsky in der Schlusspassage eines während des Ersten Weltkriegs noch „im Felde" verfassten Aufsatzes dem Zionismus zu, „die Loslösung vom Abendland um jeden Preis"[18] zu fordern.

Keineswegs immer führte die Enttäuschung über die kriegführenden europäischen Mächte jedoch zur Forderung einer jüdischen Heimstätte in Palästina. So erhoffte sich Nathan Birnbaum (1864–1937) 1915 in einer Veröffentlichung zwar die Entstehung einer jüdischen Nation in Folge des Kriegsgeschehens, verband dies aber vor allem mit einem garantierten Minderheitenstatus der Juden in Ostmitteleuropa. Birnbaum gilt nicht nur als Erfinder

16 Thomas Meyer: Sphinx ohne Geheimnis? Die politische Philosophie von Leo Strauss. Manuskript eines Radiobeitrags in: Bayerischer Rundfunk, <http://www.br.de/radio/bayern2/service/manuskripte/manuskripte-nachtstudio-550.html>, 8.12.2016, S. 9 (Ausstrahlung der Sendung am 5. April 2015 und 28. März 2016).

17 Zu Hoeflichs Panasiatismus siehe u. a. Armin A. Wallas: Eugen Hoeflich – ein vergessener Panasiat und Expressionist. In: Wendelin Schmidt-Dengler, Johann Sonnleitner, Klaus Zeyringer (Hgg.): Die einen raus – die anderen rein. Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs. Berlin 1994 (Philologische Studien und Quellen, 128), S. 40–51; Hans-Joachim Hahn: „Jerusalem – Ninive – über Brünn – und die russische Front…" Der Erste Weltkrieg als Erfahrungsraum in der Literatur Eugen Hoeflichs. In: *Yearbook for European Jewish Literature Studies* 1 (2014), S. 116–132.

18 Gustav Witkowsky: Der Prophetismus als kulturgeschichtliches Problem. In: *Der jüdische Wille. Zeitschrift des Kartells Jüdischer Verbindungen* 1 (1918) H. 2, S. 87–107, hier: S. 107.

des Begriffs Ostjudentum, sondern auch als der des Zionismus, jedenfalls verwendete er ihn seit 1890 und gehörte zu dessen wichtigsten Verbreitern. 1908 organisierte er vom 30. August bis zum 3. September in Czernowitz (ukr. Černivci) die erste Konferenz für die jiddische Sprache, die er zur jüdischen Nationalsprache erklären lassen wollte. In dieser Zeit siedelte er mit seiner Familie auch für einige Jahre von Wien nach Czernowitz über. Gegen Ende des Ersten Weltkriegs bezeichnete er sich als „Gläubiger", die Bezeichnung Orthodoxer lehnte er ab; Birnbaum zählt zu denjenigen Juden, bei denen der Krieg nicht zu einer Verstärkung der zionistischen Positionierung führte, sondern „das Bedürfnis nach einer Vertiefung des Glaubens"[19] erweckte. Nach dem Krieg übte er dann einige Jahre das Amt des Generalsekretärs der Agudath Israel, einer ultraorthodoxen Organisation, in Berlin aus und entwickelte sich zunehmend zum unerbittlichen Gegner des Zionismus.[20]

Die Erfahrung des Ersten Weltkriegs, so viel dürfte feststehen, wurde für eine ganze Generation jüdischer Autoren zum prägenden biografischen Ereignis. Die Konfrontation mit Kriegsgräueln und eigener Todesangst, die Erfahrung des zunehmenden Antisemitismus oder der Zusammenbruch jener „Welt der Sicherheit", wie sie Stefan Zweig (1881–1942) in seiner *Welt von Gestern* (Stockholm 1944) literarisch entwirft, betrafen ganz unmittelbar die unterschiedlichen Entwürfe jüdischer Zugehörigkeit. Darüber hinaus brachte das Kriegserlebnis im Osten Europas von jüdischen Intellektuellen, die als Soldaten an der Ostfront eingesetzt wurden, wie Sammy Gronemann, Arnold Zweig, Eugen Hoeflich oder Schmuel Hugo Bergmann – um nur einige wenige zu nennen –, jene oben bereits erwähnte Begegnung mit dem „Ostjudentum". Erst kürzlich hat Mark H. Gelber die Frage nach dem Stellenwert von Stefan Zweigs Dienstreise nach Galizien im Juli 1915 für dessen jüdisches Selbstverständnis, sein Verhältnis zum Jiddischen, zum Ostjudentum und, zumindest vermittelt, auch zum Zionismus aufgeworfen.[21] Gelber verbindet mit der Dienstreise eine neue Phase in Zweigs Beziehung zum eigenen Judentum. Schon ein von Gelber nicht angeführter und noch vor Antritt der Reise erfolgter Eintrag vom 12. Juli 1915 lädt diese mit Bedeutung für Zweigs Verhältnis zur eigenen jüdischen Zugehörigkeit auf: „Zu lange leide ich an diesem Gefühl des ganz Außenseins, an der Lust, von dem Lande zu wissen, von dem Dorf um Dorf, Stadt um Stadt in Unserm Gedächtnis lebendig ist und doch

19 Lappin: Der Jude, S. 81.

20 Vgl. Caspar Battegay: Maulwürfe und Ackersleute. Nathan Birnbaums Bemerkungen zum Antisemitismus. In: Hans-Joachim Hahn, Olaf Kistenmacher (Hgg.): Beschreibungsversuche der Judenfeindschaft. Zur Geschichte der Antisemitismusforschung vor 1944. Berlin, München, Boston 2015 (Europäisch-jüdische Studien, 20), S. 191–208, hier: S. 194.

21 Gelber: Das Jiddische, S. 163.

nicht lebt, nur Name ist, Begriff, totes, ungestaltetes Wort."[22] Bereits im Mai 1915 sieht Zweig das Kollektiv der deutschen und österreichischen Kriegspartei „vor *der* deutschen Katastrofe stehen", die Nation verleitet und „in ihrer innern Seele verfälscht", was nur durch die Errichtung einer deutschen Republik entsühnt werden könne.[23] Der von ihm richtig vorhergesagte spätere Zusammenbruch der deutschen und der österreichischen Monarchie wird hier aber vor allem mit der biblischen Erzählung des Jeremias verbunden und so als früher Anlass zur Niederschrift seines erfolgreichen Antikriegs-Dramas *Jeremias* kenntlich: „Ich denke jetzt an die Tragödie Jeremias[,] die ich ja immer schon schreiben wollte."[24]

Besonders interessant sind die Kriegsessays von Binjamin Segel (1866–1931), der selbst aus Ostgalizien (aus Łopuszna im Bezirk Rohatyn) stammte. Im gleichen Jahr, in dem Stefan Zweig nach Galizien reiste, konstatierte Segel in seinem engagierten Großessay *Der Weltkrieg und das Schicksal der Juden. Stimme eines galizischen Juden an seine Glaubensgenossen in den neutralen Ländern insbesondere in Amerika* (Berlin 1915) die Verödung Galiziens nach der russischen Besetzung, wobei er die Besonderheit des jüdischen Standpunkts betonte, ohne explizite Forderungen nach einer kulturellen jüdischen Renaissance oder dem Zusammenschluss zur Nation zu stellen. Ulrich Sieg warf bereits einen flüchtigen Blick auf diesen Essay, den er jedoch primär als „Kriegsdienst mit der Feder"[25] bezeichnet und dessen Hauptanliegen er in der Entkräftung alliierter Propaganda sieht. Allerdings fasst Sieg Segel nicht immer ganz zutreffend zusammen.[26] Sein Vorwurf der Verwendung „verschwörungstheoretische[r] Konstrukte" greift meines Erachtens zu kurz. Auch Frank M. Schuster bezeichnet den Text zwar als „sehr emotional"[27], was er auf die Lemberger Herkunft des Autors zurückführt, hält die dort berichteten Tatsachen allerdings für zutreffend. Neben der von Sieg völlig zu Recht konstatierten Anti-Propaganda ist der ganze Text vom Pathos der Zeugen-

22 Stefan Zweig: Tagebücher. Gesammelte Werke in Einzelbänden. Bd. 6. Hg., mit Anmerkungen und einer Nachbemerkung versehen von Knut Beck. Frankfurt/M. 1984, S. 184.

23 Zweig: Tagebücher, S. 172.

24 Ebenda.

25 Ulrich Sieg: Jüdische Intellektuelle im Ersten Weltkrieg. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe. Berlin 2001, S. 77.

26 So hatte Segel keineswegs behauptet, „daß es in England und Frankreich niemals zu einer nennenswerten Judenemanzipation gekommen sei". Sieg: Jüdische Intellektuelle, S. 77. Vielmehr schrieb Segel: „Es hat nämlich nicht viel zu sagen, dass die Juden in Frankreich, England und Italien viel früher als in Mitteleuropa die Gleichberechtigung errungen haben: in diesen Ländern bilden die Juden eine verschwindende Minderheit, gehören überdies fast ausschliesslich den wohlhabenden und gebildeten Klassen an; ihr Dasein macht sich im öffentlichen Leben kaum bemerkbar." Segel: Glaubensgenossen, S. 19.

27 Schuster: Zwischen allen Fronten, S. 183.

schaft durchdrungen, mit der hier der Welt die Katastrophe der osteuropäischen Juden vor Augen geführt werden soll. Ein zentrales Stichwort in Segels Essay ist der Kriegsschauplatz Nadworna (ukr. Nadvirna, Oblast' Ivano-Frankivs'k), wo 1.500 jüdische Familien Anfang März 1915 über die russische Linie zu den österreichisch-ungarischen Truppen abgeschoben werden sollten. Dem russischen Unterhändler, der diese Nachricht überbracht hatte, teilten die Österreicher allerdings mit, dass sie ein Überschreiten der Front durch eine so große Gruppe von Menschen nicht zulassen könnten und den Frontabschnitt weiter unter Feuer hielten.[28]

Segel spricht dabei aus der Position mehrfacher Zugehörigkeiten, die ihn neben der Zugehörigkeit zur Menschheit, einer staatsbürgerlichen Zugehörigkeit – zu Österreich – auch als Angehörigen des jüdischen Kollektivs auftreten ließen. Das verdeutlichen unmittelbar die ersten Zeilen des Textes, in denen er den Krieg als „Schicksal" des jüdischen Volks insgesamt deutet:

> Dieser Krieg, der grösste und ungeheuerlichste, den die Weltgeschichte je gesehen, hat unter anderen Merkwürdigkeiten auch die, dass er *tief in das Schicksal der Gesamtheit des jüdischen Volkes eingreift, wie kein Krieg je zuvor*. Darum haben wir Juden allen Anlass, zu ihm nicht nur vom allgemein menschlichen Standpunkt, nicht nur als Bürger der Kriegführenden oder der neutralen Staaten, sondern ausserdem auch noch als Juden Stellung zu nehmen, und uns von seinen Ursachen wie von seinen unvermeidlichen Folgen Rechenschaft zu geben.[29]

Segel war dabei kein Zionist. Insofern erscheint sein Beispiel wiederum geeignet, auf die Gemeinsamkeit des zionistischen Diskurses mit anderen jüdischen Diskursen um Gemeinschaftsgefühl, kulturelle Zugehörigkeit und jüdische Nationalität hinzuweisen.

So verfasste der Berliner Sozialdemokrat Eduard Bernstein (1850–1932) die Schrift *Die Aufgaben der Juden im Weltkriege* (Berlin 1917) – in *Der Jude* „sehr positiv aufgenommen"[30] –, in der er die Juden „zur tätigen Völkerverbindung"[31] aufruft. Ulrich Sieg vertritt im Hinblick auf Bernstein die These, dass sich während des Krieges sogar das Weltbild von Intellektuellen veränderte, „die sich weiterhin zu universalen Werten bekannten"[32]. Der Broschüre Bernsteins schreibt Sieg zu, sie „arbeite mit großer Klarheit die innere Zerrissen-

28 Ebenda. Schuster bezieht sich in seiner Rekonstruktion neben Segel auch auf Jonas Kreppel: Juden und Judentum von heute. Zürich 1925, S. 78f.
29 Segel: Glaubensgenossen, S. 7.
30 Lappin: Der Jude, S. 89.
31 Ebenda.
32 Sieg: Jüdische Intellektuelle, S. 260.

heit jüdischer Politik seit 1914 heraus".[33] Allerdings hält er es im Unterschied zu Eleonore Lappin für zu weitgehend, Bernstein eine gewandelte Einstellung zum Zionismus zu attestieren. Hierbei entgeht Sieg offenkundig, dass sich Bernstein in seiner Schrift durchaus positiv auf den Zionismus bezieht, auch wenn er sich selbst nicht als Zionisten bezeichnet:

> Ich bin kein Zionist, ich fühle mich zu sehr als Deutscher, um es sein zu können. Aber ich kann den Zionismus als Gegenwehr gegen die staatliche und soziale Zurücksetzung begreifen, der Juden selbst in fortgeschrittenen Ländern noch begegnen, und bin nicht blind dagegen, daß das idealistische Element im Zionismus einen Wert für das kulturelle Leben darstellen kann.[34]

Bernsteins Sympathie für den Zionismus äußert sich auf der Grundlage einer positiven Einschätzung von Weltbürgertum und zugleich seiner Vorstellung einer Versöhnung der (mindestens) doppelten Zugehörigkeit, die durch den Ersten Weltkrieg allerdings vor allem für die Juden im Osten Europas zum Dilemma wurde. Im Unterschied zu den markigen Worten Bubers aus der *Losung*, worin der Krieg als „Ruf" nach „Mannhaftigkeit und Bewährung, Gemeinschaft und Hingabe" überhöht wird und vom „leidenschaftlichen Verlangen, die Schicksalsstunde Europas als ein Stück, nein, als Stücke Europas mit ihrem Blute mitzuerleben und mitzuerleiden",[35] erscheint Bernsteins Darstellung wie eine nüchterne Bestandsaufnahme. So schreibt er weiter:

> Auch bin ich der Ansicht, daß der Zionismus in keinem notwendigen Widerspruch steht zum weltbürgerlichen Denken, vorausgesetzt, daß der Zionist kein Chauvinist des Judentums ist, und Weltbürgertum nicht gleichgesetzt wird mit roh materialistischem Weltbummlertum. […] Denn alles wahre Bürgertum – das Wort Bürger nicht im Klassensinn, sondern einfach als die Bezeichnung für die als Recht niedergelegte Zugehörigkeit zu einem bestimmten größeren Gemeinwesen verstanden – ist mit einem Pflichbewußtsein verbunden.[36]

Bernstein unterscheidet zwei legitime Formen von jüdischem Patriotismus: Zum einen den für das Land, dessen Staatsbürgerschaft einer besitzt, zum anderen den „Stammespatriotismus" als Ausdruck für das unterschiedlich starke „Solidaritätsempfinden von Juden für die Judenheit im allgemeinen".[37]

---

33 Ebenda, S. 261.
34 Eduard Bernstein: Die Aufgaben der Juden im Weltkriege. Berlin 1917, S. 32.
35 Martin Buber: Die Losung [1916]. In: ders.: Werkausgabe. Bd. 3: Frühe jüdische Schriften 1900–1922. Hg., eingeleitetet und kommentiert von Barbara Schäfer. Gütersloh 2007, S. 286–289, hier: S. 286.
36 Bernstein: Aufgaben, S. 32f.
37 Ebenda, S. 40.

Durch das Bündnis der „politisch vorgeschrittensten Großstaaten Europas" mit dem russischen Reich, „der rückständigsten Großmacht des europäischen Ostens", sieht Bernstein beide Formen von jüdischem Patriotismus jedoch in Konflikt geraten.[38]

Um noch einmal auf Hugo Bergmann zurückzukommen: Es waren gerade diejenigen Zionisten, schreibt Ulrich Sieg, „die bereits vor 1914 kultur- und gegenwartskritische Positionen eingenommen hatten", die „den Weltkrieg als einen ‚Aufbruch zu neuen Ufern'"[39] empfunden hätten. In einer *Ansprache* aus dem zweiten Heft der kurzlebigen Wiener zionistischen Zeitschrift *Esra* postuliert Bergmann eine veränderte Einstellung des politischen Zionismus zu Internationalismus und Kosmopolitismus, die erstaunliche Übereinstimmungen mit Bernsteins Broschüre aufweist. Wo der Internationalismus früher den Kosmopolitismus als eine Ausrede ansah, nicht Jude werden zu müssen, und ihn daher bekämpft habe, sei Kosmopolitismus nun – das heißt nach dem Weltkrieg – gleichzusetzen mit „Weltbürgertum" und die Internationale ein Ehrentitel: „Heute, da sich die Menschheit diesem Gedanken zuwendet, können wir uns nicht mit der Erlangung einer nationalen Heimstätte in Palästina begnügen."[40] Dabei ist Bergmanns zentraler Gedanke, dass dieser neue jüdische Kosmopolitismus, der auf die aktuelle Gegenwart mit den Verheerungen in Europa reagiert, keinen Gegensatz zu den nationalen Gedanken des Zionismus darstellt. Hier offenbaren sich die von Dimitry Shumsky in seiner Studie zur Prager Studentenvereinigung Bar Kochba herausgearbeiteten Besonderheiten des Prager Zionismus.[41] Bergmann hatte – u. a. auch in kritischer Auseinandersetzung mit Martin Buber – während des Ersten Weltkriegs einen dialogischen Nationalismus entwickelt, in den territoriale Vorstellungen des zu Beginn des 19. Jahrhunderts von Bernard Bolzano (1781–1848) entworfenen Bohemismus eingeflossen waren. Die Rückbesinnung auf die jüdische Nationalität sollte im Austausch mit den anderen beiden großen nationalen Gruppen, den Tschechen und den Deutschen, entwickelt werden. Damit setzte sich Bergmann bewusst von der Vorstellung eines Zionismus ab, der seine Bedeutung durch die kulturelle Abgrenzung von der Kultur anderer europäischer Nationen zu erreichen suchte und sich damit just das hegemoniale *europäische* Modell von Nationalismus zu eigen machte. Dagegen postulierte er: „Unser Ziel muß ein anderer Nationalismus sein, als es der der Völker

38 Ebenda, S. 42.
39 Sieg: Jüdische Intellektuelle, S. 239.
40 Hugo Bergmann: Ansprache. In: *Esra. Monatsschrift des jüdischen Akademikers* 1 (1919), H. 2, S. 33–41, hier: S. 39.
41 Shumsky: Zweisprachigkeit.

Europas ist."[42] Bei Bergmann führte die Erfahrung des Ersten Weltkriegs also gerade nicht zur Forderung einer „Loslösung vom Abendland um jeden Preis"[43], sondern zur Erneuerung der Vorstellung von einer Vermittlungsmission der Juden unter den Völkern; dies jedoch auf der Grundlage eines eigenen Nationsverständnisses, das den Austausch zwischen den Nationen zum obersten Grundsatz erhob.

42 Bergmann: Ansprache, S. 41.
43 Witkowsky: Prophetismus, S. 107.

„Eine überaus peinliche Lage“

Die deutschsprachigen Professoren der Czernowitzer Universität zwischen Exil und Neuanfang 1914–1920[1]

KURT SCHARR

Die 1875 gegründete Franz-Josephs-Universität Czernowitz (heute ukr. Černivci) gehörte mithin zu den jüngsten Hochschulen der Habsburgermonarchie. Ihre Deutschsprachigkeit in einem an sich mehrheitlich rumänisch-ruthenischen Kronland galt ebenso als Besonderheit wie ihr außergewöhnlicher Fächerkanon, der im Sinne der supranationalen Staatsidee des *Viribus Unitis* auf die Bedürfnisse des Landes Rücksicht nahm. Zudem war die Czernowitzer Alma Mater in zweifacher Hinsicht Teil dieser Konzeption: Einerseits fungierte sie aktiv als geradezu zentrale Komponente der ideologisch formulierten *mission civilisatrice* des Habsburgerreiches ‚im Osten‘; zum anderen gerieten – aus diesem Blickwinkel betrachtet – allein schon ihre bloße Existenz und ihr Funktionieren zum Ausdruck eines Erfolges dieser Konzeption. Auf praktischer Ebene, im Rahmen akademischer Karrieremöglichkeiten der Doppelmonarchie, spielte Czernowitz eine nicht unwesentliche Rolle als Einstiegsdienstort, von dem aus – so Ehrgeiz wie Ausdauer reichten – man sich auf Lehrstühle westlicher Universitäten (vorwiegend Deutschlands und Cisleithaniens) berufen lassen konnte. Hatte die Alma Mater Bucovinensis noch vor der Jahrhundertwende dem zunehmend virulenten Konflikt nationaler Bestrebungen durch die Einrichtung neuer Lehrstühle etwa für rumänische und ruthenische Philologie einigermaßen begegnen können, so setzten

1 Die vorliegende Studie ist Teil eines vom österreichischen Fonds zur Förderung der Wissenschaft (FWF) unterstützten Forschungsprojektes (P 24661; Der Bukowinaer griechisch-orientalische Religionsfonds 1783–1949). Zudem sei an dieser Stelle besonders ao. Univ.-Prof. Dr. Alois Kernbauer, Dr. Andreas Golob (Universitätsarchiv Graz) sowie Herrn Univ.-Doz. Dr. Peter Goller (Universitätsarchiv Innsbruck) ganz herzlich für ihre unkompliziert kollegiale Unterstützung und das freundliche Entgegenkommen bei der Aushebung der nötigen Akten gedankt.

schrittweise der Ausbruch des Ersten Weltkrieges, die wachsende Radikalisierung der Gesellschaft im Inneren und die zunehmende Unvereinbarkeit der nationalen Gegensätze den Auftakt zu ihrem Ende.[2] Nach mehr als drei Jahren des kriegsbedingten Exils konnte die Universität im Sommersemester 1918 zwar vorläufig ihren Betrieb wieder aufnehmen; selbst neue Berufungen wurden ausgesprochen. Nach dem Kriegsausbruch 1914 hatten die Einrichtungen der Universität, soweit überhaupt möglich, überstürzt evakuiert werden müssen. Ihre Dozenten hingegen waren während dieser Jahre weitgehend auf sich selbst gestellt und versuchten vorläufig an anderen Hochschulen Österreichs unterzukommen.

Trotz eines gewissen Aufschwungs zum Jahresbeginn 1918 verbreitete sich indes in steigendem Maße Unsicherheit unter dem vorwiegend deutschsprachigen Universitätspersonal über die weitere Existenz der Hochschule in dieser Form. Der Zerfall der Donaumonarchie und die Eingliederung der Bukowina in das Königreich Rumänien konfrontierten die Professorenschaft in besonderer Weise mit den Anforderungen eines neuen, sich politisch selbstbewusst gebenden Nationalstaates. Mehr noch, die heterogene Gesellschaft des Königreiches hatte überaus große Gegensätze zu meistern, die in dieser Form in der Bukowina als Teil Cisleithaniens nicht vorhanden waren. Das hatten etwa die rumänischen Bauernaufstände im rumänischen Altreich ein Jahrzehnt zuvor gezeigt.[3] Diese daraus entstehenden Spannungen des territorial enorm angewachsenen jungen Nationalstaates Rumänien begannen sich allmählich auch auf die Bukowina auszudehnen. Die mit Kriegsende einsetzende Neuverhandlung staatlicher Loyalitäts- aber auch Orientierungsmuster mündete zum Teil in radikale Verschiebungen, die sich im Hinblick auf das Nationalstaatskonzept des rumänischen Königreiches mitunter diametral zum vorigen Zustand positionierten. Der Großteil der deutschsprachigen Universitätsbeamten entschied sich daher dafür, die Bukowina zu verlassen. Allein aus den bereits angedeuteten Gründen hatten die meisten von ihnen auch keine andere Wahl.

Der vorliegende Beitrag versucht folglich, die Facette des Übergangs – also der prozesshaften Wiedereingliederung der betroffenen Personen in die

2 Zur Universitätsgeschichte im Überblick vgl. im Weiteren Erich Prokopowitsch: Gründung, Entwicklung und Ende der Franz-Josephs-Universität in Czernowitz (Bukowina-Buchenland). Clausthal-Zellerfeld 1955 (Schriften zur Geschichte des Deutschtums in der Bukowina, 1); Rudolf Wagner (Hg.): Alma Mater Francisco Josephina. Die deutschsprachige Nationalitäten-Universität in Czernowitz. Festschrift zum 100. Jahrestag ihrer Eröffnung 1875. München 1975.

3 Vgl. Kurt Scharr: ‚Rußland ist von Czernowitz nur eine Stunde' oder ‚Ein Ausflug in das rumänische Aufstandsgebiet'. Die Czernowitzer Allgemeine Zeitung und die Ereignisse von 1905 sowie 1907. In: *Jahrbücher für Geschichte Osteuropas* 64 (2016), H. 4, S. 199–227.

Universitätslandschaft (Deutsch-)Österreichs[4] – und die damit verbundenen persönlichen wie institutionellen Schwierigkeiten näher zu beleuchten. Der kontextuelle Rahmen, ausgehend von der Gründung über die Diskussionen um die Verlegung der Czernowitzer Universität vor wie während des Krieges, erscheint dabei für die Einordnung des mit Kriegsende einsetzenden Exodus der deutschsprachigen Lehrkräfte von zentraler Bedeutung. Einerseits wird damit die Hochschulsituation der noch jungen Republik Österreich angeschnitten, andererseits lassen sich darin ebenso klar die bereits vor 1918 existierenden Ressentiments gegenüber dieser östlichsten deutschsprachigen Universität der Monarchie, deren ehemalige Angehörige sich dadurch gleich mehrfach ‚zwischen den Fronten' wiederfanden, erkennen. Die hauptsächliche Quellenbasis dafür liefern ein Aktenkonvolut des Österreichischen Staatsarchives in Wien[5] sowie entsprechend kleinere Bestände in den Universitätsarchiven Innsbruck und Graz.

Gründung und Auftrag

> In Unserer landesväterlichen Sorgfalt für Unser Herzogthum Bukowina waren Wir immer bestrebt, die Anstalten des öffentlichen Unterrichtes in diesem Lande zu mehren und zu fördern. […] Schon in dem bei Erwerbung des Landes zu Stande gekommenen Regulirungsplane der geistlichen Angelegenheiten der Bukowina war die Fürsorge der Regierung für die geistige und sittliche Bildung ihrer neuen Unterthanen zum Ausdruck gelangt. […] Uns aber ist es mit Gottes gnädigem Beistande zu Theil geworden, diesem Werke jetzt – nach hundertjähriger Arbeit – durch Einrichtung der höchsten Schule den vollendenden Abschluss zu geben.[6]

Die Gründung einer deutschsprachigen Universität 1875 im östlichsten Kronland der Habsburgermonarchie, der Bukowina, zeichnete – obgleich der Zeitpunkt der 100-Jahr-Feier seit der Inkorporation der Bukowina in das Habsburgerreich 1775 wohl bewusst so gewählt worden war – nicht unbedingt, so wie im Zitat aus der Retrospektive angedeutet, eine gradlinige Entwicklung

4 Zwischen 1918 und 1919 bestand kurzzeitig und weitgehend nur in formaler Hinsicht die Republik „Deutsch-Österreich". Der Pariser Vorortvertrag von St. Germain-en-Laye sah hingegen eine solche Bezeichnung aus politischen Gründen prinzipiell nicht vor, sodass der neue Staat sich folglich als „Republik Österreich" zu bezeichnen hatte.

5 Österreichisches Staatsarchiv Wien (i. F. ÖSTA): Allgemeines Verwaltungsarchiv, Unterricht Allg. (1848–1940), Universität Czernowitz 1185 Sign. 5C–F.

6 Zit. aus dem Vorwort (o. S.). In: Akademischer Senat Czernowitz (Hg.): Die k.k. Franz-Josephs-Universität in Czernowitz im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestandes. Festschrift. Czernowitz 1900.

vor. Diesem Ereignis gingen jahrzehntelange Bemühungen voran, die die Vertreter dieser Provinz erst zu bewältigen hatten. Diese persönlichen Bemühungen wurzelten gewissermaßen in jenen Kräften, die nach 1849 auf dem Weg zur von Galizien unabhängigen Bukowina zunehmend das Selbstbewusstsein des Kronlandes generierten.[7] Die Errichtung einer dezidiert deutschsprachigen Universität in einem Umfeld, in dem diese Sprachgruppe de facto eine Minderheit stellte (selbst der Landtag, der die Gründung beantragt hatte, war zu diesem Zeitpunkt rumänisch dominiert[8]), galt sowohl vor Ort als auch in Wien als Politikum mit überregionaler Strahlkraft. Die „Vermittlung des Wissens durch das Organ der deutschen Sprache"[9], die an den beiden weltlichen Fakultäten als Unterrichts- wie Geschäftssprache Verwendung fand, sollte als lebendiger Ausdruck jenes supranationalen Staatsgedankens im Sinne Joseph A. Helferts fungieren, wie ihn das Wiener Zentrum als Gegenkonzept zur nationalen Idee zu propagieren suchte: die Vereinigung aller Völkerschaften Cisleithaniens unter Habsburgs Führung, bei unumstrittener kultureller Vorherrschaft des deutschen Elementes. Lediglich an der griechisch-orientalisch theologischen Fakultät bewilligte der Reichsrat eine Sonderregelung. Als Unterrichtssprache für die Lehrkanzeln der praktischen Theologie bediente man sich hier des Rumänischen (ab 1875) und Ruthenischen (ab 1899). Insgesamt setzte die Wiener Regierung damit einen Markstein, der sich offen gegen die zeitgenössischen politischen Entwicklungen der vergangenen Jahre richtete, die zur Polonisierung der Universitäten von Krakau (1870) und Lemberg (spätestens seit 1879) sowie zur schrittweisen Auflösung der ursprünglich deutschsprachigen Rechtsakademien in der ungarischen Reichshälfte nach dem Ausgleich von 1867 geführt hatten.[10] Mit Czernowitz entstanden zugleich dringend nötige Stellen für die andernorts weichende deutsche Professoren-

7 Vgl. Emanuel Turczynski: Czernowitz, eine vom Bildungsbürgertum errungene Universität im Dienst staatlicher Bildungs- und Wissenschaftsförderung. In: Peter Wörster (Hg.): Universitäten im östlichen Mitteleuropa. Zwischen Kirche, Staat und Nation – Sozialgeschichtliche und politische Entwicklungen. München 2008 (Völker, Staaten und Kulturen in Ostmitteleuropa, 3), S. 209–225.

8 Prokopowitsch: Gründung, S. 9.

9 Stenographisches Protokoll. Haus der Abgeordneten. VIII. Session, 129. Sitzung, S. 4502–4529. Berichterstatter des Budgetausschusses Dr. Tobias Wildauer; zit. nach Akademischer Senat: Universität, S. XXIV.

10 Gerald Stourzh spricht in diesem Zusammenhang von der Rolle des „Motivationshorizontes" der deutschliberalen Regierung in Wien. Gerald Stourzh: Die Franz-Josephs-Universität in Czernowitz, 1875–1918. In: Richard G. Plaschka, Karlheinz Mack (Hgg.): Wegenetz europäischen Geistes. Wien 1983 (Schriftenreihe des österreichischen Ost- und Südosteuropa-Instituts, 8), S. 54–59, hier: S. 54.

schaft.[11] Das in der Periode des österreichischen Liberalismus geschaffene „Bollwerk des zentralistischen Staatsgedankens"[12] vermochte sich indes letztlich im Hinblick auf die Staatsideologie Cisleithaniens bis zum Schluss nicht durchzusetzen, wenngleich die Universität bis zu ihrer Neustrukturierung im Gefolge des Kriegsausgangs im Grunde genommen ein zentraler Ort der Polyglossie und der supranationalen Idee im kulturellen Feld der Bukowina geblieben war.[13] Trotzdem flackerten gerade an der Universität in den Jahren vor 1914 immer wieder nationale Streitigkeiten auf, die eine andere Facette in der Realität des Kronlandes vermitteln. Im Zentrum dieser Konflikte standen vorwiegend die Theologie,[14] aber vereinzelt auch die beiden weltlichen Fakultäten. Um diesen Differenzen einigermaßen die Energie zu entziehen, entschloss sich die Regierung 1912 unter anderem einen zusätzlichen Lehrstuhl für Südosteuropäische Geschichte einzurichten,[15] auf den der Rumäne Ion Nistor (1876–1962) berufen wurde.[16]

Vor diesem Hintergrund ist auch die spezifische soziale Stellung der österreichischen Beamten in der Bukowina – im Besonderen jene der Universitätsprofessoren – sowie ihre damit verbundene, nahezu absolute Dominanz des kulturellen Feldes zu deuten, die unter der nichtdeutschen Bevölkerung in ihrem Habitus und Deutungsanspruch oftmals als eine Form des Kulturimperialismus aufgefasst wurde. Die 1919 von der Notwendigkeit der Emigration aus der Bukowina vielfach sichtlich überraschten deutschen Lehrkräfte der Francisco-Josephina waren nicht nur mit dem Trauma der Kriegserfahrung

11 So hatte der zweite Rektor der Czernowitzer Universität Ferdinand Zieglauer von Blumenthal (1876/77) zuvor an der Rechtsakademie in Hermannstadt (rum. Sibiu) gelehrt. 1875 wurde er als Professor für Österreichische Geschichte an die Francisco-Josephina berufen.

12 Prokopowitsch: Gründung, S. 77.

13 Vgl. 65 Jahre. In: *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* (i. F. *CzAZ*), Nr. 3324, 2. Dezember 1913 (Titelseite); Die Rektorsinauguration. In: *CzAZ*, Nr. 3326, 3. Dezember 1913, S. 3.

14 Vgl. Thomas M. Németh: Josef von Zhishman (1820–1894) und die Orthodoxie in der Donaumonarchie. Freistadt 2012 (Kirche und Recht, 27), besonders S. 101–133.

15 Siehe hierzu auch den Beitrag Mariana Hausleitners in diesem Band.

16 Mariana Hausleitner: Die Universität Czernowitz als kulturelles Zentrum. Von der österreichischen zur rumänischen Zeit. In: Mira Miladinović Zalaznik, Maria Sass, Stefan Sienerth (Hgg.): Literarische Zentrenbildung in Ostmittel- und Südosteuropa. München 2010 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 120), S. 293–309, hier: S. 295; dies.: Historiker der Universität Czernowitz als Wissenschaftler und Politiker: Raimund Friedrich Kaindl und Ion Nistor. In: Markus Winkler (Hg.): Partizipation und Exklusion. Zur Habsburger Prägung von Sprache und Bildung in der Bukowina 1848 – 1918 – 1940. Regensburg 2015 (Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München, 132), S. 55–76; Prokopowitsch: Gründung, S. 33.

und der damit einhergehenden materiellen Verluste konfrontiert, sondern eben auch mit dem abrupten Wegfall ihres gesellschaftlichen Status, den sie in Czernowitz als „k. u. k. Professor“ uneingeschränkt genossen hatten.[17]

Krieg: Verlegung und Neubeginn

Ungeachtet aller anfänglich gegenüber der neuen Universität geäußerten Bedenken – und trotz des bei der Gründung noch erwarteten, indes ausbleibenden Zustromes rumänischer wie galizischer Studenten – erreichte die Bukowinaer Alma Mater im Sommersemester 1911 eine Hörerfrequenz, die knapp über jener der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck lag. Czernowitz – obwohl nur mit drei Fakultäten ausgestattet (Innsbruck verfügte mit der Medizin über vier) – konnte 1.126 Studenten (1913: 1.100) ausweisen (Innsbruck 1.121).[18] Eine Ursache dafür lag im dichten Oberschulwesen der Bukowina. Der Kriegsausbruch überraschte jedoch die Universität, und eine Evakuierung spätestens Ende August 1914 blieb unausweichlich.[19] Der Plan, den Lehrbetrieb im Herbst 1915 nach der zwischenzeitlich erfolgten Rückeroberung durch österreichisch-ungarische Truppen wieder aufzunehmen, scheiterte an der Kriegslage.[20] Das Rektorat und die Verwaltung mussten mit Beginn der russischen Offensive nach Wien verlegt werden, Studierende kamen vorerst, so sie nicht ohnedies eingezogen worden waren, an anderen Universitäten der Monarchie unter.[21] Beim wissenschaftlichen Personal gestaltete sich die Situation jedoch weitaus schwieriger. Nur für einen offen-

17 Vgl. dazu Ion Lihaciu: Czernowitz 1900. Literatur und Presse. In: Andrei Corbea-Hoisie, Ion Lihaciu, Markus Winkler (Hgg.): Zeitungsstadt Czernowitz. Studien zur Geschichte der deutschsprachigen Presse der Bukowina (1848–1940). Kaiserslautern, Mehlingen 2014 (Bukowinastudien, 2), S. 23–52, hier: S. 49.

18 Prokopowitsch: Gründung, S. 40 und S. 42. Für das Wintersemester 1912/13 werden abweichend von den Angaben bei Prokopowitsch 1.194 Studenten angegeben (195 Theologen, 590 Juristen, 390 Philosophen sowie 19 Pharmazeuten), im folgenden Sommersemester sind es insgesamt 1.180 Hörer. In: *Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt* 23 (1913/14), S. 389 (Eintrag „Czernowitz“). Wagner gibt für das Sommersemester 1911 insgesamt 1.162 Studierende an der Universität Czernowitz an. In: Rudolf Wagner: Fakultäten, Lehrkörper und Rektoren der „Francisco-Josephina“. In: ders.: Alma Mater Francisco Josephina, S. 122–132, hier: S. 131.

19 Zur Situation der Universität während des Weltkrieges vgl. Wladimir Sapolovski: Czernowitzer „Francisco Josefina“ (Kriegsjahre 1914–1918). In: Österreich Kooperation (Hg.): Minikosmos Bukowina. Kulturleistungen eines Landstriches. Czernowitz 2006, S. 227–239.

20 Die dritte Invasion von Czernowitz. (VII.): Die Universität. In: *CzAZ*, Nr. 14, 7. September 1917, S. 4; sowie (VIII.): Die Universitätsbibliothek. In: *CzAZ*, Nr. 15, 8. September 1917 (Titelseite).

21 Die Universität von Czernowitz und der Friede im Osten (Dr. Paul Leder; übernommen von der *Neuen Freien Presse*). In: *CzAZ*, Nr. 153, 19. Februar 1918 (Titelseite); An die Hochschüler der Bukowina! In: *Neue Freie Presse*, Nr. 18099, 12. Januar 1915, S. 12.

bar kleinen Teil fand man an anderen Universitätsstandorten Cisleithaniens eine fachentsprechende Verwendung.[22] Die Universitäten der westlichen Kronländer hielten sich bei der Aufnahme der Czernowitzer Professoren während des Krieges zurück. In einem Bericht resümiert der vormalige Rektor Hans von Frisch (1875–1941) – enttäuscht von der Situation während der Kriegsjahre –, dass sich „die deutschen Universitäten Oesterreichs gegen uns Czernowitzer – das muß endlich offen gesagt werden – geradezu schmählich benommen haben; sie brachten nichteinmal soviel Kollegialität auf, sich jener Herren anzunehmen, die früher als Privatdozenten oder Extraordinarien an ihnen gewirkt hatten!".[23]

Mit Kriegsausbruch flammte indes neuerlich die Diskussion um die Verlegung der Czernowitzer Universität auf; eine Diskussion, die seit ihrer Gründung mit Plänen zur Errichtung einer weiteren deutschsprachigen (katholischen) Universität u. a. in Salzburg eng verbunden war.[24] Anlässlich der 100-Jahr-Feier der Zugehörigkeit des Kronlandes Salzburg zu Österreich-Ungarn und angesichts der vorangegangenen Evakuierung der Czernowitzer Universität erhielt diese Idee 1916 erneut politischen Auftrieb. Die Kriegssituation im Allgemeinen und die uneinheitliche Position der Befürworter dieses Planes im Besonderen ließen vorerst nicht an eine Umsetzung denken.[25]

22 Prokopowitsch macht dazu keine genaueren Angaben. Prokopowitsch: Gründung, S. 54.

23 ÖSTA: Bericht H. v. Frisch, Czernowitz 1. Juni 1919. Nach Sichtung entsprechender Personalstandsausweise und Vorlesungsverzeichnisse für die Periode 1914–1919 an den (deutschsprachigen) Universitäten Innsbruck, Graz, Wien und Prag lässt sich das weitgehend bestätigen. Sofern die Betroffenen nicht ohnedies in den Kriegsdienst eingezogen worden waren, dürften sie ihre Bezüge weiter behalten haben. Ob sie dennoch vereinzelt Lehraufträge durchführten, muss hier jedoch vorerst offenbleiben.

24 So war eine Verlegung der Czernowitzer Universität in ein „westliches Kronland" bereits 1884 ventiliert worden, auch stand das Projekt einer mährischen Universität in Olmütz (tsch. Olomouc) oder in Brünn (tsch. Brno) für einige Zeit im Raum; vgl. Heinrich Singer: Einige Worte über die Vergangenheit und Zukunft der Czernowitzer Universität. Ein Beitrag zur Geschichte und Würdigung des akademischen Lebens in Österreich. Warnsdorf 1917, S. 26 und S. 38; Walter Höflechner: Bemerkungen zur Universität Czernowitz im Konzept der österreichischen Universitäten. In: Österreich Kooperation (Hg.): Minikosmos, S. 171–178; Stourzh: Universität, S. 57.

25 Vgl. Richard Apfelauer: Der Plan einer Verlegung der deutschen Universität Czernowitz nach Salzburg und die Migration der dortigen Hochschullehrer. In: Jahrbuch der Universität Salzburg 1987–1989. Salzburg 1991, S. 209–220; Erich Prokopowitsch: Der Kampf um die Verlegung der Franz-Josephs-Universität in Czernowitz während des Ersten Weltkrieges. In: *Österreichische Begegnung. Vierteljahresschrift für Kultur- und Zeitgeschichte* 4 (1964), H. 2, S. 26–37; Johannes Uray: Czernowitz-Salzburg. Die Idee zum Transfer einer Universität (1916–1920). In: Elmar Schübl, Harald Heppner (Hgg.): Universitäten in Zeiten des Umbruchs. Fallstudien über das mittlere und östliche Europa im 20. Jahrhundert. Wien, Berlin 2011 (Transkulturelle Forschungen an den Österreich-Bibliotheken im Ausland, 5), S. 69–80; vgl. auch die Angaben zur Diskussion in diversen österreichischen Zeitungen bei Stourzh: Universität, S. 59.

Allerdings befeuerte der Krieg, aber auch der schon vor 1914 in Czernowitz spürbare Zwist zwischen den Nationalitäten, die Frage nach dem weiteren Schicksal einer deutschen Universität in einem mehrheitlich nicht deutschsprachigen Umfeld. So betrieben gerade jene Professoren (Hans von Frisch, Kurt Kaser, Wilhelm Kosch, Eugen Ehrlich) eine Verlegung nach Salzburg, die erst vor kurzem nach Czernowitz berufen worden waren und durch den fortdauernden Krieg für die universitäre und wohl auch persönliche Sache hier kein Fortkommen mehr sahen.[26] Hans von Frisch, der Sprecher dieser Gruppe, hatte noch im Sommersemester 1913/14 das Rektorat geführt. Frisch sollte es 1919 übernehmen, die Interessen der „heimatlos" gewordenen Universitätsbediensteten zu vertreten. Verständlicherweise erzeugte diese Diskussion besonders innerhalb der deutschsprachigen Bürgerschaft von Czernowitz Unruhe. So gab es mit dem Fortschreiten des Krieges an der Ostfront und der damit vermeintlich nahenden Wiedereröffnung der Czernowitzer Universität nicht nur seitens der Professorenschaft, die sich mehrheitlich für einen Verbleib in der Bukowina positionierte und prominente Unterstützung von außen erhielt,[27] sondern ebenso durch die Bukowinaer deutschsprachige Presse ein klares Votum für den Verbleib dieser Institution. Die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* druckte im Herbst 1917 einen Beitrag ab, worin ausdrücklich (im Sinne von 1875) darauf hingewiesen wird, dass die „Universität in Czernowitz ein Mittelpunkt und geistiges Bollwerk im alten Buchenlande geworden ist […, ein] Pfeiler für die große Kultur- und Wirtschaftsbrücke".[28] Auch die

26 Vgl. Hans Frisch: Die Verlegung der k.k. Franz-Josef-Universität von Czernowitz nach Salzburg. Salzburg 1916; Sapolovski: Czernowitzer „Francisco Josefina", S. 236; Prokopowitsch: Gründung, S. 55. Rückblickend versuchte Frisch seine Haltung aus der Kriegssituation heraus zu erklären, bot sich aus seiner Sicht zu diesem Zeitpunkt darin doch die Möglichkeit, die Czernowitzer Universität zu retten, deren Vermögen, das spätestens Ende 1919 (und zum Teil schon davor durch die russische Invasion) größtenteils verloren gegangen war: „[…] die Regierung war zu einer Entscheidung nicht zu bringen, wir Czernowitzer Professoren blieben weitere 2 Jahre obdachlos, das Czernowitzer Universitätsgut wurde definitiv preisgegeben." ÖSTA: Bericht H. v. Frisch, Czernowitz, 1. Juni 1919.

27 Raimund F. Kaindl: Die Czernowitzer Universität und ihre Verlegung. In: *Deutsche Arbeit. Zeitschrift des Volksbundes für das Deutschtum im Ausland* 16 (1917), H. 11, S. 411–414; Singer: Worte; Von der Czernowitzer Universität. In: *CzAZ*, Nr. 108, 27. Dezember 1917, S. 4 (mit Verweis auf das Buch von Singer). Dabei agierte die in Prag erscheinende Zeitschrift *Bohemia* mit ihrer Beilage *Bukowinaer Bote* als Sprachrohr jener, die für einen Verbleib in Czernowitz plädierten. In Prag befand sich ein Teil der evakuierten Czernowitzer Universität sowie die evakuierte provisorische Landesverwaltung des besetzten Kronlandes.

28 Die Czernowitzer Universität. In: *CzAZ*, Nr. 19, 13. September 1917 (Titelseite); weitere Beiträge zum Thema der Wiedereröffnung in der *CzAZ*: Die Universität von Czernowitz und der Friede im Osten (Dr. Paul Leder), Nr. 153, 19. Februar 1918, S. 3f.; Nr. 157, 23. Februar 1918, S. 2 (2. Teil); Nr. 160, 27. Februar 1918, S. 2 (3. Teil); Nr. 161, 28. Februar 1918, S. 2 (Schluss); Ein Beitrag zur Frage der Czernowitzer Universität (Ernst

Innsbrucker Universität – wenngleich aus gänzlich anders gesetzten Überlegungen – hatte sich mittlerweile in einer Stellungnahme des akademischen Senats gegen eine Neugründung in Salzburg ausgesprochen. Allein schon die bloße Idee begriff man in Tirol als bedrohliches Szenario. Die Argumentation der Czernowitzer Kollegenschaft aufgreifend, führte Innsbruck ins Feld, dass es mit einer Verlegung zur „Verschiebung des nationalen Besitzstandes" in der Bukowina kommen würde, zudem könne man „auch von Seite unserer deutschen Hochschule die Aufgabe eines vorgeschobenen Grenzpostens deutscher Kultur und Geistesarbeit nicht ohne weiteres gutheißen".[29]

Zu Beginn des Jahres 1918, als klar geworden war, dass der östliche Kriegsschauplatz sich mit dem Frieden von Brest-Litowsk entspannen und die Bukowina vollständig entsetzt werden würde – auch hatten im Mai die letzten rumänischen Truppen die Südbukowina geräumt –,[30] nahm zunächst die theologische Fakultät ihren Lehrbetrieb teilweise wieder auf.[31] Das Rektorat übersiedelte von Wien zurück in die Landeshauptstadt und traf alle Vorbereitungen für das anstehende Wintersemester 1918/19.[32] Geradezu enthusiastisch – im Kontext der Geschehnisse des ausgehenden Jahres 1917 sowie des Frühjahrs 1918 durchaus verständlich – begrüßte die *Czernowitzer Allgemeine Zeitung* die in Aussicht gestellte Wiedereröffnung der Alma Mater als „neues Geburtsdatum":

> Mit dieser Entscheidung wird eine der häßlichsten Episoden aus der Zeit der Russeninvasion in die Bukowina wieder gut gemacht. Wir meinen damit das von Salzburg im Vorjahre ausgegangene Attentat auf unsere Alma Mater, den Stolz und die Zierde der Landeshauptstadt und der Bukowina. […] Die Universität muß unser bleiben! Sie war als Politikum im deutschen Geiste geschaffen und hat diesem Lande, wenn auch nicht ganz, so doch in der Hauptsache echt österreichischen Charakter mitzuverleihen verstanden. Sie soll auch weiter bleiben in diesem Sinne ein Bollwerk deutscher Kultur und Wissenschaft und im versöhnlichen Geiste vermittelnd zwischen allen Nationalitäten des Landes wirken.[33]

Allerdings vermochte die Freude über das Kriegsende in der Region und den anstehenden Wiederaufbau die Realität nicht dauerhaft zu verdecken und

Flinker). In: *CzAZ*, Nr. 179, 20. März 1918, S. 2f.; Von der Universität. In: *CzAZ*, Nr. 204, 17. April 1918, S. 3.

29 Universitätsarchiv Innsbruck, Konvolut Universität Salzburg, Denkschrift Innsbruck (Typoskript), 12. Juni 1917.

30 Die ganze Bukowina frei vom Feinde. In: *CzAZ*, Nr. 171, 10. März 1918 (Titelseite).

31 Beginn der Inskriptionsfrist für das Sommersemester 1918. In: *CzAZ*, Nr. 159, 26. Februar 1918, S. 3.

32 Von der Eröffnung der Universität. In: *CzAZ*, Nr. 210, 24. April 1918, S. 3.

33 Erlass des k.k. Ministeriums für Kultus und Unterricht vom 12. April 1918, Zl. 10510; zit. nach: Die Wiedereröffnung der Universität. In: *CzAZ*, Nr. 216, 1. Mai 1918 (Titelseite).

währte nur kurz. Auch wenn – wie im Falle des Juristen Karl Wolff – noch Ende September 1918 ein Ruf auf den Lehrstuhl für Österreichisches Privatrecht an die Czernowitzer Universität erging, so zeigt das lediglich die zu diesem Zeitpunkt katastrophale Fehleinschätzung der tatsächlichen Situation des Gesamtstaates durch die Behörden.[34] Wenige Monate später setzte sich die Gewissheit durch, dass die Bukowina schließlich zur Gänze in das Königreich Rumänien eingegliedert werden würde. Die deutschsprachige Universität hatte damit ihren ursprünglichen Kulturauftrag im Sinne des österreichischen Staatsgedankens eingebüßt. Im Dezember 1918 (am 11. November waren bereits rumänische Truppen in Czernowitz einmarschiert) – also noch während des laufenden Semesters – stellte sich zwar dringend die Zukunftsfrage für das an der Universität tätige Personal. Sie blieb jedoch weitgehend unbeantwortet, und der Betrieb musste vorerst den Umständen entsprechend aufrechterhalten werden. Das Universitätskollegium gab sich hier allerdings keinerlei Illusionen mehr hin. Für die Professorenschaft war offensichtlich, „daß die Rumänisierung der deutschen Universität nur noch eine Frage der Zeit ist. Im Unklaren konnte man anfangs nur darüber sein, in welchem Tempo diese Umgestaltung vor sich gehen werde".[35] Obwohl erst 1923 landesweit rumänische Sprachprüfungen für Beamte durch eine Verordnung verbindlich eingeführt worden waren und die nachweisliche Sprachbeherrschung damit zur Grundbedingung für eine weitere Anstellung geriet, kamen diese de facto schon während des Jahres 1919 unter der Administration des zuständigen Regionenministers und Rektors der Universität Ion Nistor zum Tragen.[36] Auch wenn sich an der Universität trotz der politischen Neuorientierungen – wie Emanuel Turczynski positiv formulierte – während der Zwischenkriegszeit noch eine „Kontinuität bewährter Strukturen"[37] feststellen lässt, war damit das Schicksal des Großteils der deutschsprachigen Professorenschaft in

34 Vgl. Erich Prokopowitsch: Das Ende der österreichischen Herrschaft in der Bukowina. München 1959 (Buchreihe der Südostdeutschen Historischen Kommission, 2), besonders S. 28–36.

35 ÖSTA: Bericht H. v. Frisch, Czernowitz, 1. Juni 1919.

36 Mariana Hausleitner: Die Rumänisierung der Bukowina. Die Durchsetzung des nationalstaatlichen Anspruchs Großrumäniens 1918–1944. München 2001 (Südosteuropäische Arbeiten, 111), S. 150; Frisch schreibt dazu in seinem Bericht: „Zu scharfen Auseinandersetzungen innerhalb des akademischen Senates und zu peinlichen Szenen auch ausserhalb desselben kam es aber dadurch, daß die rumänischen Kollegen, insbesondere der Rektor, den Versuch machten, die rumänische Geschäftssprache in der Universität via facti einzuführen und uns Deutsche, die der Sprache nicht mächtig sind, auf diesem Wege unserer Rechte zu berauben." In: ÖSTA: Bericht H. v. Frisch, Czernowitz, 1. Juni 1919.

37 Emanuel Turczynski: Kontinuität und Wandel. Die Universität Czernowitz, ihre Professoren und Studenten in der Zwischenkriegszeit. In: Ilona Slawinski, Joseph P. Strelka (Hgg.): Die Bukowina. Vergangenheit und Gegenwart. Bern u. a. 1995, S. 135–154, hier: S. 137.

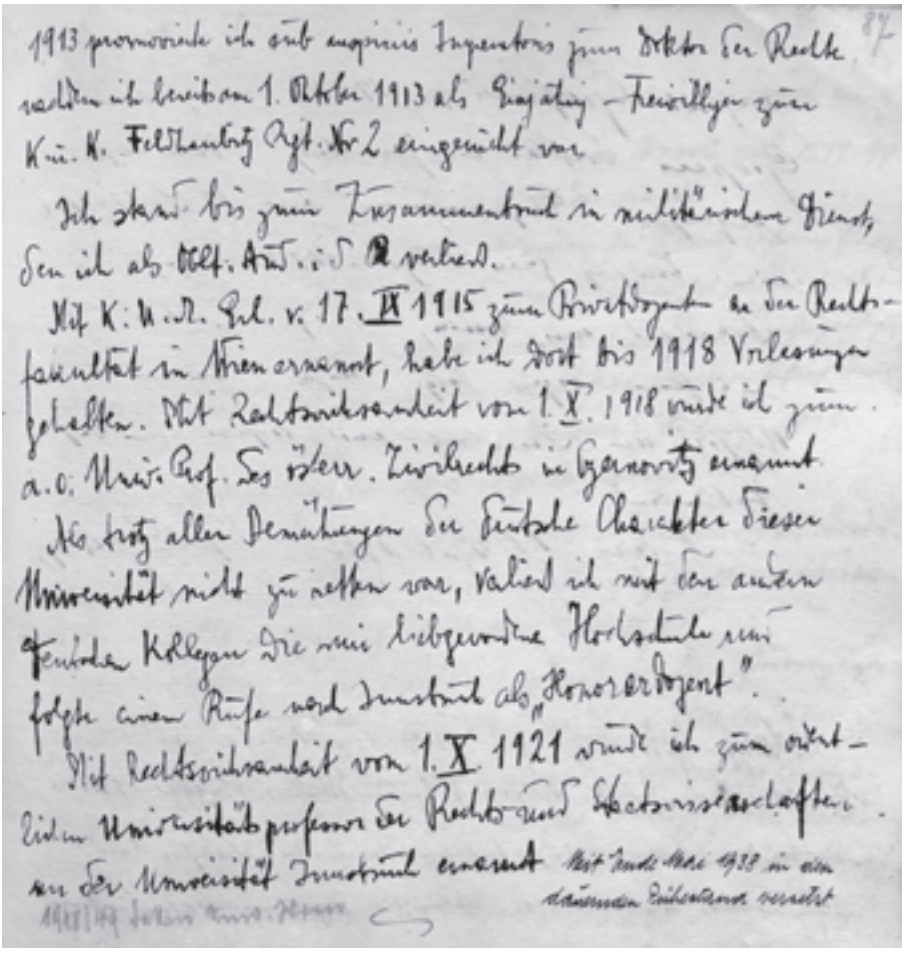

Abb. 1: Aus dem Goldenen Buch der Universität Innsbruck (handschriftlicher Eintrag Karl Wolff): „1913 promovierte ich sub auspiciis Imperatoris zum Doktor der Rechte. […] Mit Rechtswirksamkeit vom 1.X.1918 wurde ich zum a.o. Univ. Prof. des österr. Zivilrechts in Czernowitz ernannt. Als trotz aller Demütigungen der deutsche Charakter dieser Universität nicht zu retten war, verließ ich mit den anderen deutschen Kollegen die mir liebgewonnene Hochschule und folgte einem Rufe nach Innsbruck als ‚Honorardozent'.“[38]

38 Universitätsarchiv Innsbruck, Matricula Omnium omnio Dominorum etc. (Goldenes Buch d. Univ. Innsbruck), S. 86f. Der Zusatz am Ende des Eintrages – „Mit Ende Mai 1938 in den dauernden Ruhestand versetzt“ – verweist auf die Zwangspensionierung durch das NS-Regime. Nach 1945 nahm Wolff seine Tätigkeit als Professor wieder auf. Er war ab 1946 auch Mitglied des Verfassungsgerichtshofes. Vgl. Universität Wien: 650 plus – Geschichte der Universität Wien, <http://geschichte.univie.ac.at/de/personen/karl-wolff-prof-dr>, 2.12.2016; vgl. zu seiner Vita auch den Online-Eintrag der Universität Innsbruck, <http://www.uibk.ac.at/ipoint/dossiers/archiv-1938-2008-vertriebene-wissenschaft/610311.html>, 2.12.2016.

Czernowitz besiegelt. Die für die bisherige Universität maßgebliche direkte Kulturbrücke nach Wien hatte nicht nur physisch durch die neu gezogenen Staatsgrenzen aufgehört zu existieren. Mit der Regelung der Sprachenfrage zeigten sich ebenso – vertreten durch ihre jeweiligen persönlichen Proponenten – realiter allmähliche Auflösungserscheinungen. Für die Czernowitzer Professoren hatte sich indes schon im Laufe des Sommersemesters 1919 der bevorstehende Exodus abgezeichnet. Hans von Frisch, zu jenem Zeitpunkt Dekan der juridischen Fakultät, stand mit den Wiener Stellen in regem, obgleich technisch angesichts der Umstände nur unter Schwierigkeiten aufrechtzuerhaltendem Kontakt:

> Für uns ist die Erledigung dieser Frage brennend. Zwar wissen wir noch gar nicht, wann wir die Möglichkeit einer Übersiedlung haben werden, aber wenn wir etwa nach Schluß des Semesters, das wir auf jeden Fall zu Ende führen wollen, also etwa Ende Juli von hier weg können, so sollte jeder von uns auch wissen, wohin er gehört.[39]

Exodus – Wohin?

Am 25. Juli 1919 fand die letzte Senatssitzung der Franz-Josephs-Universität Czernowitz statt. Kurz vor Beginn des nächsten Wintersemesters verabschiedete sich die Öffentlichkeit der Stadt endgültig von der bisherigen Universität und ihren Vertretern.[40] Von der praktizierten Sprachregelung, die eine verpflichtende Abhaltung der Lehrveranstaltung in Rumänisch offiziell erst ab 1923 vorsah, waren schon jetzt im Wesentlichen alle Mitglieder der weltlichen Fakultäten betroffen, sodass sich 31 von 35 Bediensteten (Professoren und wissenschaftliche Beamte) mitsamt ihren Familien entschlossen, Czernowitz am 6. September 1919 mit einem Sonderzug in Richtung Wien zu verlassen.[41] (vgl. Tab. 1)

Gegen Ende des Sommersemesters hatten Hans von Frisch gemeinsam mit Josef Geitler vom physikalischen Institut als Delegierte der Czernowitzer Kollegenschaft die zuständigen Wiener Behörden bereits zum wiederholten Male auf „die gegenwärtige Lage der deutschen Professoren, wissen-

39 ÖSTA: H. v. Frisch an Hofrat Maurus (Wien), Czernowitz, 2. Mai 1919.

40 Adieu, Czernowitzer deutsche Universität! In: *Czernowitzer Morgenblatt*, Nr. 404, 4. September 1919 (Titelseite); Der scheidenden Universität. Ein Abschiedswort der Juden (Dr. Mayer Ebner). In: *Czernowitzer Morgenblatt*, Nr. 407, 7. September 1919.

41 Folgende Professoren verblieben an der Universität: Karl Siegel (Philosoph, erhielt 1927 einen Ruf nach Graz), Eugen Herzog (Romanist, gestorben 1928), Karl Penecke (Paläontologe, trat 1932 in den Ruhestand), Fritz Netolizky (Pharmakologe, bis 1940), Friedrich Mayer (gerichtliche Medizin, [?]); Prokopowitsch: Gründung, S. 58 und S. 75.

Abb. 2: Im Prüfungsstadium. Karikatur über die anstehenden Sprachprüfungen der Staatsbediensteten im Königreich Rumänien.[42]

schaftlichen Hilfskräfte und Beamten" hingewiesen. Sie unterstrichen darin nachdrücklich, dass diese mit 30. September 1919 endgültig ihrer bisherigen Stellung enthoben werden würden. Unter Hinweis auf den Beschluss des österreichischen Staatsrates vom 11. November 1918 wäre demnach aus ihrer Sicht „sofort das Erforderliche einzuleiten, um eine Verwendung der genannten Personen nach Tunlichkeit an den deutschösterreichischen Hochschulen durchzuführen". Das Unterrichtsamt allerdings war im Anschreiben an die österreichischen Universitäten mit der Bitte um Aufnahme der in Czernowitz freiwerdenden akademischen Lehrer sorgsam darauf bedacht, der Hochschulautonomie in dieser Entscheidung nicht vorzugreifen. Man schlug daher unter Beischluss einer Liste der betroffenen Personen vor, diese „einstweilen zu Supplierungen" einzusetzen.[43] Eine endgültige Zustimmung

42 *Czernowitzer Morgenblatt*, Nr. 2028, 19. April 1925, S. 15.

43 ÖSTA: Nr. 12231/1125, 17. Juni 1919, Referentenerinnerung. Dazu gehören auch die am 23. November 1918 vom Kabinettsrat beschlossenen „Richtlinien für die vorläufige Behandlung einiger Staatsbedienstetenfragen", die die Übernahme österreichischer Beamter in den deutschösterreichischen Staatsdienst regeln sollten; zit. nach Walter Höflechner: Die Baumeister des künftigen Glücks. Fragment einer Geschichte des Hochschulwesens in Österreich vom Ausgang des 19. Jahrhunderts bis in das Jahr 1938. Graz 1988 (Publikationen aus dem Archiv der Universität Graz, 23), S. 140, Anm. 94; zur Autonomie der Hochschulen vgl. auch S. 142f.

zur Übernahme in den österreichischen Staatsdienst erteilte das Unterrichtsamt erst 1920.[44]

Für die in der Republik (Deutsch-)Österreich nach 1918 verbliebenen Universitäten bestimmten ökonomische Unsicherheiten während der ersten Nachkriegsjahre vielfach den Entscheidungsspielraum, sodass man sich von vornherein ausbedingte, die Beamten der Czernowitzer Universität, wenn überhaupt, nur *extra statum*, also außerhalb des Hochschulbudgets zu übernehmen. Eine gewisse Konsolidierung und damit verbundene Entspannung dieser wirtschaftlichen Situation machte sich allmählich ab 1925 bemerkbar. Allerdings ging diese sichtbar mit einer national deutschen Aufladung der Universitäten einher.[45] Vor diesem Hintergrund ist dementsprechend auch die vorsichtige und eben nicht immer vorurteilsfreie Haltung gegenüber den Czernowitzer Kollegen einzuordnen. In der Zwischenzeit hatte Hans von Frisch – der nach Wien vorausgeeilt war – für die in der Hauptstadt mit ihrem restlichen Hab und Gut bald eintreffenden Familien die Organisation von Beihilfen beantragt.[46] Am Südbahnhof standen 50 Güterwaggons mit den Wohnungseinrichtungen der knapp 100 Universitätsbediensteten, und das Amt bewilligte auch die einstweilige Fortzahlung der Bezüge in Form von Beihilfen.[47]

Das Wiener Ministerium zeigte gegenüber der „überaus peinlichen Lage" der „durch den Krieg ohnehin schwer heimgesuchten" Personen sichtlich Verständnis, sah sich allerdings offensichtlich mit der reservierten Haltung der österreichischen Universitäten konfrontiert.[48] So wies etwa das Wiener Professorenkollegium in einer zweiten Zuteilungsrunde (Carl Zelinka, August Böhm von Böhmersheim, Leon Kellner, Kurt Kaser) jeden weiteren Bedarf

44 ÖSTA: Nr. 2959, Unterrichtsamt, 16. Februar 1920, sowie Staatsamt für Finanzen, 26. Januar 1920.

45 Höflechner: Baumeister, S. 111.

46 Die von Frisch zusammengestellte Liste umfasste nicht alle von der Umsiedlung betroffenen Beamten der Czernowitzer Universität. Das Unterrichtsamt gibt an anderer Stelle 40 Personen an: 19 ordentliche, 5 außerordentliche Professoren, 2 Adjunkte, 3 Assistenten, 5 Bibliotheksbeamte, 2 Kanzleibeamte, 2 Kanzleioffizianten, 1 Oberpedell, 1 Präparator; ÖSTA: 14712/1271, 10. Juli 1919, Referentenerinnerung.

47 ÖSTA: Frisch an Staatsamt für Unterricht, Wien, 17. Juni 1919; Beschluss des Kabinettsrates, 17. Juni 1919 (Kabinettsratsprotokoll 80P. Nr. 12).

48 ÖSTA: 14712/1271, 10. Juli 1919, Referentenerinnerung. Die Anfrage des Ministeriums ging an den österreichischen Universitäten etwa zeitgleich ein; vgl. Universitätsarchiv Innsbruck, Jur. Sitzungsprotokolle 1914–1938, Karton 5, Czernowitzer Frage, Bericht des Dekans vom 10. Juli 1919. Erste Ausschüsse – nach Fakultäten getrennt – haben sich allerdings schon Ende Juni damit auseinandergesetzt und Stellungnahmen an das Ministerium verfasst. Universitätsarchiv Innsbruck, Phil. Sitzungsprotokolle 1917–1930, Karton 2, 23. Juni 1919, Weiterverwendung der Professoren und wissenschaftlichen Hilfskräfte der Universität Czernowitz.

ab. Im Falle von Böhm oder Kaser argumentierte die Wiener Kommission streckenweise recht unsachlich, indem sie etwa dem Geographen Böhm eine „polemische Natur" bescheinigte, die „ein reibungsloses Zusammenarbeiten mit ihm am geographischen Institut" nicht erwarten ließe. Kaser warf man vor, dass er „seit seiner Ernennung zum Ordinarius in Czernowitz keine fachwissenschaftliche Abhandlung mehr veröffentlicht"[49] hätte. Bedenkt man, dass Kaser erst 1914 – also kurz vor Kriegsbeginn – berufen worden war, erscheint dies geradezu zynisch, zumal den Professoren aus Czernowitz an den deutschen Universitäten Österreichs während des Krieges in den meisten Fällen eine Anstellung versagt geblieben war.[50] Die Dominanz des deutschnationalen Lagers, das sich an den österreichischen Universitäten Mitte der 1920er-Jahre durchgesetzt hatte, warf in Innsbruck schon Jahre zuvor ihre Schatten voraus: „Jüdische Professoren können an die hiesige Universität nicht übernommen werden, weil im Falle ihrer Berufung deren ungestörte Lehrtätigkeit im Hinblick auf die Stimmung der hiesigen Studentenschaft in keiner Weise garantiert werden könne."[51] Graz positionierte sich in ähnlicher Weise, wenngleich etwas verklausulierter,

> [da] auch die in Graz stets vorhandene, in jüngster Zeit verschärft hervorgetretene streng nationale Stimmung des Großteils der Studentenschaft zu beachten [ist], infolge deren einzelne Persönlichkeiten zweifellos einer starken grundsätzlichen Gegnerschaft ausgesetzt sein würden, die gegebenen Falles zu unliebsamen Erscheinungen im akademischen Leben führen könnte.[52]

Zudem hatte der Innsbrucker Rektor die Befürchtung laut werden lassen, dass „eine Reihe nichtdeutscher Nationalitäten sofort Kompensationsforderungen nach Errichtung tschechischer, slowenischer, ruthenischer, italienischer Hochschulen anmelden"[53] würde. Innsbruck behielt aus Konkurrenzangst auch nach Kriegsende diese deutschnationale Abwehrposition bei. Hinzu kam – noch in der Diskussion um die Verlegung nach Deutsch-Österreich – der Verweis auf die drohende „Gefahr der Aufzucht eines akademischen Berufsproletariats". Der nationale Unterton gegen das Fremde (eines immer-

49 ÖSTA: Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Wien an Staatsamt für Unterricht, 22. März 1920.

50 ÖSTA: Bericht H. v. Frisch, Czernowitz, 1. Juni 1919.

51 ÖSTA: Nr. 6154, Dekanat der Philosophischen Fakultät der Universität Innsbruck an Staatsamt für Inneres und Unterricht, 26. März 1920.

52 Universitätsarchiv Graz, Phil. Fakultät, Zl. 1618 ex 1918/19, Kommissionsbeschluss vom 11. Juli 1919; zit. nach Höflechner: Baumeister, S. 152, Anm. 127.

53 Karl Lamp: Das Salzburger Universitätsprojekt vom Standpunkte staatlicher und akademischer Interessen. In: *Akademische Rundschau. Zeitschrift für das gesamte Hochschulwesen und die akademischen Berufsstände*, H. 11/12 (1918), Schluß, o. S. [Leipzig: Sonderdruck].

hin – zu diesem Zeitpunkt – bis vor zwei Wochen noch zum gemeinsamen Staatsverband gehörigen Kronlandes) war bereits mehr als deutlich: „Aus einem von Deutsch-Oesterreich durch weite Länderstrecken und fremde Staaten getrennten, mit unserem Staate in keiner unmittelbaren Verbindung stehenden fremdnationalen Lande läßt sich keine Hochschule übertragen."[54] Die in der Innsbrucker Denkschrift ein Jahr zuvor geäußerte Bedeutung eines „Grenzpostens deutscher Kultur"[55] hatte man zu diesem Zeitpunkt wohl schon tunlichst vergessen wollen.

Ungeachtet anfänglicher Schwierigkeiten gelang es letztlich doch, den Großteil der betroffenen ehemaligen Czernowitzer Universitätsbeamten in Österreich unterzubringen bzw. sie in den vorzeitigen Ruhestand zu versetzen. Die prekäre Lebenssituation Einzelner, die sich dahinter verbarg, war damit freilich nicht gelöst worden. Heinrich Micoletzky (1883–1929) gibt dafür Beispiel. Er war ursprünglich von Triest nach Czernowitz gekommen, wo er sich habilitieren konnte. Im Zuge der Übernahmeverhandlungen gelang es ihm zwar, 1921 in der Nachfolge von Karl Wilhelm von Dalla-Torre als Extraordinarius für Zoologie in Innsbruck Fuß zu fassen.[56] Damit hatte er allerdings für sich und seine Familie kaum ein hinreichendes Auskommen gefunden:

> Wir hatten seinerzeit Micoletzky übernommen (Wien und Graz hatten sich damals nicht gerührt!), der, schon in Czernowitz zum Adjunkten vorgeschlagen, sich hier mit seiner Familie bei einer elenden Bezahlung durchkämpfen mußte. Ich bin in seiner Sache wiederholt (natürlich immer auf eigene Kosten!) nach Wien gefahren und hatte in seiner Angelegenheit ein [sic!] Berg von Akten zu erledigen. Es war mir peinlich, von ihm bis zu seinem Tode immer wieder hören zu müssen, daß er mit seinem Gehalt bei seiner sechsköpfigen Familie nicht auskommt und es ist mir nicht einmal gelungen, ihm vor seinem Tode auch nur den Titel eines Ordinarius durchzusetzen, obwohl das bei ganz ähnlichen Fällen möglich gewesen ist.[57]

54 Der Innsbrucker Rektor Lamp hatte in den darauffolgenden Verhandlungen bezüglich einer möglichen Universitätsgründung in Salzburg vor der „Schaffung zweier lebensunfähiger Zwerguniversitäten" gewarnt. In: Universitätsarchiv Innsbruck, Konvolut Universität Salzburg, Stellungnahme des akademischen Senats der Universität Innsbruck, Rektor Lamp, Innsbruck, 30. November 1918; Bericht des Rektors über seine Verhandlungen beim Wiener Staatsamte für Unterricht, 14. Dezember 1918.

55 Universitätsarchiv Innsbruck, Konvolut Universität Salzburg, Denkschrift Innsbruck (Typoskript), 12. Juni 1917.

56 Heinz Janetschek: Aus der Geschichte der Zoologie in Innsbruck. Leipzig 1968 (Sonderdruck aus den Verhandlungen der deutschen Zoologischen Gesellschaft in Innsbruck), S. 53–65, hier: S. 61.

57 Universitätsarchiv Innsbruck, allgemeine Personalangelegenheiten, Micoletzky, Adolf Steuer (Zoologisches Institut d. Universität Innsbruck, aus einem Brief Steuers an Paul Krüger, Wien, 2. Januar 1930).

Abb. 3: Heinrich Micoletzky in einer Aufnahme vermutlich Anfang der 1920er-Jahre.[58]

Zusammenfassung

Die Situation der Franz-Josephs-Universität war im Kontext der Ereignisse nach 1918, vor allem, wenn man die Universitätsverlegungen im Deutschen Reich oder die Prager Universitätsfrage mit in Betracht zieht, keine außergewöhnliche; auch letztere lösten sich – soweit von staatlichen Territorialverschiebungen betroffen – auf oder mussten (vor allem nach 1945) von ihrem ursprünglichen Standort abwandern. Vielmehr lässt sich in dem hier skizzierten Gesamtbild der Czernowitzer Alma Mater seit ihrer Eröffnung bis hin zur Rumänisierung der stete Rechtfertigungsbedarf der eigenen Existenz sichtbar machen. Der Kritik an ihrer Gründung als dezidiert deutschsprachige Universität in einem anderssprachig dominierten Umfeld folgten alsbald Ideen der Umsiedlung zugunsten eines Standortes in den westlichen Kronländern Cisleithaniens. Deutschnationalen Kreisen war der noch in der liberalen Ära

58 Universitätsarchiv Innsbruck, allgemeine Personalangelegenheiten, Micoletzky.

wurzelnde österreichische Staatsgedanke fremd, wenn nicht gar ein Dorn im Auge. Das Linzer Programm artikulierte schon 1882 die Forderung nach einer Abtrennung der Bukowina von der Habsburgermonarchie.[59] Vielfach fehlte es diesen Kreisen jedoch am Verständnis um die deutschsprachige Bevölkerung, die – wie im Falle von Czernowitz – regional das kulturelle Feld definierte und sich dem Staat gegenüber weitgehend loyal verhielt. Die Arbeiten Raimund Friedrich Kaindls, der 1914 von Czernowitz auf den Lehrstuhl für Österreichische Geschichte nach Graz wechselte, zeigen dieses Bemühen um Anerkennung deutlich.[60] Die Ressentiments gegenüber dieser östlichsten Universität der Monarchie konnten sich, wie der Diskurs um die Verlegung bzw. Unterbringung der Czernowitzer Universitätsbeamten nach 1918 deutlich macht, über die Zeit behaupten. Die deutschliberale Mehrheit im österreichischen Reichsrat bzw. die Regierung in Wien, die die Universitätsgründung in Czernowitz bewirkt hatten, wurde dafür – das sei hier der Vollständigkeit halber angemerkt – freilich auch von national-rumänischer Seite heftig kritisiert.[61]

Andererseits war die Universitätslandschaft (Deutsch-)Österreichs nach 1918 erheblich geschrumpft und bot angesichts der politischen wie wirtschaftlichen Lage nach Kriegsende einen im Vergleich zu den Hochschulen des Deutschen Reiches bescheidenen Handlungsspielraum. Die Zentralstellen der neu zu organisierenden Staatsverwaltung in der vormaligen Reichshauptstadt standen überdies besonders während der ersten Monate unter enormem Druck der eigenen Umstrukturierung bzw. waren mit der „Nachlassverwaltung" des Habsburgerreiches vielfach völlig überfordert. Für eine weitergehende Einschätzung jedoch fehlt es hier noch an grundlegenden Forschungsarbeiten über die österreichische Universitätslandschaft im Gesamten während

59 Helmut Rumpler: Eine Chance für Mitteleuropa. Bürgerliche Emanzipation und Staatsverfall in der Habsburgermonarchie. Wien 1997 (Österreichische Geschichte 1804–1914), S. 490.

60 Vgl. Kurt Scharr: Ansichten eines Unverstandenen? Der Historiker Raimund F. Kaindl (1866–1930). In Druckvorbereitung.

61 Ion Nistor: Der nationale Kampf in der Bukowina. Bucureşti 1916, S. 203f; ders.: Unirea Bucovinei 28 Noiembrie 1918. Studii şi documente [Vereinigung der Bukowina am 28. November 1918. Studien und Dokumente]. Cluj-Napoca 2010, S. 253; Dezbaterile adunării deputaţilor, din şedinţa de Luni 29 Decemvrie 1919 (Monitorul Oficial din 22 Ianuarie 1920), Raportor Romul Răuţ [Debatten der Abgeordnetenversammlung der Sitzung vom Montag, den 29. Dezember 1919 (Monitorul Oficial vom 22. Januar 1920), Berichterstatter Romul Răuţ]: „Şi atunci a fost înfiinţată a universitatea de la Cernăuţi la 1875, dar nu a reuşit germanizarea, căci poporul nostru are o vitalitate, care mii de ani nu o strivesc" [„Und dann wurde 1875 die Universität von Czernowitz gegründet, aber die Germanisierung war gescheitert, da unser Volk eine Vitalität besitzt, die es über tausende Jahre nicht zertreten ließ"].

der ersten Nachkriegsjahre. Zudem war das Ministerium in Wien gezwungen, sich in dieser Situation tunlichst an die Hochschulautonomie zu halten, konnte es doch den einzelnen Standorten für eine Aufnahme der frei gewordenen Beamten nur wenig an materieller Hilfe gewähren. Letztlich wohl auch dadurch ist es – bei aller persönlichen Tragik der Betroffenen – dennoch gelungen, die aus Czernowitz übersiedelten Professoren und wissenschaftlichen Hilfskräfte in das österreichische Hochschulwesen einzugliedern.

Die im nunmehr rumänischen Cernăuți in der Person von Ion Nistor an der Universität vertretene Politik der Nationalisierung leitete für die Stellung des bislang dominierenden deutschsprachigen Bildungsbürgertums erhebliche Veränderungen ein. In den Abschiedsbekundungen deutschsprachiger Blätter wie der *Czernowitzer Allgemeinen Zeitung* und der vorangehenden Diskussion lassen sich die darin zum Ausdruck gebrachte Sorge um die Wiedereröffnung der Universität und die umgehende Angst um den zu erwartenden Verlust an Einfluss in diesem Teil der Bevölkerung bereits erahnen. Wenngleich auch das kulturelle Feld von Czernowitz während der Zwischenkriegszeit seine Prägung nach wie vor zu einem entscheidenden Anteil von diesen Schichten bezog, so entbehrte es ab diesem Zeitpunkt doch des maßgeblichen politischen Rückhalts aus Wien sowie einer seiner zentralen Institutionen: der deutschsprachigen Universität. Die unmittelbaren Brücken dorthin gingen verloren, die Alma Mater Francisco-Josephina war mithin ihr Fundament.

Tab. 1: Professoren, wissenschaftliche Hilfskräfte und Beamte der Universität Czernowitz in Deutschösterreich[62]

#	Familien-/ Vorname	Lebens-daten[63]	Dienststand im Juli 1920[64]	Dienstelle Czernowitz seit	Wohnort Sep. 1919 (Geburtsort)	Verwendung im Aug. 1920	Dienstjahre per 1. Mai 1919[65]
Juridische Fakultät							
1	Roschmann-Hörburg Julius HR[66] Dr.	1852–1921	o. Prof. f. Statistik u. pol. Ökonomie	1909	Innsbruck (Wien)	Univ. Innsbruck, Hon.-Dozent[67]	37
	Adler[68] Karl HR Dr.	1865–1924	a.o. Prof. f. Österr. Privat-, Handels- u. Wechselrecht	1898	(Prag)	Ruhestand?	20
2	Ehrlich Eugen Dr.	1862–1922	o. Prof. f. Römisches Recht	1914	Zürich (Czerno-witz)	Ruhestand	
3	Kogler Ferdi-nand Dr.	1872–1944	o. Prof. f. Deutsches Recht u. Österr. Reichs-geschichte	1905	Innsbruck (Hippach)	Univ. Innsbruck, Hon.-Dozent[69]	13
4	Petschek Georg Dr.	1872–1947	o. Prof. f. Österr. Zivilprozess	1907	Wien (Kolin)	Univ. Wien, Hon.-Dozent	12
5	Frisch v. Hans Dr.	1875–1941	o. Prof. f. Staatsrecht, Verwaltungslehre u. Österr. Verwaltungsrecht	1912	Wien (Wien)	TU Wien, Hon.-Dozent	7

6	Leder Paul Dr.	1870–1930	o. Prof. f. Kirchenrecht	1909	Wien (Bukowice)	Univ. Wien, Hon.-Dozent	9
7	Amonn Alfred Dr.	1883–1962	o. Prof. f. Pol. Ökonomie	1912	Wien (Bruneck)	Ruf an deutsche Univ. Prag[70]	
8	Wolff Karl Dr.	1890–1963[71]	a.o. Prof. f. Österr. Privatrecht	1918	Wien (Peterwardein)	Univ. Innsbruck, Hon.-Dozent[72]	17.9.1918 (Dienstantritt)

62 Nummerierung und Wohnort laut ÖSTA: Professoren, wissenschaftliche Hilfskräfte und Beamte der Universität Czernowitz in Deutschösterreich. Beihilfeansuchen H. v. Frisch, Wien, 15. September 1919.

63 Lebensdaten, Geburtsort und Dienststelle laut Österreichische Akademie der Wissenschaften (Hg): Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation, <www.biographien.ac.at>, 2.12. 2016.

64 Verwendung und Dienststand laut ÖSTA: Staatsamt für Inneres und Unterricht, Unterrichtsamt, Nr. 16833 vom 26. August 1920, Verwendung der Czernowitzer Universitätsprofessoren und dortigen Angestellten.

65 ÖSTA: Beilage I, Verzeichnis, 1. Mai 1919.

66 Hofrat, i. F. als HR abgekürzt.

67 Ab Studienjahr 1919/20 als o. Prof. in Innsbruck; o. A. In: Übersicht der akademischen Behörden, Professoren, Privatdozenten, Lehrer, Beamten etc. an der Leopold-Franzens-Universität zu Innsbruck für das Studienjahr 1919/20. Innsbruck 1919, S. 7.

68 Fehlt in der Liste von Frisch; ÖSTA: Beilage I, Verzeichnis, 1. Mai 1919.

69 Ab Studienjahr 1919/20 als o. Prof. in Innsbruck; o. A. In: Übersicht, S. 8.

70 Amonn geht 1926 zunächst nach Tokio, von 1929 bis 1953 ist er Ordinarius für theoretische Nationalökonomie an der Universität in Bern; Stadtarchiv Bruneck, <www.archiv-bruneck.it>, 2.12.2016.

71 Universität Wien (Hg.): 650 plus – Geschichte der Universität Wien, <http://geschichte.univie.ac.at/de/personen/karl-wolff-prof-dr>, 20.5.2016.

72 Ab Studienjahr 1919/20 als a.o. Prof. in Innsbruck; o. A. In: Übersicht, S. 8; Wolff wird per 1. Juli 1920 auf Antrag einhellig zum Ordinarius in Innsbruck ernannt; Universitätsarchiv Innsbruck, Jur. Sitzungsprotokolle 1914–1918, Karton 5, Allfälliges.

#	Familien-/Vorname	Lebensdaten[63]	Dienststand im Juli 1920[64]	Dienstelle Czernowitz seit	Wohnort Sep. 1919 (Geburtsort)	Verwendung im Aug. 1920	Dienstjahre per 1. Mai 1919[65]
Philosophische Fakultät							
9	Hilberg Isidor Dr.	1852–1919	o. Prof. f. Klass. Philologie	1882	Wien † (Bila Zerkwa)		
10	Zingerle Oswald HR Dr.	1855–1927[73]	o. Prof. f. Dt. Sprache u. Literatur	1892	Innsbruck (Innsbruck)	Univ. Graz, Hon.-Dozent	27
11	Zelinka Carl HR Dr.	1858–1935	o. Prof. f. Zoologie	1897	Wien (Graz)	Naturhist. Museum Wien	35
12	Pomeranz Cäsar Dr.	1860–1926	o. Prof. f. Chemie (Rektor 1914/15–1917/18)	1904	Wien (Husiatyn)	Boku[73] Wien, Hon.-Dozent	30
13	Geitler-Armingen v. Josef Dr.	1870–1923	o. Prof. f. Physik	1906	Wien (Smíchov)	TU Graz, Hon.-Dozent	24
14	Böhm Edler v. Böhmersheim August Dr.	1858–1930	o. Prof. f. Geographie	1908	St. Gilgen/ Sbg. (Wien)	Univ. Graz, Lehrauftrag	27
15	Kellner Leon Dr.	1859–1928	o. Prof. f. Englische Sprache u. Literatur	1904	Wien (Tarnów)	Hochschule f. Welthandel Wien (Verhandlung)[74]	

16	Porsch Otto Dr.	1875–1959[76]	o. Prof. f. Botanik	1911	Wien (Wien)	Boku Wien, Prof.	
17	Kaser Kurt Dr.	1870–1931	o. Prof. f. Allg. Geschichte	1914	Salzburg (Steyr)	TU Graz, Hon.-Dozent[77]	11
18	Conrad Viktor Dr.	1876–1962	a.o. Prof. f. Kosmische Physik	1910	Wien (Wien)	ZAMG[78] Wien; Beamter	
19	Kosch Wilhelm Dr.	1879–1960	a.o. Prof. f. Deutsche Sprache u. Literatur	1911	Ebelsberg/ Linz (Drahan Mähren)	Montan. Hochschule Leoben, Lehrauftrag	
20	Reichelt Johann Dr.	1877–1939	a.o. Prof. f. Vergleichende Sprachw.	1911	Baden (Baden/ Wien)	Univ. Graz, Prof.[79]	

73 Hochschule für Bodenkultur.
74 Austria-Forum, <http://austria-forum.org/af/AEIOU/Zingerle,_Oswald>, 2.12.2016.
75 Kellner wird 1924 in den Ruhestand versetzt; Österreichisches Biographisches Lexikon und biographische Dokumentation, <www.biographien.ac.at>, 2.12.2016.
76 Österreichische Nationalbibliothek (Hg.): Verzeichnis der künstlerischen, wissenschaftlichen und kulturpolitischen Nachlässe in Österreich, <http://data.onb.ac.at/nlv_lex/perslex/PQ/Porsch_Otto.htm>, 2.12.2016.
77 Kaser wird 1920 als a.o. Prof. für Neuere Geschichte an der Universität Graz geführt, 1921 als o. Prof. an der Technischen Universität von Graz mit dem Fachgebiet Geschichte; vgl. *Minerva. Jahrbuch der gelehrten Welt* 24 (1920), S. 409 sowie 1921, S. 395.
78 Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik.
79 Ab dem Studienjahr 1919/20 als Honorardozent der phil. Fakultät zunächst in Innsbruck; o. A.: Übersicht, S. 13.

#	Familien-/Vorname	Lebensdaten[63]	Dienststand im Juli 1920[64]	Dienstelle Czernowitz seit	Wohnort Sep. 1919 (Geburtsort)	Verwendung im Aug. 1920	Dienstjahre per 1. Mai 1919[65]
21	Lindner Josef Dr.		Priv.-Doz., Adjunkt		Schwechat (Klagenfurt?)	Univ. Graz, Adjunkt	11
22	Micoletzky Heinrich Dr.	1883–1929	Assistent		Pernegg (Graz)	Univ. Innsbruck, Assistent[80]	11
23	Cammerloher Hermann Dr.		Priv.-Doz., Assistent		Innsbruck (Wien)	Univ. Innsbruck, Assistent[81]	
24	Reinhold Franz Dr.		Priv.-Doz., Assistent		Wien (Zwettel)	Univ. Wien, Assistent	12
			Beamte				
25	Baumhackl Fritz Dr.		Bibliotheksdirektor		Wien (Orth/Donau)	Boku Wien, Bibliotheksleitung[82]	27
26	Leiblinger Gustav Dr.		Bibliotheksassistent		Wien (Tarnopol?)	Boku Wien, Bibliothek	14
27	Grienberger Theodor v. Dr.	1855–1932	Oberbibliothekar	1904	Wien (Mittersill)	Pensionierung eingeleitet	22
28	Norst Anton Dr.	1859–1939	Univ.-Sekretär	1897	Wien (Załuże/Galizien)	Stat. Zentralkom. Wien, Beamter	27

29	Dewald Johann		Kanzleigehilfe		Wien (Czernowitz?)	Unterrichtsamt Wien	6
30	Dewald Karl		Oberpedell		Wien (Czernowitz?)	Ruhestand	23
	Zettler Eugen[83]		Unterbeamter, Präparator		(Graz?)		7

[80] Innsbruck hatte sich schon im Juli 1919 dazu entschlossen, Reichelt, Cammerloher und Micoletzky zu übernehmen. Reichelt geht allerdings nach Graz; Universitätsarchiv Innsbruck, Phil. Sitzungsprotokolle 1917–1930, Karton 2, Bericht des Ausschusses betreffend die Unterbringung der Czernowitzer Professoren vom 7. Juli 1919; ab dem Studienjahr 1919/20 als Adjunkt am zoologischen Institut in Innsbruck; o. A. In: Übersicht, S. 26.

[81] Ab Studienjahr 1919/20 als Assistent am botanischen Institut in Innsbruck; o. A. In: Übersicht, S. 26.

[82] Baumhackl übernimmt in Nachfolge von Ignaz Stich die Leitung der Universitätsbibliothek; Programm d. Hochschule für Bodenkultur in Wien, Studienjahr 1921/22. Wien 1921, S. 12.

[83] Fehlt in der Liste von Frisch; ÖSTA: Beilage I, Verzeichnis Stand 1. Mai 1919.

Exkurs:
Feldforschungen in der Bukowina

Croatian Troops in Bukovina 1914–1918

The Reconstruction Problem

JEVGENIJ PAŠČENKO

Marking the 100th anniversary of the First World War provided a powerful impulse to the reconstruction of history and the fate of soldiers from Croatia in war events on the territory of Bukovina. The fact that soldiers mobilized in Croatia participated on the battlefields of Bukovina has been largely forgotten – in Croatia, as well as in Ukrainian Bukovina, this fact is almost unknown to contemporary scholarship, although it received mention in Croatian research in the twentieth century. The aim of our research is to return the forgotten events to the memory of history. An important task is to reconstruct war events, to find and mark the burial sites of Croatian soldiers; to this end, the first task is to gather the information itself. Today we have several sources available for reconstruction: military archives; literary works; newspaper reports and photographs.

Military archives and the problem of reconstructing toponyms

Military archives present the Austro-Hungarian army on the Eastern Front without specifying national contingents. From Croatian sources, we know that mobilized soldiers from the area of Croatia were stationed in all regions of Western Ukraine from the beginning of the war up to 1918. In Bukovina, Croatian troops belonged to the 13th Zagreb Corps, part of the group under the command of Baron Karl von Pflanzer-Baltin (1855–1925). Later it became the 7th Army, operating on the extreme south-eastern section of the eastern Austro-Hungarian-Russian front. It is featured on military maps.

Croatian soldiers took part on the battlefields marked blue and fought in important battles from the beginning of 1915 onwards. Especially bloody battles were fought against the forces of the Russian General Platon A. Lečickij (1856–1921) who tried to break into Bukovina and take the important city of

Fig. 1: Battlefield situation on 19 February 1915: the Russian front is marked red, and the Austro-Hungarian blue. In: Österreich-Ungarns letzter Krieg, 1914–1918. Ed. by Österreichisches Bundesministerium für Heereswesen und Kriegsarchiv. Vol. 2: Das Kriegsjahr 1915. [Maps]. Wien 1931, draft 10.[1]

Czernowitz (Ukrainian: Černivci) and thus effect the convergence of Romania towards the Entente.

The battles in the spring of 1915 were especially difficult. On Easter Sunday, the Russian offensive began. The front line next to the village of Okna (Ukranian: Vikno/Вікно) was filled with Croatian soldiers from the 42nd Home Guard Regiment. According to various sources, Circassians managed to capture a portion of the Croatian forces. One of these captives was Josip Broz, later known as Tito. In his biographies, the settlement Okno is mentioned, indicating that the future leader was stationed in Bukovina, from where he came into Russian captivity. On 20 March, Croatian soldiers from the 42nd Home Guard Regiment suffered heavy losses. Consequently, they withdrew from a part of the battlefield.

The Russian forces were suppressed in the summer of 1915. Croatian regiments of the 13th Zagreb Corps were included in the 11th Corps of the Galicia-

1 Digitale Landesbibliothek Oberösterreich, <http://digi.landesbibliothek.at/viewer/resolver?urn=urn:nbn:at:AT-OOeLB-1630959>, 9.3.2017.

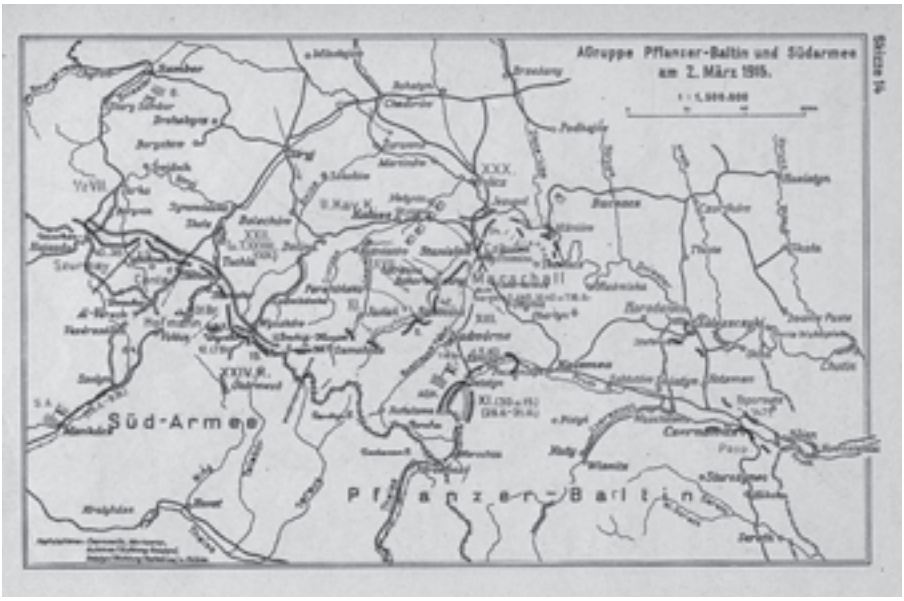

Fig. 2: Battlefield situation on 2 March 1915. Ibid., draft 14.[2]

Bukovina Corps and arranged along the Austrian border in Bessarabia. A large military force was concentrated on the Russian side, and both sides led powerful artillery interventions.

Here we will not go into the presentation of military operations in 1915. For us it is important to mark the toponyms of places where the Croatian troops were stationed. On military maps we find German, Polish or Romanian names. Some of them differ from modern Ukrainian forms. This presents a problem for Croatian researchers, as they do not know where to locate the site connected with Croatian troops. From various sources, we find the following toponymy: the front line on the Russian-Romanian border, in the direction of Bojan–Mahala (Ukrainian: Bojany–Mahala / Cyrillic: Бояни–Махала), to the southeast of Czernowitz. The villages of Rarancze/Ridkiwzi (Raranče/Ridkivci or Раранче/Рідківці), Toporoutz (Toporivci/Топорівці), Chotin (Hotyn/Хотин), Dobronoutz (Dobrynivci/Добринівці), and Pohorloutz (Pohorilivka/Погорілівка) are often mentioned. We find the names Czarny Potok (Čornyi Potik/Чорний Потік) and Samuczyn (Samušyn/Самушин) on the Dniester.

2 Digitale Landesbibliothek Oberösterreich, <http://digi.landesbibliothek.at/viewer/resolver?urn=urn:nbn:at:AT-OOeLB-1630993>, 9.3.2017.

The command of the 42nd Home Guard Infantry Division was located in Czernawka (Čornivka/Чорнівка). Since their arrival in late December 1915, troops of the 16th Regiment were also located there as members of the reserve corps. Particularly heavy fighting took place in the locations east of Rarancze, on the position of Buczacz (Bučač/Бучач). We know that Croatian battalions from the city of Varaždin were here. Heavy battles took place behind the village of Toporoutz, where the 27th Regiment from the city of Karlovac was located.

Therefore, the task is to mark the line of the battlefield, to specify the toponyms, to locate the residence, battlefields and burial sites of Croatian people in the region. We assume that there are some traces of cemeteries with Croatian names. Croatian troops were involved in the largest and most complex activity in June 1916, known as the Brusilov offensive. It spread also to the northern Bukovina. The main blow of Brusilov's attacks was aimed at the 7th army of General Baron Karl von Pflanzer-Baltin. The 42nd Home Guard Infantry Division (25th, 26th, 27th and 28th Infantry Regiments) was defending southwestern positions of Bukovina along the Dniester, north of the city of Czernowitz. Here, we find the mention of places that are today called Bilyi Potik (Білий Потік), Chornyi Potik, and in particular the names of villages such as Pohorilivka, Okna, Onuth (Onut/Онут) are common.

Croatian regiments were involved in heavy fighting with Russian forces near the villages of Okna and Rarancze. Separately, defence was put up west of the village of Dobronoutz. Due to heavy losses, they were forced to withdraw.

Due to their heroism in the battle with the Russian army, the Croats were named the "Devil's Division". It cannot be ruled out that official propaganda played its part in the formation of such a name, with the aim of encouraging the soldiers. Similar names were also present on the Russian side, for example, the Circassian Cavalry was known as the "Wild Division".

The Russian breakthrough near Okna was the worst defeat that Austria-Hungary suffered in the entire war. The Austro-Hungarian command drastically underestimated Russian power during 1916, concluding that the Russians no longer had the strength for any serious action.

During the three months of Brusilov's activities, the Austro-Hungarian forces lost 613,587 men and 600 cannons. It was a barely recoverable loss that would significantly affect the situation on other fronts as well. Here the task is to find the sites with traces of war and possible cemeteries.

According to contemporary Ukrainian sources, in the village cemetery of Okna, the Osadchi (Осадчий) family erected a large stone cross in memory of the deceased. Soldiers of the Austrian army were buried there. For us it is important to find in the archives the names of the buried in order to be able to mark

Fig. 3: The Croats Devil's Division. Propaganda postcard printed in Zagreb. "For the benefit of orphans of fallen Croatian heroes" (1916). In: Hrvatski državni arhiv [HR HDA, Croatian State Archives, (02195)]

Fig. 4: Circassians (the cavalry of Russian Asian population) enter the city of Czernowitz (1915). In: HR HDA (01476)

the traces of Croatian cemeteries as part of the Austro-Hungarian military memorials. The contemporary Croatian public is largely unfamiliar with this, and therefore the reconstruction problem is also important for the site of Okna.

In 1917, final operations were waged on the border, next to the Hotyns'ka plateau. At this location, many soldiers from the Austro-Hungarian army were also wounded, captured and killed. The question is whether there are burial sites of soldiers there.

At the beginning of August 1917, the Russian army was pushed from the borders of Bukovina as an Austrian province. Croatian Home Guards, as part of the Austro-Hungarian army, entered Czernowitz. According to newspaper reports, they were welcomed by residents as liberators from the Russian intervention. Croats were previously known to the local people, and when returning (after they were forced to retreat from these positions), they were greeted as "their own". Varaždin and Sisak Infantry Regiments returned to their old positions.

The Croats remained there; they were less vulnerable, because the decline of Russia resulted in the truce on the Bukovina front. Croatian troops left the

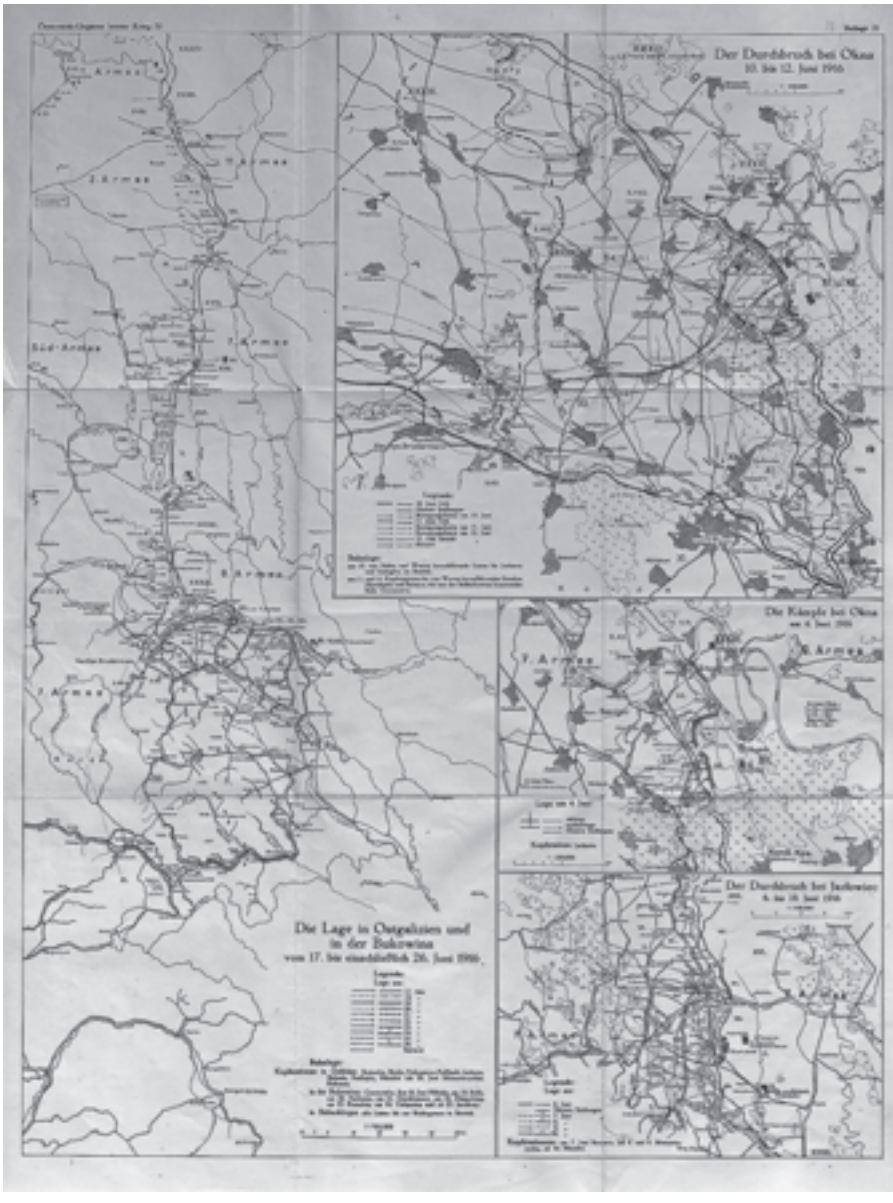

Fig. 5: Battlefield situation in Okna in June 1916. In: Österreich-Ungarns letzter Krieg, 1914–1918. Ed. by Österreichisches Bundesministerium für Heereswesen und Kriegsarchiv. Vol. 4: Das Kriegsjahr 1916 [supplement]. Wien 1933, attachment 21.[3]

3 Digitale Landesbibliothek Oberösterreich, <http://digi.landesbibliothek.at/viewer/resolver?urn=urn:nbn:at:AT-OOeLB-1632087>, 9.3.2017.

Eastern Front in Bukovina until the beginning of 1918. Then they were transferred to the southwestern battlefield in Italy.

With the end of the war, surviving Croatian soldiers returned to their homeland, which is included in the defeated side. The end of the war was marked by the chaos of the breaking up of the monarchy. In its wake, there was another threat of Croatian lands becoming divided, but Croatia was included in the newly formed state; in 1918, the State of Slovenes, Croats and Serbs was formed. That meant the cessation of communication with Central Europe and entering the Balkans. As the prominent writer Miroslav Krleža (1893–1981) said, the "Balkan Tavern" was created.

Literature

The second source for our reconstruction is literature. As a participant in the war, Krleža gave strong testimony about the fate of a man at war. The task of philology is to explore the works of Central European writers who have given an expressive account of events in the First World War. Ukrainian literature provided several important names and works on the subject (see works by the Ukrainian writers Ol'ha Kobyljans'ka, Vasyl' Stefanyk, Roman Kupčyns'kyj, Bohdan Lepkyj, Jurij Fed'kovyč, Myhajlo Jackiv). Unfortunately, they are insufficiently explored compared to other European literatures. It is necessary to conduct research and make an anthology of literary testimonies about the war. Ukrainian literature, as well as Croatian, would provide a visible contribution to this.[4]

Newspaper reports

Another source for the reconstruction is newspaper reports. We can state that it was the war itself that gave the impetus for an informational invasion of reports about Ukraine, and therefore also Bukovina, in the Croatian media space. Newspapers regularly reported on the situation on this battlefield. The public systematically heard the names of Ukrainian villages and learnt about the Bukovina region. Photos from the battlefield are published. However, the content is of an expressly official nature. It was in exactly these years of the war that organized and institutional military censorship was first established.

4 See for example Olena Dzjuba-Pogrebnjak: Perša svitova vijna v literaturah pivdennih slov'jan [The First World War in the Literature of the South Slavs]. Kyïv 2014; Volodymyr Zapolovs'kyi. Bukovyna v ostanniy vijni Avstro-Uhorscyny. 1914–1918 [Bukovina in Austria-Hungary's Last War, 1914–1918]. Černivci 2003.

Fig. 6: Croatian soldiers in a Ukrainian village (1916). In: HR HDA (02587)

Information control was applied by all the warring states. The aim was to isolate the population, especially the military component, from the propaganda activities of hostile countries, to neutralize opposition groups in their own national corpus. The content of reports from the battlefield was far from objective, rather, it had a character of 'hurray-patriotism'. But this information is important for the reconstruction of the forgotten images of Croatian troops' residence in Bukovina. Our task is to study and analyze the vision of wartime events in Bukovina in the Croatian media of the time. However, it is not official information that provides the main picture – an objective presentation of the agony, the suffering of the common man in the war. People were dying en masse, they struggled in tough conditions, returned maimed, traumatized. All this for the interests of monarchies which eventually collapsed.

Photographs

Just at that time there was a boom in photography; it was nearly as popular as mobile phones are today. As a result, a significant visual fund about the war was created. The Croatian State Archive in Zagreb has a large collection of photos from the Eastern Front, including Bukovina. The photos were made by representatives of the middle class, intellectuals who were on these front lines. They were aware of the censorship and therefore they did not show the horrors of war, or perhaps these images were destroyed by the censors. On the basis of their content, they can be divided into three groups.

The first is the presentation of everyday life on the battlefield – mainly the life of officers, less so of ordinary soldiers. The second relates to communication with the local population, representations of Bukovina. The third is cemeteries. For us, the second and third groups are especially important. They

speak of a mainly good attitude on the part of the Croatian contingent to Bukovina peasants. It is known that the Austro-Hungarian military command ordered repressive measures against the local population, especially in Galicia. There, under the influence of strained relations between the Polish and Ukrainian political forces, Ruthenes were often accused of cooperation with the Russians and punished with death. This fact spurned the writer Miroslav Krleža to write the play *Galicija* (1922), depicting the Austrian military administration's repression of the Ukrainian peasantry. The photos also show a number of representations from the life of Bukovina peasants. These photos have information value. They depict costumes and houses in Bukovina and must be interesting to Ukrainian ethnology.

An especially important source is constituted by the photos of soldiers' funerals, of burial places. They point to the locations of cemeteries. There may be preserved sites or traces of such cemeteries. From previous research, the Croatian sources mention the following burial sites of Croatian soldiers in Bukovina:

- Dobronoutz: military cemetery with a monument to the 25th Zagreb Home Guard Regiment (Fig. 7–9). It is known for the Croatian coat of arms and a lion lying on the top of a rectangular pedestal. Identification problem: similar monuments can be seen in photos from Galicia (Kolomeya, Kulackivci). Is this the wrong signature on the photograph or is it an example of a typical monument, put up in several places?
- Dobronoutz, Yurkivci/Юрківці): cemetery of deceased Croats.
- Valea Cosminului (Valya Kuz'myna/Валя Кузьмина): a known cemetery arranged as a German and Romanian cemetery, names of Croatian soldiers have not been identified. The remains of trenches and fortifications can serve as war memorials.
- Rarancze: common grave of those killed in the First World War. The identification of the buried is needed, along with the search for Croatian names.
- Novoselycja/Новоселиця, Šypyncі/Шипинці, Zaleščyky/Залещики: the site of bloody battles in 1916, the existence of a cemetery is not confirmed.
- Research of other locations is also required, in particular Okna, Pohorolivka, Onut and other names mentioned herein.

Fig. 7: Cemetery and monument to Croatians fallen in Dobronoutz. In: HR HDA (3217)

Fig. 8: Ibid. (01448)

Fig. 9: The present-day monument. Photo: Volodymyr Zapolovs'kyi (2006).

Fig. 10: Burials of Croatian soldiers in Hlybivka. In: HR HDA (02573)

Fig. 11: Funeral and mass at the cemetery of Hlybivka. In: HR HDA (01741)

Fig. 12: Monument to fallen Croatians in Hlybivka (1916). In: HR HDA (01581)

Fig. 13: Present-day monument: Photo: Jevgenij Paščenko (2014)

Fig. 14: Present-day cemetery in Hlybivka. Photo: Jevgenij Paščenko (2014)

Fig. 15: Remains of the bunker in Hlybivka. Photo: Jevgenij Paščenko (2014)

Conclusions

In the context of resistance to the Russian army, Croatian troops were known for their loyalty, the desire to defend the interests of Vienna; they were named the "Devil's Division". By the order of the Austrian command, they were forced to carry out repression against Ukrainian peasants. However, Croatian soldiers also showed loyalty in their attitude toward the Ukrainians; over the years of the war, disillusionment increased and the ideas of Slavic solidarity spread. Loyalty to the ideas of Russian Bolshevism was increasingly expressed. Such attitudes were presented for example by the prominent Croatian writer Miroslav Krleža.

With the renewed interest in the topic of the First World War, the forgotten information on the fate of Croatian soldiers in Bukovina is returned to the memory and consciousness of modern society. The task is to reconstruct the participation of Croats in the war on the territory of Bukovina. An especially important task is to find the burial sites of soldiers. We believe that we can expect new discoveries. Indeed, the recently discovered cemetery of Croatian soldiers in Galicia, in the village of Hlybivka near Bohorodchany is one such find.

The publication of this chapter in military history has sparked great interest in Croatian society.[5] Bukovina is currently a little-known region. We hope that cooperation with scientists from Bukovina will contribute to new discoveries. With this aim we initiated and signed a cooperation agreement between the Universities of Zagreb and Černivci. Our task is to mark the route of residence and cemeteries so that people from Croatia can come to Bukovina.

A further task is to coordinate the activities of scientific institutions in the reconstruction of the panorama of the First World War on the Eastern Front. Such cooperation will contribute to the humanistic message of the absurdity of war and the suffering of the common man, who is forgotten. Our task is to restore this image in the consciousness of modern society.

---

[5] Jevgenij Paščenko: Hrvatski grobovi 1914–1918. Karpati, Galicija, Bukovina [Croatian Graves 1914–1918. Carpathians, Galicia, Bukovina]. Zagreb 2016.

Personenverzeichnis

Adelsberger, Alfred 43
Adorno, Theodor W. 93
Aldington, Richard 61
Alejchem, Scholem 13, 54, 83f., 86, 88–91, 93
Almendinger, Filip 143, 149
Ammon, Alfred 187
Andrian zu Werburg, Leopold von 128–131
Andruchovyč, Jurij 132
Ardenne, Armand Léon von 25
Auguste Viktoria, Kaiserin 33

Babota, Ljbycja 124
Bachtin, Michail M. 74, 78
Barbusse, Henri 63
Baumhackl, Fritz 190
Bažans'kyj, Ivan 13, 67–70, 72f.
Berchtold, Leopold 128, 129
Bergmann, Schmuel Hugo 15, 153–156, 158, 160, 164f.
Bernstein, Eduard 15, 158, 162–164
Bezpalko, Osyp 114
Bhabha, Homi 68
Birnbaum, Nathan 15, 158–160
Bobrzyński, Michał 128
Bocancea, Temistocle 104
Bocancea, Teofil 42
Böhm von Böhmersheim, August 180f., 188
Boia, Lucian 127
Bolzano, Bernard 164
Brătianu, Ion I. C. 106, 108, 127
Brosch zu Arenau, Alexander 128
Brown, Cyril 52
Buber, Martin 153f., 164
Burián, Stephan 130
Bussche-Haddenhausen, Hilmar von dem 145, 148

Cammerloher, Hermann 190f.
Catelli, Emmanuel 149
Čeremšyna, Marko 58f.
Chotkevyč, Hnat 132
Conrad, Viktor 189
Čopej, Vasyl' 125
Cotos (Coman), Nicolae 108
Čuma, Andrij 124

Dalla-Torre, Karl Wilhelm von 182
Demjanovics, Emil 126
Dewald, Johann 191
Dewald, Karl 191
Dobrjans'kyj, Adol'f 121f., 124f.
Duchnovyč, Aleksander 124
Duzinkiewicz, Basil von 41

Ebner, Mayer 11f., 41, 43, 45, 49, 52–56
Edelmann-Ober, Eva 158
Ehrlich, Eugen 174, 186
Erbiceanu, Vespasian 149
Ernst, Petra 158
Evreinov, Simeon 48
Ezdorf, Josef von 114

Fabarius, Siegfried 32
Falkenhayn, Erich Georg von 26
Fed'kovyč, Jurij 201
Fencyk, Jevhenij 125
Ferdinand I., König 111
Fischer, Eduard 42, 105–108, 110
Flondor, Iancu von 100, 106, 113, 115
Flondor, Nicu von 41f., 102
François, Hermann von 27–29, 31f.
Franko, Ivan 132
Franz Ferdinand, Erzherzog 121, 128
Franz Joseph I., Kaiser 20, 24
Frisch, Hans von 173f., 176, 178, 180, 186

Ganghofer, Ludwig 46
Geitler-Armingen, Josef von 178, 188
Gelber, Mark H. 160
Gerovskij, Aleksej 48, 105
Gerovskij, Roman 48
Glass, Hildrun 137
Grămadă, Ion 104, 107, 109
Grienberger, Theodor 190
Grigorovici, George 109, 111, 113, 116

Gronemann, Sammy 160
Günther, Hans 25

Haase, Daniel 136, 140, 146f.
Hadžega, Vasyl' 125
Halbwachs, Maurice 157
Hausleitner, Mariana 137
Helfert, Joseph A. 170
Hemingway, Ernest 61
Hennig, Johann 36
Herzl, Theodor 159
Heß, Georg 31f.
Hexel, Philipp 35
Hilberg, Isidor 188
Hitler, Adolf 8
Hoeflich, Eugen 159f.
Hofmannsthal, Hugo von 128
Horstmann, Alfred 143, 146–148, 151
Hötzendorf, Franz Conrad von 26
Hrnjuk, Les' 132
Hrynevyčeva, Katrja 58

Iorga, Nicolae 103

Jackiv, Myhajlo 201
Jefremov, Serhij 58
Jelačić, Joseph 121
Josef II., Kaiser 47
Jünger, Ernst 68

Kaindl, Raimund Friedrich 37, 98, 100, 184
Kappeler, Andreas 67
Karbulyc'kyj, Ilarij 58
Karl, Erzherzog 108
Karl I., Kaiser 111f.
Kaser, Kurt 174, 180f., 189
Katharina II., Zarin 79
Kellner, Leon 180, 188
Kerenskij, Aleksandr Fëdorovič 50, 112
Kobyljans'ka, Ol'ha 13, 58–60, 62, 67–70, 76f., 80, 132f., 201
Kogler, Ferdinand 186
Kosch, Wilhelm 174, 189
Kralyc'kyj, Anatolij 125
Krleža, Miroslav 201, 203, 207
Krüger, Paul 182
Krupenskii, Alexandr N. 148, 151
Krušel'nyc'kyj, Antin 64
Kühlmann, Richard von 142f., 145
Kun, Béla 117
Künigl zu Ehrenburg, Emil 32, 35
Künigl zu Ehrenburg, Ilka 32–34
Kupčyns'kyj, Roman 201
Kusmanek von Burgneustädten, Hermann 35

Lamp, Karl 182
Landauer, Gustav 155
Lappin, Eleonore 154, 158, 163
Lazarus, Norbert 41
Lečickij, Platon A. 195
Leder, Paul 187
Leiblinger, Gustav 190
Lepkyj, Bohdan 201
Lesch, Robert von 143
Lexa von Aehrenthal, Alois 128f.
Lindner, Josef 190
Lónyay, Stephanie 33
Lukijanovyč, Denys 132

Mackensen, August von 26
Maklakov, Vasilii A. 136
Makohon, Dmytro 60
Makovej, Osyp 13, 58, 61, 64f., 67–69, 73–75, 78
Manastyrs'kyj, Artemon 102, 106
Marghiloman, Alexandru 143, 146, 148
Marmeliuc, Dimitrie 107, 109, 113, 116
Marx, Karl 51
Menczel, Philipp 11, 41, 45–54
Mendelssohn, Moses 159
Meyer, Thomas 158
Micoletzky, Heinrich 182f., 190f.
Mil'kovič, Vladimir 103
Mitrak, Aleksandr 125
Morariu, Aurel 108f.

Nikolaj II., Zar 49, 106
Nistor, Ion 100, 103f., 107–109, 111f., 115f., 171, 176, 185
Norst, Anton 190

Onciul, Aurel von 99, 100, 104f., 108, 110, 112, 114

Pan'kovyč, Stepan 125
Petljura, Symon 39, 52
Petruszewycz, Eugen 130f.
Petschek, Georg 186
Pflanzer-Baltin, Karl von 195, 198
Pichon, Stéphen 136
Piłsudski, Józef 26, 39
Pomeranz, Cäsar 188
Popovici, Eusebie 102
Popovyč, Omeljan 101, 114
Popowicz, Dorimedont 41
Porsch, Otto 189
Prochasko, Jurko 81
Puşcariu, Sextil 112

Rabár, Endre (Andrij Hrabar) 126
Rakovs'kyj, Ivan 125
Răuț, Romul 184
Redl, Alfred 60
Regius, Alfons 41, 42
Reichelt, Johann 189, 191
Reifer, Manfred 45, 52, 56, 116
Reinhold, Franz 190
Remarque, Erich Maria 61, 68
Repta, Vladimir von 101, 106, 115
Roschmann-Hörburg, Julius 186
Roskovics, Ignác 126
Roth, Joseph 84, 87
Rudlovčak, Olena 124
Rudolf von Österreich, Erzherzog 33
Ryčalka, Mychajlo 124

Sabov, Kyril 125
Sambursky, Miriam 154
Schnitzler, Arthur 154
Scholem, Gershom 155
Schroeder, Olga 137
Schuster, Frank M. 157, 161
Segel, Binjamin 15, 158, 161f.
Selepec', Josyf 124
Šeptyc'kyj, Andrej 129
Šeptyc'kyj, Leo 123
Ševčenko, Taras 72
Shumsky, Dimitry 155, 164
Sieg, Ulrich 158, 161–164
Sil'vaj, Ivan 125
Simionovici, Teofil 104
Simmel, Georg 86
Singer, Israel Joshua 13, 84–87, 90
Sluşanschi, Emilian 107f.
Smal'-Stoc'kyj, Stepan 102
Spenul, Nikolai 41
Spiegel, Ferdinand 29
Stalin, Josef 8
Stefan, Paul 25
Stefanyk, Vasyl' 58, 132, 201
Stere, Constantin 146
Steuer, Adolf 182
Stich, Ignaz 191
Stolypin, Pëtr Arkad'evič 49
Stourzh, Gerald 170
Strauss, Leo 158
Strobl, Karl Hans 25
Stryps'kyj, Hijador 125
Sturdza, Dimitrie Alexandru 127
Szabó, Jenő 126

Thoma, Ludwig 29f.
Thoma, Marion 30
Tito (Josip Broz) 196
Torouțiu, Ilie 108
Tovt, Mykola 124
Trakl, Georg 25, 30
Turczynski, Emanuel 176
Turjans'kyj, Osyp 58, 62
Tverdokhlebov, Vladimir N. 151

Văitoianu, Arthur 148
Vasyl'ko, Mykola 101, 105f., 109–111, 114
Vasylovyč-Sapohivs'kyj, Lev 132
Veltzé, Alois 25
Vološyn, Avhustyn 125

Wangenheim, Hubert von 27
Weisselberger, Salo von 41, 45, 48
Widmer, Andreas 140, 151
Wildauer, Tobias 170
Wilhelm II., Kaiser 33, 142, 144
Wilson, Woodrow 52, 111
Winkler, Immanuel 142, 144, 147
Witkowsky, Gustav 159
Wolff, Karl 176f., 187
Wolzogen, Ernst von 46

Zach, Franz 21, 23
Zadic, Iacob 114
Žatkovyč, Jurij 125
Zelinka, Carl 180, 188
Zettler, Eugen 191
Zieglauer von Blumenthal, Ferdinand 171
Zingerle, Oswald 188
Zöckler, Erasmus 36
Zöckler, Lillie 38
Zöckler, Theodor 36–38
Zweig, Arnold 160
Zweig, Stefan 15, 92, 157f., 160f.

Autorinnen und Autoren

Kati Brunner, M. A.
Lektorin des Deutschen Akademischen Austauschdienstes, Zentrum Gedankendach, Nationale Jurij-Fed'kovyč-Universität Czernowitz/Černivci (Ukraine).

Prof. Dr. Andrei Corbea-Hoisie
Leiter des Lehrstuhls für Germanistik an der Fakultät für Literatur der Universität Al. I. Cuza, Jassy/Iaşi (Rumänien).

PD Dr. Hans-Joachim Hahn
Privatdozent am Institut für Germanistische und Allgemeine Literaturwissenschaft an der RWTH Aachen (Deutschland).

PD Dr. Mariana Hausleitner
Privatdozentin am Osteuropa-Institut an der Freien Universität Berlin (Deutschland).

Dr. Florian Kührer-Wielach
Direktor des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (Deutschland).

Dr. Svitlana Kyrylyuk
Dozentin am Lehrstuhl für ukrainische Literatur an der Philologischen Fakultät der Nationalen Jurij-Fed'kovyč-Universität Czernowitz/Černivci (Ukraine).

Prof. Dr. Jevgenij Paščenko
Leiter des Lehrstuhls für ukrainische Sprache und Literatur an der Fakultät für Philosophie der Universität Zagreb (Kroatien).

Prof. Dr. Isabel Röskau-Rydel
Leiterin der Abteilung Germanische Philologie am Neuphilologischen Institut der Pädagogischen Universität Krakau/Kraków (Polen).

Prof. Dr. Peter Rychlo
Dozent am Lehrstuhl für Weltliteratur an der Philologischen Fakultät der Nationalen Jurij-Fed'kovyč-Universität Czernowitz/Černivci (Ukraine).

Prof. Dr. Kurt Scharr
Leiter des Lehrstuhls für Österreichische Geschichte am Institut für Geschichtswissenschaften und Europäische Ethnologie an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (Österreich).

Dr. Cristina Spinei
Dozentin am Lehrstuhl für Germanistik an der Fakultät für Literatur der Universität Al. I. Cuza, Jassy/Iaşi (Rumänien).

Dr. Marc Stegherr
Lehrbeauftragter für südslavische Landeskunde am Institut für Slavische Phi-

lologie, Ludwig-Maximilians-Universität München (Deutschland) und Gastprofessur an der Babeş-Bolyai Universität Cluj-Napoca/Klausenburg (Rumänien).

Dr. Svetlana Suveica
Wissenschaftliche Mitarbeiterin am Leibniz-Institut für Ost- und Südosteuropaforschung (IOS), Regensburg (Deutschland) und Assistenzprofessorin an der Fakultät für Geschichte und Philosophie der Staatlichen Universität in Kischinew/Chișinău (Republik Moldau).

Dr. Markus Winkler
Wissenschaftlicher Projektmitarbeiter am Institut für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München und freiberuflicher Kultur- und Wissenschaftsmanager in Berlin (Deutschland).

Deutsche Geschichte und Kultur im südosteuropäischen Kontext

VERÖFFENTLICHUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE SÜDOSTEUROPAS AN DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN

STEFAN SIENERTH (HG.)

»Immer die Angst im Nacken, meine Erinnerung könnte versagen«

Interviews mit deutschen Schriftstellern und Literaturwissenschaftlern aus Südosteuropa

Vor allem deutschsprachige Kulturschaffende aus Südosteuropa berichten über ihr Leben und Schreiben in einer Diktatur und über ihre Versuche, im Literaturbetrieb der Bundesrepublik Deutschland Fuß zu fassen.

Band 131, 400 S., 25 Abb., kart.
ISBN 978-3-7917-2713-4 / auch als eBook

MARKUS WINKLER (HG.)

Partizipation und Exklusion

Zur Habsburger Prägung von Sprache und Bildung in der Bukowina. 1848 – 1918 – 1940

Sprache als gesellschaftlicher Katalysator in der Bukowina; Beiträge von Spezialisten, u. a. Marianne Hirsch, Leo Spitzer, Mariana Hausleitner, Kurt Scharr, David Rechter, Andrei Corbea-Hoişie, Ion Lihaciu und Peter Rychlo.

Band 132, 296 S., 12 Abb., kart.
ISBN 978-3-7917-2712-7 / auch als eBook

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
D-93008 Regensburg
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Deutsche Geschichte und Kultur im südosteuropäischen Kontext

VERÖFFENTLICHUNGEN DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE KULTUR UND GESCHICHTE SÜDOSTEUROPAS AN DER LUDWIG-MAXIMILIANS-UNIVERSITÄT MÜNCHEN

JÜRGEN LEHMANN / GERALD VOLKMER (HG.)

Rumäniendeutsche Erinnerungskulturen

Formen und Funktionen des Vergangenheitsbezuges in der rumäniendeutschen Historiografie und Literatur

Nationale Selbstdefinitionen und Standortbestimmungen spielen im östlichen Europa eine zentrale Rolle. Bei der damit verbundenen Suche nach kollektiver Identität sind Erinnerung und Gedächtnis von hoher Relevanz. Eine besondere identitätsbildende Kraft entwickelte die von der modernen Kulturwissenschaft als »Opfergedächtnis« bezeichnete Auseinandersetzung mit vergangenem Geschehen. Die Beiträge dieses interdisziplinär angelegten Bandes stellen die Vielfalt von Formen und Funktionen der mit den Begriffen »kollektives Gedächtnis« und »kulturelles Gedächtnis« bezeichneten Bezüge auf die rumäniendeutsche Zeitgeschichte, insbesondere die der Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben, dar. Dabei werden Argumentationen und gesellschaftliche Funktionen analysiert sowie die für die Historiografie (z. B. Weltkriege, Deportationen) und für die Literatur (z. B. Adolf Meschendörfer, Herta Müller) relevanten Besonderheiten herausgearbeitet.

Band 133, 184 S., kart., ISBN 978-3-7917-2784-4 / auch als eBook

VERLAG FRIEDRICH PUSTET

Verlag Friedrich Pustet
D-93008 Regensburg
www.verlag-pustet.de

Tel. 0941 / 92022-0
Fax 0941 / 92022-330
bestellung@pustet.de

Vor dem Hintergrund der Ereignisse in der Ukraine in den letzten Jahren hat dieser Band, der auf eine internationale Konferenz 2015 in Czernowitz/Černivci (Ukraine) zurückgeht, eine ungeahnte Aktualität erfahren. Der Austausch über die Kriegs- und Konfliktgeschichte und ihre Folgen im mittel- und osteuropäischen Raum erscheint dringlicher denn je. Die hier versammelten Beiträge widmen sich mittels historischer, kulturwissenschaftlicher und literaturwissenschaftlicher Zugriffe den durch den Ersten Weltkrieg entstandenen Dilemmata verschiedener Bevölkerungsgruppen in der Bukowina, Galizien und Bessarabien. Staatliche Zugehörigkeiten verändern sich mit der kriegsbedingten Verschiebung von Grenzen, kulturelle Orientierungen und Loyalitäten blieben jedoch oftmals bestehen oder wurden an die neue politische Situation angepasst. Der Band zeigt exemplarisch den von Weltkrieg und Aufstieg der Nationalstaaten beschleunigten Wandel eines kulturellen Zwischenraumes und seiner Bevölkerung, die sich durch Multiethnizität sowie konfessionelle und sprachliche Vielfalt auszeichneten.

FLORIAN KÜHRER-WIELACH
Dr. phil., Historiker und Romanist, ist Direktor des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der Ludwig-Maximilians-Universität München (IKGS).

MARKUS WINKLER
Dr., Literatur- und Sprachwissenschaftler; seit 1998 Forschungs- und Lehrtätigkeiten an der Nationalen Universität Tscherniwzi, University of Portsmouth und Universität Jassy. Wissenschaftlicher Projektmitarbeiter des IKGS.

ISBN 978-3-7917-2927-5
9 783791 729275

IKGS | www.verlag-pustet.de